

„Warum haben wir aufeinander geschossen?“

Studien zum Rußlandbild in der deutschen Prosaliteratur
von Stalingrad bis zur neuen Ostpolitik der BRD

(1943-1975)

Dissertation

Zur Erlangung des Grades

eines Doktors

der Philosophie

im Fachbereich

Geisteswissenschaften

der Universität Duisburg-Essen

vorgelegt von

Gyuzel Muratova

aus Ufa/Russland

Mündliche Prüfung wurde am 21.11.05 bestanden.

Gutachter: Prof. Dr. Herbert Kaiser

Fachbereich Geisteswissenschaften, Germanistik

Universität Duisburg-Essen

Prof. Dr. Werner Jung

Fakultät für Geisteswissenschaften, Institut für Germanistik

Universität Duisburg-Essen

Duisburg 2005

Danksagung

Die Realisierung des vorliegenden Dissertationsprojektes wäre kaum denkbar ohne engagierte Betreuung Herrn Prof. Dr. Herbert Kaiser, der meine Promotion ermutigt, angeschoben und mit vielen hilfreichen Ratschlägen unterstützt hat. Ihm bin ich zu bleibendem Dank verpflichtet. Ein besonderes Wort des Dankes gilt Herrn Prof. Dr. Dr. h.c. Werner Keller und seinen Mitarbeiterinnen Frau Dr. Ingrid Reul und Frau Dr. Karina Gomez-Montero für die Unterstützung meiner Arbeit in der Anfangsphase; auch bei der Lösung einzelner Alltagsfragen, mit denen man sich beim Auslandsaufenthalt konfrontiert sieht, haben sie mit Rat und Tat geholfen. Mein großer Dank gebührt auch Herrn Friedrich-Karl Bänfer, der mich zur Promotion in Deutschland ermutigt und dies ermöglicht hat.

Ohne die großzügige finanzielle Unterstützung der Begabtenförderung der Friedrich-Naumann-Stiftung und des DAAD wäre die Arbeit kaum zustande gekommen; den Mitarbeitern beider Stiftungen sei gedankt für ein jeweils 18-monatiges Promotionsstipendium sowie ideelle Anregungen und Altstipendiatenbetreuung.

Inhalt

Vorwort.....	4
Teil I. Einleitung.....	8
1. Gegenstand, Ziel und Aufgaben der Forschung.....	8
2. Zur Textauswahl.....	11
Teil II. Theoretisch-methodologische Grundlagen.....	17
1. Überblick über die Frühgeschichte und die Grundthesen der komparatistischen Imagologie.....	17
2. Zum Begriffsproblem.....	21
3. Zum aktuellen Forschungsstand der komparatistischen Imagologie. Mögliche Entwicklungswege.....	25
4. Bedingungen und Funktionsweisen literarischer Stereotypisierung.....	28
5. Literarische Freund- und Feindbilder.....	35
6. Beispiel eines Interpretationsmodells für die Untersuchung des Bildes vom anderen Land aus imagologischer Sicht.....	37
Teil III. Deutsches Bild von Rußland und Russen: Geschichte und Gegenwart	41
1. Einführung.....	42
2. Entstehung und Frühgeschichte deutscher Rußlandbilder. 9.-17. Jahrhundert.....	42
3. Zum deutschen Rußlandbild im 18. Und 19. Jahrhundert.....	44
4. Das deutsche Rußlandbild im 20. Jahrhundert.....	47
4.1. Das deutsche Rußlandbild in den 20er Jahren.....	47
4.2. Das deutsche Rußlandbild in den 30er und frühen 40er Jahren.....	49
4.2.1. Nationalsozialistische Komponenten des deutschen Russen- und Rußlandbildes.....	51
Teil IV. Bilder von Rußland und Russen in ausgewählten deutschen Prosatexten 1943-1975.....	57
1. Bilder von Rußland und Russen deutscher Wehrmachtangehöriger während des Krieges gegen die Sowjetunion am Beispiel des kollektiven Tagebuches <i>Das Echolot</i> von Walter Kempowski und des autobiographischen Berichtes <i>Die unsichtbare Flagge</i> von Peter Bamm.....	57
1.1. Walter Kempowski: <i>Das Echolot</i>	57
1.1.1. Zum Forschungsgegenstand. Feldpostbriefe und Tagebuchaufzeichnungen als historische Quelle.....	57
1.1.2. Zu den methodischen Grundlagen der Analyse von Feldpostbriefen und Tagebuchaufzeichnungen.....	59
1.1.3. Kriegs- und Kampferlebnisse deutscher Soldaten an der Ostfront.....	65
1.1.4. Darstellung des Verhältnisses zwischen den Wehrmachtangehörigen und der sowjetischen Zivilbevölkerung in den besetzten Gebieten der UdSSR.....	73

1.1.5.	Das Rußlandbild der nationalsozialistischen Propaganda und der deutschen Bevölkerung.....	79
1.1.6.	Zusammenfassung.....	83
1.2.	Peter Bamm: <i>Die unsichtbare Flagge</i>	87
1.2.1.	Zusammenfassung.....	106
2.	Darstellung der sowjetischen Besetzung in Ostdeutschland 1944-1945.....	106
2.1.	Einführung in das Thema.....	106
2.2.	Marion Gräfin Dönhoff: <i>Namen, die keiner mehr nennt</i>	110
2.3.	Peter Härtling: <i>Die Möhre</i>	112
2.4.	Christine Brückner: <i>Jauche und Lewkojen</i>	113
2.5.	Walter Kempowski: <i>Uns geht's ja noch gold</i>	115
2.6.	Wolfgang Leonhard: <i>Die Revolution entläßt ihre Kinder</i>	128
2.7.	Gisela Karau: <i>Die Großmutter mit der Pistole</i>	132
2.8.	Zusammenfassung.....	134
3.	Bilder von Rußland und Russen in der deutschen Literatur über sowjetische Kriegsgefangenschaft am Beispiel der Romane <i>Der Arzt von Stalingrad</i> von Heinz G. Kosalik und <i>Soweit die Füße tragen</i> von Josef Martin Bauer.....	136
3.1.	Einführung.....	136
3.2.	Kosalik: <i>Der Arzt von Stalingrad</i>	139
3.2.1.	Zusammenfassung.....	161
3.2.2.	Anhang.....	162
3.3.	Josef Martin Bauer: <i>Soweit die Füße tragen</i>	170
3.3.1.	Zusammenfassung.....	184
4.	Darstellung der Sowjetunion und sowjetischer Menschen von ostdeutschen Autoren am Beispiel der <i>Moskauer Novelle</i> von Christa Wolf.....	186
4.1.	Zusammenfassung.....	206
5.	Das Bild von Rußland und Russen in der westdeutschen Literatur am Beispiel des Romans <i>Gruppenbild mit Dame</i> von Heinrich Böll.....	208
5.1.	Zusammenfassung.....	237
	Schlußbemerkungen.....	239
	Literaturverzeichnis.....	245

Vorwort

„Von allen Büchern, die niemand schreiben kann, sind Bücher über die Nationen und ihren Charakter die unmöglichsten.“ Die Unzugänglichkeit des Originaltextes¹ läßt lediglich vermuten, welche Überlegungen beziehungsweise Erfahrungen den amerikanischen Kulturkritiker Jacques Barzun zu diesem resignierten wie resignierenden Schluß geführt haben sollten. Seit der Antike bis in die jüngste Zeit hinein bemühen sich Autoren um sprachlich fixierte Darstellung des Bildes vom anderen Land.² Die mittlerweile recht umfangreich gewordene Bibliographie zur Bildforschung offenbart einerseits das angespannte wissenschaftliche, aber auch das öffentliche Interesse an der Erforschung solcher Bilder; andererseits liegt aufgrund dessen die Vermutung nahe, welche geradezu unerschöpfliche Forschungs- und Interpretationsmöglichkeiten dieses diffizile Thema zu bieten hat.

Allerdings ist die Literatur bei weitem nicht die einzige Domäne der Bildforschung. In Geschichtswissenschaften, Publizistik, Ethnologie, Mentalitätsgeschichte, Psychologie, Sozial-, Politik- und Medienwissenschaften gehört die Ermittlung des Bildes vom Anderen zum wichtigen Aufgabenbereich. Durch wachsende gegenseitige Annäherung und interdisziplinäre Zusammenarbeit der Humanwissenschaften, durch Etablierung neuer Forschungsrichtungen und Disziplinen und ständige Aktualisierung bestehender sowie Erarbeitung neuer theoretischer und methodologischer Ansätze eröffnen sich neue Perspektiven für die Bildforschung auch in der Literaturwissenschaft. Die ursprünglich rein empirisch-deskriptive Darstellungsweise fremder Länder und Völker bekommt in der Publizistik, Kulturgeschichte und Literatur der Neuzeit zunehmend wissenschaftliche Grundlagen; je nach in der jeweiligen Epoche vorherrschenden geistespolitischen und ästhetischen Konzepten sowie gesellschaftlichen, ideologischen und sonstigen Strömungen werden die Fremdbilder unter verschiedenen Blickwinkeln betrachtet und erforscht.

¹ Zitiert nach Otto Klineberg: Die menschliche Dimension in den internationalen Beziehungen. Bern 1966, S. 140.

² Z.B.: Deutschlands literarisches Amerikabild. Neuere Forschungen zur Amerikarezeption der deutschen Literatur. Hg. v. Alexander Ritter. Hildesheim; New York. 1977; Günther Blaicher: Das Deutschlandbild in der englischen Literatur. Darmstadt 1992; Wolfgang Leiner: Das Deutschlandbild in der französischen Literatur. 2. erw. Auflage. Darmstadt 1991; Weigui Fang: Das Chinabild in der deutschen Literatur, 1871-1933. Ein Beitrag zur komparatistischen Imagologie. Diss. Frankfurt a. M. 1992.

Obwohl die Bilder vom anderen Land zum großen Teil im außerliterarischen Bereich ihren Ursprung haben, ist es evident, daß ihre Analyse zur genuinen Aufgabe der Literaturwissenschaft gehört. So meint zum Beispiel Peter Boerner, da „es doch die literarisch tätigen Angehörigen eines Volkes [sind], die, bewußt oder unbewußt, einschlägige Beobachtungen über andere Völker zusammentragen und diese Beobachtungen in Worte fassen“³. Thomas Bleicher sieht den Vorrang der Literatur bei der Untersuchung der Bilder vom anderen Land darin, daß sie im Unterschied zu „ephemerem Medien“ wie Fernsehen oder Presse dieses Thema traditionell, langfristig und komplex vermittelt.⁴ Die Frage nach der Priorität der Träger bei der Produktion und Verbreitung von Fremdbildern wäre zweifelsohne ein interessantes Diskussionsthema; auf jeden Fall ist die entsprechende Rolle der Massenmedien aufgrund ihrer Verbreitung und Zugänglichkeit, ja Allgegenwärtigkeit, sowie immer zunehmender Intensität und Unkontrollierbarkeit des Informationsflusses nicht unterzuschätzen. Derzeit liegen mehrere Studien vor, die vom Standort unterschiedlicher wissenschaftlicher Disziplinen und mit spezifischen Fragestellungen sich mit den durch die Massenmedien transportierten Bildern beschäftigen.⁵

Schließlich verankerte die Literaturwissenschaft ihr Forschungsinteresse für Bilder vom anderen Land, indem speziell zur Untersuchung ihrer Genese, Erscheinungsformen, Funktionsweisen, Wechselbeziehungen und Auswirkungen sowohl in literarischen Texten, als auch im außerliterarischen Bereich in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts im Rahmen der Vergleichenden Literaturwissenschaft eine neue Forschungsrichtung – komparatistische Imagologie – gegründet wurde.

Im Einleitungskapitel werden Thema, Forschungsgegenstand, Forschungsziel und -aufgaben sowie Kriterien der Textauswahl vorgestellt. Der nächste Abschnitt widmet sich der Auseinandersetzung mit theoretisch-methodologischen Grundlagen, die dann im

³ Peter Boerner: Das Bild vom anderen Land als Gegenstand literarischer Forschung. In: Sprache im technischen Zeitalter, Heft 56 (1975), S. 313-321, hier S. 316.

⁴ Thomas Bleicher: Elemente einer komparatistischen Imagologie. In: Komparatistische Hefte, 2 (1980), S. 12-24, hier S. 12.

⁵ Als Beispiel zu nennen: Jürgen Wilke: Imagebildung durch Massenmedien. In: Völker und Nationen im Spiegel der Medien. Hg. v. Bundeszentrale für politische Bildung. Bonn 1989, S. 11-21.

Interpretationsteil am Beispiel ausgewählter Texte konkretisiert werden. Außerdem wird hier auf Begriffs- beziehungsweise Definitionsprobleme sowie auf andere wichtige Diskussionsfragen der modernen komparatistischen Imagologie eingegangen. Die Schlußfolgerungen aus den Ergebnissen der Studie werden in der Zusammenfassung präsentiert. Dem Literaturverzeichnis mit der Angabe der zur Untersuchung herangezogenen Texte der Primär- und Sekundärliteratur folgt das Verzeichnis weiterer angeführter Literatur zum Forschungsfeld *Bild vom anderen Land* und speziell zum Thema *Das deutsche Rußlandbild*.

Teil I. Einleitung

1. Gegenstand, Ziel und Aufgaben der Forschung

In Anlehnung an zahlreiche ähnliche Untersuchungen zum Bild vom anderen Land ist das *Rußlandbild* Gegenstand der vorliegenden Studie unter der Voraussetzung, daß es mehrere, allerdings im Rahmen einer Dissertation nicht alle beschreibbaren Einzelbilder impliziert und für die Gesamtheit einzelner Komponenten steht. Die Vielseitigkeit, Kompliziertheit und Widersprüchlichkeit des Untersuchungsgegenstandes lassen keine Generalisierungen zu, da es sich dabei um ein vielschichtiges, sich ständig wandelndes System einzelner individueller, allgemein verbreiteter und/oder offiziell propagierter Vorstellungen von einem Land und seiner Bevölkerung handelt. Trotzdem sei der Versuch gewagt, die im Laufe der Zeit wiederkehrenden Merkmale, die als Grundzüge dieses Bildes festgehalten werden, sowie seine möglichen Änderungen zu erfassen und ihre sprachliche Fixierung und Deutung in ausgewählten Texten deutscher Autoren des mittleren 20. Jahrhunderts zu erforschen. Dabei wird die Bemerkung von Jürgen Förster akzeptiert, der meint, daß wir, obwohl es bei der Vorstellung von Rußland und Russen um mehrere einzelne Bilder (Hervorhebung hier und weiter von mir – G.M.) geht, doch vom „Rußland-Bild“ sprechen, um es von anderen Begriffen, wie etwa von „Rußland-Politik“ oder „Rußland-Krieg“ zu unterscheiden.⁶

Bereits in diesem Punkt entstehen viele Fragen, die auf die komplexe Substanz des Forschungsgegenstandes zurückzuführen sind. Lassen sich überhaupt solche Elemente, die aus einzelnen, von verschiedenen Autoren stammenden und zu unterschiedlichen Gattungen einzuordnenden Texten gewonnen werden, in der ganzen Vielfalt ihrer Gestaltung, Funktionsweisen und Bedeutung im Text zu einem Gebilde zusammenfügen? Es ist evident, daß es nicht auf kausal-mechanistische Art erfolgen darf: Erst wenn jede einzelne Komponente des Bildes in ihrer Bedeutung erkannt und ihr ein angemessener Platz in der Gesamtaussage des Textes zugewiesen wird, wenn komplexe Wechselbeziehungen zwischen den auf unterschiedlichen Ebenen platzierten Elementen aufgedeckt werden und dabei das

⁶ Vgl. dazu: Jürgen Förster: Hitlers Wendung nach Osten. Die deutsche Kriegspolitik 1940-1941. In: Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt bis zum „Unternehmen Barbarossa“. Hg. v. Bernd Wegener. München, Zürich 1991, S. 113-132, hier S. 141.

sozial-historische Umfeld einbezogen wird, könnte man vorsichtig die Grundzüge eines Gesamtbildes konturieren.

Wo liegt aber die Grenzlinie zwischen dem Bild und seinen Komponenten, läßt sie sich überhaupt ziehen? Manfred Beller bemerkt in diesem Zusammenhang: „Es ist schwer abzuschätzen, woraus eigentlich ein Bild vom anderen Land sich zusammensetzt und wie es wirkt. Je nach dem kulturellen oder sozialen Abschnitt und je nach der Gruppe oder dem Standort des Beobachters eröffnen sich andere Perspektiven“⁷. Die Frage erscheint umso berechtigter – macht allerdings die Lösung nicht leichter –, daß die Bilder vom anderen Land als Produkte mentaler Tätigkeit durch einen hohen Abstraktionsgrad⁸ gekennzeichnet sind. Trotz umfangreicher Aufarbeitung theoretischer Grundlagen bleibt die Antwort für den derzeitigen Entwicklungsstand imagologischer Forschung anscheinend noch vorenthalten.

Einer speziellen Erläuterung bedarf die erste Komponente des Kompositums „Rußlandbild“. Ähnlich wie „Bild“ für die Gesamtheit einzelner Bilder steht, ist „Rußland“ hier ein allgemeiner Begriff, der das Land, seine Bewohner und gesamte historische, soziale, politische, ideologische und kulturelle Rahmenbedingungen einschließt und stellvertretend bezeichnet. Ein Historiker oder Politikwissenschaftler wird sich zurecht mit dieser Anmerkung kaum zufrieden geben, da das Land von 1917 bis 1991 offiziell die Union der Sowjetischen Sozialistischen Republiken (UdSSR) und im allgemeinen Sprachgebrauch die Sowjetunion hieß, und seine Bevölkerung, die aus Vertretern von mehr als 140 größerer und kleinerer Nationalitäten bestand, vor allem in der Sowjetunion selbst als das „sowjetische Volk“ (советский народ) bezeichnet wurde. Im Westen jedoch findet die traditionelle Bezeichnung „Rußland“ nach wie vor weitgehenden Gebrauch in der Politik, Wissenschaft und im öffentlich-medialen Bereich, aber auch im Alltag; augenscheinlich hat die jahrhundertlange Geschichte deutsch-russischer Wechselbeziehungen den Namen „Rußland“ tief ins Bewußtsein der Deutschen geprägt.

⁷ Manfred Beller: Geschichtserfahrung und Selbstbespiegelung im Deutschland-Bild der italienischen und im Italienbild der deutschen Gegenwartsliteratur. Vortrag im Rahmen der Fünften wissenschaftlichen Tagung der Deutschen Gesellschaft für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft: Das Bild vom anderen Land in der Literatur. Pavia, 10. bis 12. Sept. 1981, S. 157-170, hier S. 155.

⁸ Vgl. Manfred Tietz: Das französische Spanienbild zwischen Aufklärung und Romantik: Inhalte, Funktion und Repliken. In: Literarische Imagologie – Formen und Funktionen nationaler Stereotype in der Literatur. Hg. v. János Riesz. Komparatistische Hefte, Heft 2 (1980), S. 25-41, hier S. 25.

Wäre es – und inwieweit – aber berechtigt, vom Bild der *Sowjetunion* in den untersuchten Texten zu sprechen? Konnten die Änderungen im politischen System ernsthafte Wandlungen in bestehenden Vorstellungen vom Land im Osten bewirken oder unterlag das traditionelle deutsche Rußlandbild lediglich Modifikationen, während seine Grundzüge unverändert blieben? Grundlegend ist dabei der Gedanke, an dem sich die weitere Interpretation orientieren wird: Es geht weniger um die Suche nach Übereinstimmungen des jeweiligen literarischen Bildes mit der historischen Wirklichkeit⁹, und schon gar nicht um die Bestimmung des “Objektivitätsgrades” sprachlich fixierter Urteile über Rußland, soweit dies überhaupt realisierbar ist.¹⁰ Vielmehr gilt das Forschungsinteresse der Frage, welche Vorstellungen der Bildträgergruppe – also der Deutschen – von Rußland und Russen bei der Behandlung dieses Themas in den ausgewählten Texten Eingang fanden und wie die jeweiligen Autoren mit diesen Bildern umgingen.

Vergleichbar unsicheren Eindruck macht die Interpretation des Begriffs „Russe“. Die frühmittelalterliche Bezeichnung „Moskowiten“ wird mit der Änderung der politisch-territorialen Verhältnisse im Land, das sich aus einem Fürstentum zu einer der mächtigsten Weltmonarchien entwickelte, allmählich durch das Wort „Russe“ abgelöst. Mit hoher Wahrscheinlichkeit läßt sich vermuten, daß vornehmlich wegen der Unkenntnis der nationalen Vielfalt in Rußland, die wiederum auf mangelhafte Informationen von und über den östlichen Nachbarn zurückzuführen sind, dieser Begriff pars pro toto auf die gesamte Bevölkerung übertragen wurde. Oft kommt zur Kennzeichnung der aus dem asiatischen Teil des Landes stammenden Völkerschaften das generalisierende Wort „Asiate(n)“ dazu, das

⁹ Eines der konstituierenden Merkmale der komparatistischen Imagologie sieht Gerd Woland darin, daß sie die Vorstellungen von fremden Ländern und Völkern präsentiert, ohne sie zu auf historische Wahrheit zu überprüfen. Gerd Woland: Kants Völkeranthropologie als Programm. In: Europa und das nationale Selbstverständnis: Imagologische Probleme in Literatur, Kunst und Kultur des 19. und 20. Jahrhunderts. Hg. v. Hugo Dyserinck u. Karl Ulrich Syndram. Aachener Beiträge zur Komparatistik. Bd. 8 (1988), S. 39-70, hier S. 39. Auch Rosemarie K. Lester meint in diesem Zusammenhang: „Für die Literaturwissenschaft liegt die Valenz einer imagologischen Studie nicht darin, daß Stereotype und Klischeevorstellungen auf ihren Realitätsgehalt hin überprüft werden; was interessiert, sind vielmehr Ideologie und Absichten der Autoren und der Erwartungshorizont der Leser.“ – Ders.: Der Trivialneger: Zur Imagologie des westdeutschen Illustriertenromans. In: Stereotyp und Vorurteil in der Literatur. Hg. v. James Elliot, Jürgen Pelzer, Carol Poore. Göttingen 1978, S. 147-162, hier S. 147.

¹⁰ Ursula Baumgardt bezweifelt die Möglichkeit der objektiven Wahrnehmung der Wirklichkeit schlechthin und fragt sich, ob es nicht sinnvoller wäre, über relative Wahrnehmungs- und Erkenntnisfähigkeit zu sprechen. Ursula Baumgardt: Projektionen – Feinde oder Freunde des Menschen? In: Freund- und Feindbilder. Begegnung mit dem Osten. Hs. V. Peter-Michael Pflüger. Olten, Freiburg i. Br. 1986, S. 15-25.

allerdings nicht selten durch konnotative Bedeutungen „unkultiviert“, „primitiv“, „grausam“, „brutal“ und Ähnliches, denen alte Vorstellungsbilder zugrunde liegen, möglicherweise auch unabsichtlich, abwertend wirken kann.¹¹

Weitere Forschungsaufgaben werden in den nächsten Kapiteln formuliert, nachdem auf einige Probleme der komparatistischen Imagologie und der literaturwissenschaftlichen Stereotypenforschung eingegangen wird.

2. Zur Textauswahl

Das Ziel des interpretatorischen Teils der vorliegenden Arbeit ist, eine 12 Titel umfassende exemplarische Auswahl von deutschen Romanen, Kurzgeschichten, autobiographischen Berichten, Briefen und Tagebüchern aus der Zeit zwischen 1943 und 1975 auf ihren Rußlandbilder-Gehalt hin unter spezifischen Fragestellungen, die zusammenfassend im Kapitel 6 (Teil III) aufgeführt werden, zu analysieren (hier in alphabetischer Reihenfolge nach ihren Autoren):

Peter Bamm: *Die unsichtbare Flagge* (1952)

Josef Martin Bauer: *Soweit die Füße tragen* (1955)

Christine Brückner: *Jauche und Levkojen* (1975)

Heinrich Böll: *Gruppenbild mit Dame* (1971)

Marion Gräfin von Dönhoff: *Namen, die keiner mehr nennt* (1962)

Peter Härtling: *Die Möhre* (1971)

Gisela Karau: *Die Großmutter mit der Pistole*¹²

Walter Kempowski: *Das Echolot. Ein kollektives Tagebuch. Januar und Februar 1943* (1993)

¹¹ An diesem Beispiel kann veranschaulicht werden, wie sich die überlieferten, stereotyp gewordenen Vorstellungen von anderen Völkern im Laufe der Zeit von ihren ursprünglichen Bezügen zur Wirklichkeit lösen und an selbständiger Dynamik gewinnen; bis auf die Gegenwart können sie eine realistische, unvoreingenommene Sicht auf den Fremden trüben.

¹² Die Angaben über das Erscheinungsjahr der Erzählung *Die Großmutter mit der Pistole* von Gisela Karau fehlen; sie wurde 1981 im Sammelband *Moskauer Begegnungen* veröffentlicht. – Moskauer Begegnungen. Eine Anthologie. Hg. v. Bezirksverband Berlin des Schriftstellerverbandes der DDR. Berlin 1981.

Walter Kempowski: *Uns geht's ja noch gold* (1972)

Heinz G. Konsalik: *Der Arzt von Stalingrad* (1956)

Wolfgang Leonhard: *Die Revolution entläßt ihre Kinder* (1955)

Christa Wolf: *Moskauer Novelle* (1961)

1. Die genannten Texte behandeln das Thema Rußland, „Russen“, Beziehungen zwischen Deutschen und „Russen“ mit unterschiedlicher Intensität: In einigen Werken steht es im Mittelpunkt der Darstellung wie zum Beispiel in *Gruppenbild mit Dame*, *Die unsichtbare Flagge*, *Soweit die Füße tragen*, *Moskauer Novelle*, in anderen wird es zwar aufgegriffen, wird aber nicht zum eigentlichen Problem (*Uns geht's ja noch gold*, *Jauche und Levkojen*, *Großmutter mit der Pistole*). Aber auch an einzelnen „rußlandbezogenen“ Motiven oder „russischen“ Randfiguren lassen sich einzelne Züge des Bildes von Rußland und „Russen“ erkennen, die allerdings in bezug auf ihre künstlerische Gestaltung und inhaltliche Aussage andere Qualitäten aufweisen können, als es eine ausführlichere Darstellung zu bieten hätte.
2. Als nächstes Auswahlkriterium gilt die Verschiedenartigkeit der Prosa-Gattungen, die eine imagologische Betrachtungsweise durchaus erlaubt. Vertreten sind:
 - Roman mit autobiographisch-dokumentarischem Hintergrund (*Uns geht's ja noch gold*, *Namen, die keiner mehr nennt*)
 - Roman als fiktionale Erzählung (*Gruppenbild mit Dame*, *Jauche und Lewkojen*, *Soweit die Füße tragen*, *Der Arzt von Stalingrad*)
 - Novelle (*Moskauer Novelle*)
 - Kurzgeschichte (*Die Möhre*, *Die Großmutter mit der Pistole*)
 - Bericht (*Die unsichtbare Flagge*, *Die Revolution entläßt ihre Kinder*)
 - Briefe (*Das Echolot*)
 - Tagebuchaufzeichnungen (*Das Echolot*)

Zur Interpretation wurden also sowohl fiktive, als auch nichtfiktive¹³ Texte herangezogen. Der von Manfred S. Fischer formulierte „extensiv angesetzt[e]“ Literaturbegriff der

¹³ Über die Möglichkeit, literarische Fremdenbilder vom imagologischen Standort aus zu ermitteln, äußert sich Jens Stüben: Deutsche Polenbilder. Aspekte ethnischer Imagotype und Stereotype in der Literatur. In: Historische Stereotypenforschung: Methodische Überlegungen und empirische Befunde. Hg. v. Hans Henning Hahn. Oldenburger Schriften zur Geschichtswissenschaft. Oldenburg 1995, S. 41-74, hier S. 59.

komparatistischen Imagologie¹⁴, auf deren theoretischen und methodologischen Ansätzen das Konzept der vorliegenden Studie erarbeitet wurde, ermöglicht außerdem die Bild-Analyse der Texte von „geringerem“ ästhetischem Wert, so daß beispielsweise auch Werke der sogenannten „Trivalliteratur“ auf ihren imagologischen Gehalt hin untersucht werden können. Besonders aufschlußreiche Perspektiven eröffnen sich dadurch für die imagologische Stereotypenforschung, denn einschlägige Gattungen, in denen Vertreter verschiedener nationaler, sozialer und religiöser Gruppen sowie andere Länder dargestellt werden, eine besondere Affinität zur Stereotypisierung aufweisen¹⁵.

3. Berücksichtigt wurde ferner die Rezeption der Texte im In- und Ausland, soweit die Informationen über die Auflagenhöhe sowie über allgemeine öffentliche Resonanz zugänglich waren: Es sind zum großen Teil Darstellungen von hohem und allerhöchstem Verbreitungsgrad ausgewählt. Die Frage nach der Auswirkung der vermittelten Rußland-Bilder auf das Lesepublikum kann allerdings im Rahmen dieser Arbeit nicht beantwortet werden; es ist nicht bekannt, ob solche Studien durchgeführt wurden. Auf jeden Fall könnte sie zu einer sich lohnenden, aufschlußreichen Hauptaufgabe einer empirischen Untersuchung ausgebaut werden.
4. Als relevanter Interpretationsaspekt ist der Handlungsort berücksichtigt worden. In fünf untersuchten Texten¹⁶ – in *Das Echolot*, *Die unsichtbare Flagge*, *Moskauer Novelle*, *Der Arzt von Stalingrad* und *Soweit die Füße tragen* – wird das literarische Geschehen nach

¹⁴ Manfred Fischer: Literarische Imagologie am Scheideweg. Die Erforschung des „Bildes vom anderen Land“ in der Literaturkomparatistik. In: Erstarres Denken. Studien zu Klischee, Stereotyp und Vorurteil in der englischsprachigen Literatur. Hg. v. Günther Blaicher. Tübingen 1987, S. 55-71, hier S. 56.

¹⁵ Hinweise darauf bei Günther Blaicher: Einleitung des Herausgebers: Bedingungen literarischer Stereotypisierung. In: Erstarres Denken: Studien zu Klischee, Stereotyp und Vorurteil in englischsprachiger Literatur. Tübingen 1987, S. 9-25, hier S. 19, und Holger M. Klein: Zerrspiegel? – Bilder von Preussen-Deutschland in englischer Prosa, 1890-1914, In: Europa und das nationale Selbstverständnis: Imagologische Probleme in Literatur, Kunst und Kultur des 19. und 20. Jahrhunderts. Hg. v. Hugo Dyerinck u. Karl Ulrich Syndram. Aachener Beiträge zur Komparatistik. Bd. 8 (1988), S. 71-101, hier S. 72.

¹⁶ Der autobiographische Bericht *Die Revolution entläßt ihre Kinder* von Wolfgang Leonhard wurde aus dieser Reihe ausgeschlossen, abgesehen davon, daß die Handlung zum großen Teil in der Sowjetunion spielt, weil der Hauptakzent der Analyse auf die Erlebnisse der Hauptfigur während der sowjetischen Besatzung Ostdeutschlands gelegt wurde.

Rußland versetzt¹⁷; in den meisten Texten jedoch agieren eine oder mehrere russische beziehungsweise sowjetische Figuren im deutschen Milieu.

Die folgenden Ausführungen möchten erklären, warum bei der Ermittlung deutscher literarischer Rußlandbilder der genannte Zeitraum gewählt wurde:

1. Eine grundlegende, epochenübergreifende Studie deutsch-russischer Beziehungen „Rußland und Russen aus deutscher Sicht“ sowie „Deutschland und Deutsche aus russischer Sicht“ von Anfängen bis in die 20er Jahre des 20. Jahrhunderts, die von einem großen deutsch-russischen Autorenteam im Rahmen des Forschungsprojekts „Ost-West-Spiegelungen“ an der Universität Wuppertal unter der Leitung von Lew Kopelew durchgeführt wurde, liegt bereits vor. Nach unserem aktuellen Kenntnisstand ist das sprachlich fixierte Rußlandbild in den Texten der deutschen Literatur im erwähnten Zeitabschnitt (1943-1975) und in vorgenommener Fragestellung kaum behandelt worden, so daß damit ein wissenschaftliches Neuland betreten wird. Die vorliegende Arbeit möchte einen kursorischen Überblick über die Grundzüge des Bildes von Rußland und Russen in der deutschen Literatur der Nachkriegszeit am Beispiel der ausgewählten Texte geben und hofft damit einen angemessenen Beitrag zu der oben erwähnten großangelegten Forschungsreihe leisten zu dürfen.
2. Die Forschungsarbeit wurde auf einen relativ schmalen Zeitraum von drei Jahrzehnten eingeschränkt, der allerdings durch große historische und geopolitische Ereignisse gekennzeichnet ist: den Zweiten Weltkrieg, die Besetzung der östlichen Gebiete Deutschlands durch die Rote Armee, die Gründung zweier Staaten mit unterschiedlicher Gesellschaftsordnung auf deutschem Boden, die Abkühlung, sogar die Verfeindung in den Verhältnissen zwischen Ost und West – den sogenannten „Kalten Krieg“ – und die angebannte Entspannung in den 70er Jahren. Jedes dieser Ereignisse markiert einen neuen Wendepunkt in der Geschichte deutsch-russischer, oder deutsch-sowjetischer Beziehungen, der auch Eingang in die Literatur fand. So zeigt sich die gewählte Periode durch Intensität und Bedeutung einzelner Stationen des historisch-politischen Geschehens

¹⁷ Eine Ausnahme bildet der Sammelband *Das Echo*, dem laut der Aussage des Herausgebers Walter Kempowski literarisch wenig stilisierte, authentische Briefe aus dem Stalingrader Kessel zugrunde liegen.

breit genug, um die mögliche Wandlung literarischer Rußlandbilder festzustellen. Außerdem scheint es sinnvoller, insbesondere bei einer relativ hohen Anzahl und unterschiedlicher Gattungszugehörigkeit der zur Interpretation bestimmten Texte, das Forschungsinteresse auf eine engere Zeitspanne von zwanzig oder dreißig Jahren einzuschränken.¹⁸

3. Als Anfangspunkt der Untersuchung wurde das Jahr 1943 festgelegt, obwohl keiner von den ausgewählten Texten um diese Zeit erschien. Immerhin scheint es berechtigt, 1943 als untere zeitliche Grenze anzugeben, das Jahr, in dem Tagebücher und Briefe aus dem eingekesselten Stalingrad im Original verfaßt wurden. Das Erscheinungsjahr des Sammelbandes *Das Echolot* – 1993 – wird zwar als zeitliche Perspektive berücksichtigt, findet jedoch keinen Eingang in den Dissertationstitel. Das Jahr 1975 (Erscheinungsjahr des Romans *Jauche und Levkojen* von Christine Brückner) markiert den Schlußpunkt der Forschungsarbeit. Damit ist ein Abschnitt der gegenwärtigen Geschichte deutsch-russischer beziehungsweise deutsch-sowjetischer gegenseitiger Verhältnisse erfaßt, der nach C. Füllberg-Stollberg „wie kaum ein anderer vorurteilsbehaftet ist“.¹⁹

Die Texte sind also generell chronologisch nach dem Erscheinungsjahr beziehungsweise nach den der Erzählung zugrundeliegenden historischen Ereignissen eingeordnet; allerdings wurde gelegentlich davon abgesehen, um bestimmte Themen zusammenzufassen. Es sind insgesamt fünf Themenkomplexe, die Rußland und Russen aus unterschiedlichen Perspektiven behandeln:

1. Bilder von Rußland und Russen deutscher Wehrmachtangehöriger während des Krieges gegen die Sowjetunion am Beispiel des Kollektivtagebuches *Das Echolot* (1993) von Walter Kempowski und des autobiographischen Berichtes *Die unsichtbare Flagge* (1952) von Peter Bamm

¹⁸ Vgl. dazu: Holger M. Klein: *Zerrspiegel*, S. 93.

¹⁹ Claus Füllberg-Stollberg: *Die Darstellung der UdSSR nach 1945 in Geschichtsbüchern der BRD: e. empir. Inhaltsanalyse*. Diss. Göttingen, Zürich 1981, S. 7.

2. Darstellung der sowjetischen Besatzung in Ostdeutschland 1944-1945 (*Uns geht's ja noch gold* (1972) von Walter Kempowski, *Jauche und Levkojen* (1975) von Christine Brückner, *Die Revolution entläßt ihre Kinder* (1955) von Wolfgang Leonhard, *Namen, die keiner mehr nennt* (1962) von Marion Gräfin Dönhoff, *Die Möhre* (1971) von Peter Härtling und *Die Großmutter mit der Pistole* von Gisela Karau)
3. Bilder von Rußland und Russen in der deutschen Literatur über sowjetische Kriegsgefangenschaft am Beispiel der Romane *Der Arzt von Stalingrad* (1956) von Heinz G. Kosalik und *Soweit die Füße tragen* (1955) von Josef Martin Bauer
4. Darstellung der Sowjetunion und sowjetischer Menschen von ostdeutschen Autoren am Beispiel der *Moskauer Novelle* (1961) von Christa Wolf
5. Das Bild von Rußland und Russen in der westdeutschen Literatur am Beispiel des Romans *Gruppenbild mit Dame* (1971) von Heinrich Böll

Teil II. Theoretisch-methodologische Grundlagen

1. Überblick über die Frühgeschichte und die Grundthesen der komparatistischen Imagologie

Die vorliegende Studie folgt in vielen Punkten den Grundthesen der komparatistischen Imagologie; die Untersuchung deutscher literarischer Rußlandbilder wird aber vom eigenen Standort aus durchgeführt, der vor allem durch die Anwendung von Arbeitsbegriffen, die sich vom in der imagologischen Forschung verbreiteten, aber nicht einheitlichen Begriffssystem unterscheiden, sowie das erweiterte Interpretationsmodell zur außer- und innertextuellen Analyse literarischer Fremdenbilder gekennzeichnet ist. Die Frühgeschichte und theoretische und methodologische Konzepte der komparatistischen Imagologie fanden eingehenden Niederschlag in den Aufsätzen ihrer Gründer und Hauptvertreter²⁰, aber auch in unterschiedlichen imagologischen Arbeiten²¹ und können ohne Schwierigkeiten recherchiert werden; aus diesem Grund sei hier auf wiederholende Darlegungen verzichtet. Für einen imagologisch interessierten, aber weniger informierten Leser sollen dennoch kurz wichtige Orientierungspunkte zur vorläufigen Erfassung der Grundlagen, des aktuellen Forschungsstandes, allgemeinen Diskussionsthemen und möglicher Entwicklungswege der komparatistischen Imagologie gegeben werden, die sich auf die oben erwähnten Schriften ihrer Haupttheoretiker stützen.

Die in der Mitte des 20. Jahrhunderts an französischen Lehrstühlen für Vergleichende Literaturwissenschaft sich ursprünglich als „image-mirage-Forschung“ etablierte Richtung macht sich die Erforschung des Bildes vom anderen Land zum Hauptgegenstand. Dadurch lösen ihre Gründer Jean-Marie Carré und Francois Gyuard eine heftige Diskussion in der

²⁰ Siehe dazu z.B. Hugo Dyerinck: Zum Problem der „images“ und „mirages“ und ihrer Untersuchung im Rahmen der Vergleichenden Literaturwissenschaft. In: *arcadia* 1 (1966); Manfred Fischer: Nationale Images als Gegenstand Vergleichender Literaturgeschichte. Untersuchungen zur Entstehung der komparatistischen Imagologie. Bonn 1981; Thomas Bleicher: Elemente einer komparatistischen Imagologie. In: *Literarische Imagologie – Formen und Funktionen nationaler Stereotype in der Literatur*. Hg. v. János Riesz, in Verb. mit Thomas Bleicher u. Richard Taylor. *Komparatistische Hefte*. Heft 2 (1980), S. 12-24.

²¹ Siehe dazu z.B. Weigui Fang: *Das Chinabild in der deutschen Literatur, 1871-1933. Ein Beitrag zur komparatistischen Imagologie*. Diss. Frankfurt a. M. 1992 (=Europäische Hochschulschriften: Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur. Bd. 1356)

komparatistischen Welt aus, deren Folgen für die Imagologie bis in die jüngste Zeit hinein zu spüren sind. Die Grundthese der vehementen Kritik am neuen Forschungszweig des als Hauptopponent fungierenden Vertreters der amerikanischen komparatistischen Schule René Wellek besteht darin, daß die Untersuchung des Bildes vom anderen Land nicht zu den genuinen Aufgaben der Literaturwissenschaft gehört, die sich im Rahmen der werkimmanenten Analyse mit einem literarischen Werk auf ästhetischer Ebene zu beschäftigen hat, sondern eher den Bereichen wie „sociology or general history“, „national psychology“ bzw. „comparative national psychology“²² zuzuordnen ist.

Eine Unterstützung und weitere Entwicklung bekommen imagologische Ideen in den Beiträgen von Hugo Dyserinck, der seine theoretischen und methodologischen Überlegungen zum sogenannten „Aachener Modell“ ausbaut. Seine programmatische Schrift *Zum Problem der ‚images‘ und ‚mirages‘ und ihrer Untersuchung im Rahmen der vergleichenden Literaturwissenschaft* von 1966, aber auch spätere Arbeiten wollen Zweifel an der Legitimität der Erforschung des Bildes vom anderen Land im Rahmen der Literaturwissenschaft definitiv beseitigen. So heißt es zum Beispiel in seiner Monographie *Komparatistik. Eine Einführung*:

„Es gibt nachweislich genügend Fälle in der Literatur, in denen *images* (Kursivschrift von H.D. – G.M.) auftreten, die so eng mit Inhalt und Form des betreffenden Werkes verbunden sind, daß dieses einfach nicht verstanden geschweige denn umfassend interpretiert werden kann, wenn man dem *image* nicht in entscheidender Weise Rechnung trägt.“²³

Neben dem Vorhandensein in einem literarischen Werk, so H. Dyserinck weiter, sind es noch die Rolle, die die Images bei der Verbreitung und Rezeption von Übersetzungen oder Originaltexten außerhalb ihres nationalliterarischen Entstehungsbereiches spielen sowie ihre Anwesenheit in der Literaturkritik und -geschichte und der Literaturwissenschaft selbst, die für die Untersuchung von Images vom literaturwissenschaftlichen Standort aus sprechen.

In der selben Schrift werden die Zielsetzung und Aufgabenstellung des neuen Forschungszweiges präziser formuliert:

²² Zitiert nach Hugo Dyserinck: *Komparatistik. Eine Einführung. Aachener Beiträge zur Komparatistik. Bd. 1. 2. durchgesehene Auflage. Bonn 1981, S. 127.*

²³ ebd.

„Komparatistische Imagologie strebt in erster Linie danach, die jeweiligen Erscheinungsformen der *images* sowie ihr Zustandekommen und ihre Wirkung zu erfassen. Außerdem will sie dazu beitragen, die Rolle, die solche literarischen *images* bei der Begegnung der einzelnen Kulturen spielen, zu erhellen.

Bei alledem lautet aber das oberste Prinzip: Imagologie ist nicht Teil eines ideologischen Denkens, sondern vielmehr ein Beitrag zur Entideologisierung!²⁴

In den nächsten Jahrzehnten leisten umfangreiche theoretische und methodische Überlegungen von H. Dyserinck sowie seinen Schülern und Nachfolgern²⁵ einen beachtenswerten Beitrag zur Weiterentwicklung des imagologischen Grundkonzeptes. Dennoch scheint die Diskussion um den Stellenwert der komparatistischen Imagologie noch nicht endgültig beendet zu sein; sie wird unter anderem kritisiert, da ihre einzelnen Fragestellungen die Aufmerksamkeit der Forscher von größeren Problemen angeblich ablenken sollen: Bis in die jüngste Zeit hinein bemühen sich nämlich manche Imagologen um weitere überzeugende Nachweise ihrer Legitimität.²⁶

Im folgenden seien weitere grundlegende theoretische und methodologische Ansätze der imagologischen Forschung Aachener Modells in Anlehnung an die Ausführungen von Hugo Dyserinck, Thomas Bleicher und Manfred Fischer zusammengefaßt und in Bezug auf ihre Aktualität beziehungsweise „Gültigkeit“ für die Fragestellungen und Arbeitsweise der vorliegenden Studie kommentiert:

1. Die komparatistische Imagologie geht über die empirisch-deskriptive Arbeitsweise der Quellenforschung weit hinaus und beschäftigt sich mit der Untersuchung der Entstehung und Auswirkung sprachlich fixierter Bilder vom anderen Land; die Erforschung des außerliterarischen Kontextes in Zusammenarbeit mit anderen humanwissenschaftlichen Teildisziplinen soll dabei neue Erkenntnisse für die werkimmanente Analyse liefern. – Für einzelne Interpretationskapitel wurde neben literaturkritischen Texten ziemlich umfangreiche autobiographische, historisch-dokumentarische, sozialpsychologische, xenologische und mentalitätsgeschichtliche Sekundärliteratur aufgearbeitet, die erst

²⁴ ebd, S. 131.

²⁵ Siehe dazu z.B. Elke Mehnert: *Imagologica Slavica*. Bilder vom eigenen und dem anderen Land. Studien zur Reiseliteratur und Imagologieforschung. B. 1. Frankfurt a. M. 1997.

²⁶ In diesem Zusammenhang spricht Thomas Bleicher über das „immer noch ungesicherte Terrain der Imagologie“. – Ders.: *Imagologie zwischen Kulturwissenschaft und Literaturwissenschaft*, S. 195.

ermöglichte, die Bedeutung, Funktion und Auswirkung deutscher literarischer Rußlandbilder im politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Kontext der Zeit zu erhellen.

2. Die Darstellung des anderen Landes weist dichotomischen und darüber hinaus antinomischen Charakter auf: Dem Bild des Fremden wird das Gegenbild des Eigenen gegenübergestellt. – Die vorliegende Studie will unter anderem an ausgewählten Texten überprüfen, welche Konstellation – „Eigenideal“ – „Fremdkritik“ oder „Eigenkritik“ – „Fremdenideal“ – dabei überwiegt.
3. Von den Gründern und Haupttheoretikern der Aachener Schule wird nachdrücklich die politische Dimension literarischer Fremdenbilder sowie ihr Beitrag zur Völkerverständigung betont.²⁷ – An diesem Punkt dürfen wir eine andere Position vertreten, die von Peter J. Brenner artikuliert wurde²⁸ und der wir grundsätzlich zustimmen möchten: Die Bemühungen der Imagologen unterschiedlicher Provenienz sowie ihrer literarisch tätigen Kollegen, durch die unvoreingenommene Darstellungsweise fremder Wirklichkeit negative Vorstellungsbilder im gesellschaftlichen Bewußtsein abschaffen und damit zu immerhin abstrakt formulierter „Völkerverständigung“ beitragen zu wollen, scheinen bisher keinen großen Erfolg erzielt zu haben – politische Probleme lassen sich offensichtlich kaum mit literarischen oder gar philologischen Mitteln lösen.²⁹ Konkreter und praktisch realisierbar zeigt sich dagegen die Erkenntnis, mit solchen negativen Bildern selbstkritisch umgehen zu lernen, statt sie zu bekämpfen,³⁰ indem man die Andersartigkeit des Fremden – ohne Abwertung oder vereinfachende Polarisierung in Freund- und Feindbilder – akzeptiert.³¹

²⁷ Siehe dazu Hugo Dyserinck: *Komparatistische Imagologie. Zur politischen Tragweite einer europäischen Wissenschaft von der Literatur*. In: *Europa und das nationale Selbstverständnis. Imagologische Probleme in Literatur, Kunst und Kultur des 19. und 20. Jahrhunderts*. Hg. v. Hugo Dyserinck u. Karl Ulrich Syndram. Bonn 1988. S. 13-38.

²⁸ Peter J. Brenner: *Die Lügen der Dichter und die Illusionen der Literaturwissenschaft. Probleme und Funktionen literaturwissenschaftlicher Stereotypenforschung*. In: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes*. März 1995, S. 11-16.

²⁹ ebd., S. 15.

³⁰ Vgl. dazu: Peter-Michael Pflüger: *Vorwort zu: Freund- und Feindbilder. Begegnung mit dem Osten*. Hs. v. ders. Olten, Freiburg i. Br. 1986, S. 7-8, hier S. 7.

³¹ Iring Fetscher: *Feindbild – Freundbild und Realismus in der Politik*. In: *Psychosozial* 12 (1989), S. 9-18, hier S. 17.

Weitere Überlegungen zu den Freund- und Feindbildern werden im jeweiligen Kapitel präsentiert.

2. Zum Begriffsproblem

Die Erläuterung des oben angesprochenen erweiterten Interpretationsmodells bei der Analyse literarischer Fremdenbilder soll die Vorstellung des angewandten Begriffs- und Definitionsapparats einleiten. Bereits an diesem Punkt treten die ersten Schwierigkeiten auf, die den Kritikern der komparatistischen Imagologie Nährboden zur Begründung ihrer Bedenken an deren Legitimität als speziellen Forschungszweig innerhalb der Vergleichenden Literaturwissenschaft bieten. Sie wird vor allem wegen der Unschärfe der Definitionen sowie dem Fehlen einheitlicher Begrifflichkeit bemängelt.³² Als Folge dieser Defizite ist in vielen imagologischen Arbeiten ein unbegründet synonym oder austauschbarer, nicht selten individueller Gebrauch von Begriffen festzustellen. Es sei allerdings bemerkt, daß es sich dabei um ein fächerübergreifendes Phänomen handelt, das über die Grenzen der komparatistischen Imagologie und der Literaturwissenschaft hinaus offensichtlich auch einzelne Bereiche der interdisziplinären kulturwissenschaftlichen Stereotypenforschung betrifft³³.

Das Problem erscheint umso ernster, als auch die Beiträge führender Vertreter der komparatistischen Imagologie sowie der Literaturwissenschaftler, die von anderen Standorten aus erheblich zur Erforschung des Bildes vom anderen Land beitragen, die angesprochenen begrifflich-definitiven Mängel aufweisen.³⁴ So ist beispielsweise auf wenigen Seiten der

³² Vgl. dazu: Aglaja Blioumi: Imagologische Images und imagotype Systeme. Kritische Anmerkungen. In: *arcadia* 37 (2002), S. 344-357, hier S. 356.

³³ Als Problem der historischen Stereotypenforschung wird es z.B. von Hans Henning Hahn angesprochen. – Ders.: Einleitung des Herausgebers. In: *Historische Stereotypenforschung: Methodische Überlegungen und empirische Befunde*. Hg. v. Hans Henning Hahn. Oldenburger Schriften zur Geschichtswissenschaft. Oldenburg 1995, S. 7-13, hier S. 8f.

³⁴ Der Begriff das „Image“ (franz. „image“) wurde von einem der Gründer der komparatistischen Imagologie Jean-Marie Carré eingeführt und von Einzelphilologien übernommen. Im deutschsprachigen Raum findet er ebenfalls weitgehenden Gebrauch, vor allem in den Arbeiten der Hauptvertreter der Aachener Schule Hygo Dyserink und Karl Ulrich Syndram sowie ihrer Nachfolger. Manfred Fischer entwickelte zur Bezeichnung des Forschungsgegenstandes der komparatistischen Imagologie die Wendung das „imagotype System“, mit dem

Einleitung des Herausgebers János Riesz zum Sammelband *Literarische Imagologie. Formen und Funktionen nationaler Stereotype in der Literatur* ein irritierendes Spiel aus ohne deutliche Abgrenzung und offenbar synonym eingesetzten Begriffen „nationale“, „ethnische“, „rassische“ „Clichés“; „image(s)“, „Images“, „Imagines“, „Bild(er)“, „Stereotype“, „Vorurteile“ festzustellen.³⁵ Im Beitrag *Elemente einer komparatistischen Imagologie* von Thomas Bleicher wechseln sich die Begriffe „imagotypische Systeme“, „Image“, „Mirage“, „Image-Typen“; „Eigenbild“, „Fremdbild“, „Gegenbild“, „Kontrastbild“³⁶ ohne nähere Erläuterung ab und sorgen damit ebenfalls für eine nicht unerhebliche Verwirrung. Eine leise Hoffnung könnte vielleicht die Beobachtung bringen, daß man sich den Begriffs- und Definitionsproblemen zumindest im Bereich der Stereotypenforschung bewußt ist; die bisherigen Versuche, diesen Mängeln entgegenzuarbeiten, bleiben immerhin vereinzelt und weisen erneut Unzulänglichkeiten auf. Dies zeigt sich zum Beispiel in der Arbeit *Deutsche Polenbilder. Aspekte ethnischer Imagotype und Stereotype in der Literatur* von Jens Stüben³⁷. Zwar kündigt der Autor die Erörterung „einige[r] terminologische[r] und methodische[r] Aspekte der literaturwissenschaftlichen Imagologie“ an, aber die erwünschte Auseinandersetzung mit dem angesprochenen Problemkreis bleibt so gut wie aus. So trennt er beispielsweise den Begriff „Stereotyp“ von dem „Oberbegriff Bild“, setzt aber die Synonymität der Begriffe „Imagotyp“ und „Image“ sowie „Bild“ voraus: „Der Begriff ‚Stereotyp‘ muß von dem Oberbegriff ‚Bild‘ (Imagotyp, Image) abgehoben werden“³⁸. Kaum aufschlußreich ist ebenfalls die begriffliche Unterscheidung zwischen „Stereotypen“ und „Klischees“, wenn ihr keine präzisen Definitionen folgen. Die Bemerkung, die beiden

mehrere Image-Forscher arbeiten, z.B. Teilnehmer des imagologischen Forschungsprojektes an der TU Zwickau unter der Leitung von Elke Mehnert.

³⁵ János Riesz: Zur Omnipräsenz nationaler und ethnischer Stereotype. Einleitung des Herausgebers. In: *Literarische Imagologie – Formen und Funktionen nationaler Stereotype in der Literatur*. Hg. v. János Riesz, in Verb. mit Thomas Bleicher u. Richard Taylor. *Komparatistische Hefte*. Heft 2 (1980), S. 3-11.

³⁶ Thomas Bleicher: *Elemente*, a.a.O.

³⁷ Jens Stüben: *Deutsche Polen-Bilder. Aspekte ethnischer Imagotype und Stereotype in der Literatur*. In: *Historische Stereotypenforschung: Methodische Überlegungen und empirische Befunde*. Hg. v. Hans Henning Hahn. *Oldenburger Schriften zur Geschichtswissenschaft*. Oldenburg 1995, S. 41-74.

³⁸ ebd., S. 42.

Begriffe seien „nahezu synonym“, der letztere aber „als Begriff weniger wissenschaftlich“³⁹, sagt nichts über deren Inhalt aus.

Daß die genannten Defizite der Begrifflichkeit für die Bild- und Stereotypenforschung in literaturwissenschaftlichen, linguistischen, historischen, mentalitätsgeschichtlichen, sozialpsychologischen und medienwissenschaftlichen Studien als solche anerkannt werden und deren Behebung für ein dringendes Desiderat des gesamten interkulturellen Diskurses immer wieder erklärt wird, ändert kaum den Status quo. Bis vor kurzem scheiterten Bemühungen der Forscher unterschiedlicher wissenschaftlicher Provenienz, die Diskussion um das Begriffs- und Definitionsproblem in Gang zu bringen, um sich auf dieser Basis an die befriedigende Lösung heranzuarbeiten. Das Ergebnis des internationalen Symposiums zur historischen Stereotypenforschung an der Carl von Ossietzki Universität Oldenburg im Februar 1994 ist zwar nicht gerade optimistisch, zeichnet aber die Richtung, in der das angestrebte Ziel erreicht werden könnte. Die Teilnehmer der Tagung kamen zum Schluß, so Hans Henning Hahn, Herausgeber des Sammelbandes *Historische Stereotypenforschung. Methodische Überlegungen und empirische Befunde*, in dem einzelne Referate des Symposiums veröffentlicht wurden, daß:

„... der derzeitige Forschungsstand zur Phänomenologie und Funktion von Stereotypen eine fächerübergreifende Begriffsfestlegung noch nicht erlaube. Die notwendige präzisere Begriffsbildung kann wahrscheinlich auch nicht als bloße ‚Definitionsverordnung‘ vonstatten gehen, sondern wird wohl eher das Ergebnis eines in einer Vielzahl konkreter Arbeiten zum Ausdruck kommenden Forschungsdiskurses sein; erst an konkreten Fragestellungen realisierte Forschungskonzeptionen können letztendlich über die Brauchbarkeit einer Begrifflichkeit, über ihre gleichzeitige gedankliche Präzision und Realitätsnähe entscheiden lassen.“⁴⁰

Es sollte noch einige Jahre dauern, bis schließlich im 21. Jahrhundert einzelne Studien das alte Problem erneut beziehungsweise unter neuem Blickwinkel aufgreifen. In diesem Zusammenhang sind vor allem die Arbeit von Aglaja Blioumi⁴¹, aber auch Ende der 90er

³⁹ ebd, S. 49.

⁴⁰ Hans Henning Hahn: *Historische Stereotypenforschung*, a.a.O., S. 9.

⁴¹ Aglaja Blioumi: *Imagologische Images und imagotype Systeme. Kritische Anmerkungen*. In: *arcadia* 37 (2002), S. 344-357.

Jahre veröffentlichte Monographie von Emer O'Sullivan⁴² zu nennen, die unter anderem zur Auswahl der Arbeitsterminologie für die vorliegende Untersuchung entscheidend beigetragen haben. Es sei betont, daß die Aufarbeitung neuer theoretischer und methodologischer Ansätze als Beitrag zur komparatistischen Imagologie nicht zur Aufgabenstellung dieser Dissertation gehört; ihr Forschungsvorhaben ist, deutsche literarische Rußlandbilder zu bestimmter Zeit durch die imagologisch orientierte Interpretation von ausgewählten Texten zu ermitteln. Insofern habe ich mir erlaubt, zur Herausbildung methodologischer Herangehensweise bei der Ermittlung deutscher literarischer Rußlandbilder einzelne Thesen und Schlußfolgerungen beider genannten, aber auch anderer Analysen in Anspruch zu nehmen.

Nachdem der unbefriedigende aktuelle Stand der imagologischen Begrifflichkeit skizziert wurde, von dem auch die vorliegende Studie betroffen ist, soll die Anwendung von deren Arbeitsbegriffen begründet werden. In Anlehnung an die Ausführungen von Aglaja Blioumi sowie Hans Galinski⁴³ wurde auf den Gebrauch des Grundbegriffs der komparatistischen Imagologie „Image“ verzichtet und stattdessen der Begriff „Bild“ gewählt aus dem Grund, daß der erstere als „ursprünglich zu eng konzipiert [...] dem ästhetischen Gehalt der ‚Bilder‘ nicht gerecht werden konnte“⁴⁴. Im Grunde genommen sorgten die Haupttheoretiker der komparatistischen Imagologie für begriffliche Verunklärung selbst, als sie das Bild (Hervorhebung von mir – G.M.) vom anderen Land zum Forschungsgegenstand des neu etablierten Forschungszweiges erklärten. Dieses Phänomen blieb sowohl in der imagologischen Forschung, als auch in deren Kritik allem Anschein nach unbemerkt oder wurde zumindest übersehen; bisher hat darauf nur A. Blioumi hingewiesen.⁴⁵ Gewiß hätte die imagologische Forschung heute mit weniger Schwierigkeiten zu tun, die sich über definitorische Probleme hinausweiten, wenn sie ihr theoretisches und methodologisches

⁴² Emer O'Sullivan: Das ästhetische Potential nationaler Stereotypen in literarischen Texten. Auf der Grundlage einer Untersuchung des Englandbildes in der deutschsprachigen Kinder- und Jugendliteratur nach 1960. Diss. Tübingen 1989.

⁴³ Hans Galinski: Deutschlands literarisches Amerikabild: Ein kritischer Bericht zur Geschichte, Stand und Aufgaben der Forschung. In: Deutschlands literarisches Amerikabild. Neuere Forschungen zur Amerikarezeption der deutschen Literatur. Hg. v. Alexander Ritter. Hildesheim, New York 1977, S. 4-27.

⁴⁴ Aglaja Blioumi: Imagologische Images, S. 345.

⁴⁵ ebd., S. 356.

Konzept von Anfang an auf einem klaren, verbindlichen Begriffssystem aufbaute, aber so entwickelt sich Forschung eben nicht.

3. Zum aktuellen Forschungsstand der komparatistischen Imagologie. Mögliche Entwicklungswege

Die weiteren Erläuterungen zum Hauptbegriff der vorliegenden Studie möchte ich durch einen Exkurs in den gegenwärtigen Stand und die möglichen Perspektiven der imagologischen Forschung unterbrechen, deren Zusammenhang mit der Begriffsbestimmung unten im Kapitel ersichtlich wird.

Die kritischen Argumente gegen imagologische Ansätze weiten sich allerdings über das Begriffs- und Definitionsproblem hinaus aus; am häufigsten wird das Fehlen eines einheitlichen theoretischen und methodologischen Konzeptes mit Hinweisen auf dessen praktische Anwendung für konkrete Analysen als Hauptdefizit der imagologischen Forschungsrichtung genannt.⁴⁶ Heftige Diskussionen lösen darüber hinaus die weiteren Entwicklungswege der komparatistischen Imagologie aus. Wenn man von besonders spezifischen oder weniger bedeutenden Tendenzlinien absieht, bieten sich hierfür in der Auffassung von Manfred Fischer zwei Perspektiven: Entweder bleibt die komparatistische Imagologie auf dem gesicherten Terrain der Literatur und die Imageforschung wird nach wie vor in Zusammenarbeit mit anderen Disziplinen, aber vom literaturwissenschaftlichen Standort aus betrieben, oder aber sie beschreitet einen neuen, vielversprechenden Weg zum weiten Bereich der Kulturwissenschaft, in dem die Literatur allerdings nur als ein Mosaikteil im großen System mentalitätsgeschichtlicher und gesamtkultureller Zusammenhänge fungiert.⁴⁷

⁴⁶ Vgl. dazu: Malgorzata Świdarska: Studien zur literaturwissenschaftlichen Imagologie. Das literarische Werk Dostojewskijs aus imagologischer Sicht mit besonderer Berücksichtigung der Darstellung Polens. München 2002, S. 84; Thomas Bleicher: Imagologie zwischen, S. 195.

⁴⁷ Manfred Fischer: Literarische Imagologie am Scheideweg. Die Erforschung des „Bildes vom anderen Land“ in der Literaturkomparatistik. In: Erstarrtes Denken. Studien zu Klischee, Stereotyp und Vorurteil in der englischsprachigen Literatur. Hg. v. Günther Blaicher. Tübingen 1987, S. 55-71, hier S. 66.

Die seit den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts sich immer mehr durchsetzende Tendenz zur kulturwissenschaftlichen Neuorientierung der Literaturwissenschaft und damit auch der komparatistischen Imagologie fördert die Erarbeitung neuer Konzeptionen, die einen aktiven interdisziplinären Transfer voraussetzen. Bevor aber der imagologische Forschungszweig „überhaupt mit dem Kulturdiskurs in Beziehung gesetzt werden [kann]“, meint Aglaja Blioumi, müssen die „Grundlagen der Imagologie neu reflektiert und im Lichte eines modernen Kulturbegriffs gesichtet werden [...]“.⁴⁸

Einen solchen – allerdings fragwürdigen – Versuch, der komparatistischen Imagologie qualitativ einen neuen Stellenwert im gesellschaftswissenschaftlichen Diskurs zuzuweisen und ihr Untersuchungsobjekt neu zu akzentuieren, unternimmt zum Beispiel der russische Forscher Michail I. Logvinov:

„Unter Imagologie versteht man die Forschungsrichtung innerhalb eines Komplexes von Gesellschaftswissenschaften, deren Forschungsgegenstand das Bild vom Anderskulturellen (bzw. Fremden)“ ist. Dieses Bild entsteht in der interkulturellen Kommunikation in Form von Stereotypen, Klischees oder Vorurteilen in Lingua- und Ethnokulturen. Außerdem beschäftigt sich die Imagologie mit der Frage, wie diese Stereotype, die verschiedene ethnische und soziale Gruppen voneinander entwerfen, zustande kommen, wie sie ihre identitätsstiftende Funktion ausüben und wie sie das Zusammenleben der Völker und Nationen bzw. die Völkerverständigung (oder Nicht-Verständigung) beeinflussen.“⁴⁹

Es ist offensichtlich, daß diese Definition wieder „aporetische Lücken“⁵⁰ einer eventuell vorschnellen Zuordnung der komparatistischen Imagologie zum gesellschaftswissenschaftlichen Umfeld aufweist. Die Anknüpfung an den neuen Diskurs scheint synthetisch, beinahe mechanistisch ausgeführt zu werden, indem der Begriff „Literatur“ durch den viel umfangreicheren Begriff „Kultur“ oder „Fremde“ durch „Anderskulturelle“ ersetzt wird; diese Anbindung wirkt umso markanter, als der literaturwissenschaftliche Standort der komparatistischen Imagologie kaum mehr erwähnt wird – ziemlich unsicher ist der literaturwissenschaftliche Aspekt als Teil abstrakter „Lingua- und Ethnokulturen“ zu vermuten. Augenfällig ist also, daß bei M. Logvinov der Imagologiebegriff sich praktisch

⁴⁸ Aglaja Blioumi: *Imagologische Images*, S. 345.

⁴⁹ Michail I. Logvinov: *Studia imagologica: Zwei methodologische Ansätze zur komparatistischen Imagologie*. In: *Germanistisches Jahrbuch GUS „Das Wort“* 2003, S. 203-220, hier S. 204.

⁵⁰ Aglaja Blioumi: *Imagologische Images*, S. 345.

vom literaturwissenschaftlichen Boden losgelöst hat und nun „innerhalb eines Komplexes von Gesellschaftswissenschaften“ beheimatet ist. Fazit: Das eigentlich Literaturwissenschaftliche tritt eindeutig in den Hintergrund, wobei dem außerliterarischen Umfeld bei der Untersuchung des „Bildes vom Anderskulturellen“ das vorrangige Forschungsinteresse gilt.

Diese These findet eine weitere Bestätigung im zitierten Ausschnitt. So soll sich die Imagologie nach M. Logvinov unter anderem der Analyse der identitätsstiftenden Funktion von Stereotypen unterschiedlicher ethnischer und sozialer Gruppen widmen. Es ist aber nicht die einzige Funktion von nationenbezogenen Stereotypen⁵¹ in literarischen Texten; als eine der wichtigsten ist ihre werkimmanente Funktion zu nennen, wobei sie sogar ihr gegebenenfalls vorhandenes „ästhetisches Potential“ entfalten können, allerdings unter der Voraussetzung, daß es vom Autor beabsichtigt ist und Stereotype aus ästhetischen Gründen bewußt eingesetzt werden⁵².

Diese Bemerkungen sind für den vorliegenden Aufsatz insofern von Bedeutung, als sie helfen, die Notwendigkeit der begrifflichen Unterscheidung zwischen „Bild“ und „Image“ zu begründen. Den Ausgangspunkt dieser Grenzziehung sieht die mehrmals zitierte A. Blioumi an dem unterschiedlich angelegten Erkenntnisinteresse beider Begriffe. Für „Images“ ist es ein „Charakter“ oder sind es „Wesensmerkmale“ eines Volkes, und die Images müssen zumindest „ethnopsychologisch interpretiert“ werden,⁵³ damit man zum Kern ihrer Aussage gelangt. Bei literarischen Bildern hingegen, so A. Blioumi, steht die Ermittlung des „Volkscharakters“ nicht im Vordergrund; dafür treten individuelle Elemente, die auf der Wahrnehmung des Fremden durch den Autor basieren, sowie fiktionale Gestaltungsmöglichkeiten hervor: „Das literarische Bild enthält subjektive und/oder deskriptive Äußerungen, die auf dem Prozess der Selektion, der Annahme, der Ablehnung, des bewußten oder unbewußten Verzichts einiger Gestaltungskonturen beruhen, ohne zwangsläufig Akzent auf ethnopsychologische Wertungen zu legen.“⁵⁴ Anders formuliert, der

⁵¹ „Soziale“ Stereotype, also Stereotype von und über unterschiedliche soziale Gruppen werden hier nicht berücksichtigt.

⁵² Emer O’Sullivan: Das ästhetische Potential, S. 68.

⁵³ Die Autorin bezieht sich dabei auf K. U. Syndram. – Aglaja Blioumi: Imagologische Images, S. 345.

⁵⁴ ebd.

Autor wählt bestimmte Sachverhalte aus, ordnet sie je nach seiner Intention, überlegt ihre Argumentations- und Interpretationsweisen und rückt sie dann in ein bestimmtes Licht. Die These vom subjektiven Charakter des literarischen Bildes findet sich auch bei Hans Galinski, der „Projektionen eigener Wünsche und Nöte, Traum und Vision eines Autors“⁵⁵, aber auch die Konkretisierung abstrakter beziehungsweise allgemeiner Sachverhalte und Relationen als konstituierende Merkmale des Bildes sieht. Im Metzler Literaturlexikon steht zum Bild folgendes: „Sprachliche Bilder können sowohl optische Eindrücke in der Sprache widerspiegeln, als auch einen abstrakten Sachverhalt, einen Gedankengang oder seelische Regungen veranschaulichen. [...] Bildlichkeit ist sowohl vom individuellen Darstellungsstil als auch von gewissen Epochen- und Gattungseigentümlichkeiten abhängig.“⁵⁶ Damit wird ein weiteres charakteristisches Attribut des literarischen Bildes angesprochen, nämlich daß bei seiner Gestaltung jeweilige gesellschaftspolitische und historisch-kulturelle Zusammenhänge von Bedeutung sind, die dann im interpretatorischen Gesamtkontext unbedingt berücksichtigt werden müssen.

4. Bedingungen und Funktionsweisen literarischer Stereotypisierung

Durch die „subjektiven und fiktionalen Gestaltungsmöglichkeiten des Bildners“⁵⁷ unterscheidet sich das literarische Bild andererseits vom Stereotyp. Emer O’Sullivan gelingt eine treffende Grenzziehung zwischen diesen Begriffen:

„Um *Stereotyp* wirkungsvoll von *Bild* und *Image* zu unterscheiden, ist es hilfreich festzuhalten, daß individuelle Autoren ihr eigenes Bild von diesem Land haben können. **Stereotype als zum Konventionenbestand einer Sprach- und Kulturgemeinschaft gehörende Elemente** (Kursivschrift und Hervorhebung von E.O’Sullivan – G.M.), die von deren Mitgliedern erkannt und verstanden

⁵⁵ Hans Galinski: Deutschlands literarisches Amerikabild, S. 4. Allerdings rückt er die Fiktionalität eines literarischen Bildes auf den Vordergrund: „Literarisches Bild meint primär literarisch gestaltetes, erst sekundär von einem literarischen Autor mitgeteiltes Bild.“ – ebd, S. 5.

⁵⁶ Metzler Literaturlexikon. Begriffe und Definitionen. Hg. v. Günther und Irmgard Schweikle. 2., überarbeitete Auflage. Stuttgart

⁵⁷ A.Blioumi: Imagologische Images, S. 346.

werden können, können von individuellen Autoren jeweils verschieden verwendet werden, es ist aber nicht möglich zu sagen, der Autor X hat sein eigenes privates nationales Stereotyp.⁵⁸

Im zitierten Aufsatz versucht die Autorin, an wichtige Probleme der modernen literaturwissenschaftlichen Stereotypenforschung mit Rückgriff auf die Konzepte der Sozialpsychologie, Rezeptionsästhetik und der komparatistischen Imagologie heranzugehen. Dabei widmet sie sich vordergründig der Frage nach dem ästhetischen Potential nationaler Stereotype in der Literatur, dessen Vorhandensein bisher kaum ernsthaft wahrgenommen und demzufolge kaum untersucht wurde, da die Stereotype lange Zeit für ästhetische Mängel eines literarischen Textes galten. Die Ergebnisse der Studie stützen sich auf umfangreiches Belegmaterial und sind beachtenswert; so daß einige Thesen sowie Definitionen aus dieser Arbeit zur Bestimmung der Arbeitsbegriffe der vorliegenden Studie herangezogen wurden.

Neben *Bild* ist *Stereotyp* ein weiterer Grundbegriff der vorliegenden Dissertation. Über die Relation zwischen ihnen sind sich viele Forscher relativ einig: Stereotype können zur Struktur eines Bildes gehören, müssen aber nicht unbedingt; ein Bild kann durchaus frei von Stereotypen sein. Im folgenden wird auf ihre konstitutiven Merkmale eingegangen, die allerdings wegen des immer noch fehlenden einheitlichen Begriffs- und Definitionskorpus für einzelne Arbeiten von dem jeweiligen Autor unterschiedlich akzentuiert werden.

Grundlegend ist dabei die Annahme, daß kein literarischer Text ohne Stereotype auskommt. Demzufolge sind die sogenannten Unterhaltungs- oder Trivialromane nicht die einzige Domäne sozialer und/oder nationaler Stereotype in der Literatur, obwohl sie aufgrund ihres geringen ästhetischen Wertes besondere Affinität zur Stereotypisierung aufweisen. Allerdings ist sie auch in der anspruchsvolleren Literatur nicht auszuschließen.⁵⁹ Dieses Phänomen läßt sich zum einen aus dem neuen Stereotypenkonzept der modernen Sozialpsychologie und zum anderen aus dem komplizierten Verhältnis zwischen der Literatur und Wirklichkeit ableiten.

⁵⁸ Emer O'Sullivan: Das ästhetische Potential, S. 42.

⁵⁹ Hinweis darauf bei Iring Fetscher – Ders.: Zum Umgang mit Freund- und Feindbildern. In: Freund- und Feindbilder. Begegnung mit dem Osten. Hs. v. Peter-Michael Pflüger. Olten, Freiburg i. Br. 1986, S. 45-69, hier S. 45.

Die Reorganisierung der Stereotypenforschung in den 70er Jahren, die bisher ein Teil der Vorurteilsforschung war, hat eine wichtige Folge, und zwar daß der Stereotypenbegriff von seiner überwiegend negativen Beurteilung befreit wird und einen neutraleren Wert bekommt; als Forschungsobjekt der kognitiven Sozialpsychologie wird er vor allem auf seine denkökonomische und orientierungsstiftende, in einer breiteren Auffassung auf seine kognitive Funktion untersucht. Unter diesem Blickwinkel betrachtet, erscheint die Stereotypisierung als eine der wichtigen Voraussetzung des (Über)Lebens in einem Sozium.

Durch den Bezug zur Wirklichkeit läßt sich ihre Relation zur Literatur herstellen, die ebenfalls „ohne Stereotype nicht denkbar“ ist, „da sie sich als sekundäres modellbildendes System immer auf bereits vorhandene Verarbeitungsformen von Wirklichkeit bezieht“⁶⁰. In diesem Zusammenhang lautet die Ausgangsfrage nicht, ob nationale Stereotype in einem Werk überhaupt vorhanden sind, sondern wie sie – bewußt oder unbewußt – vom Autor eingesetzt – oder aber nicht eingesetzt werden und welche Funktionen ihnen in der Gesamtstruktur der Erzählung zukommen.

Bevor auf diesen Fragenkomplex eingegangen wird, sei betont, daß wir es mit sprachlich fixierten nationalen Stereotypen zu tun haben, die aufgrund ihrer Einbettung in den literarischen Text offenbar besondere Untersuchungsmethoden verlangen. Was charakterisiert also nationale Stereotype in der Literatur? Auf welche Wege finden sie Zugang in ein literarisches Werk?

Abgesehen von der Akzentuierung fachspezifischer Aspekte in etablierten Stereotyp-Definitionen in der Sozialpsychologie, Geschichtswissenschaften, Mentalitäts-geschichte, Ethnologie, Politik- und Medienwissenschaften sowie anderen Disziplinen, die sich direkt oder indirekt mit Stereotypen befassen, werden am häufigsten folgende Merkmale erwähnt: Wiederholung, Verallgemeinerung/Vergrößerung, Festigkeit, Langlebigkeit/überzeitliche Gültigkeit, Wertung (meist negativ); oft nennt man darüber hinaus die Entfernung stereotyper Vorstellungen von der Wirklichkeit und ihre schwere Korrigierbarkeit.⁶¹ Diese

⁶⁰ Emer O’Sullivan: Das ästhetische Potential, S. 25.

⁶¹ Vgl. dazu Michael Rehs: Nationale Vorurteile – ein Problem internationaler Verständigung. In: Zeitschrift für Kulturaustausch 23, 3 (1973); S. 3-9, hier S. 3.

konstituierenden Eigenschaften gelten allerdings auch für *Vorurteile*; wie wir an oben angeführten Beispielen gesehen haben, führt es zum undifferenzierten, gleichwertigen Gebrauch von diesen beiden Begriffen. E. O'Sullivan kommt zum wichtigen Schluß, daß

„der Unterschied zwischen Stereotyp und Vorurteil darin zu sehen ist, daß letzteres viel weiter gefasst ist und affektive und konative Komponenten einschließt, während das Stereotyp heute als eine eher wertneutrale kognitive Entität gesehen wird [...].“⁶²

Als Resümee bleibt festzuhalten:

„Vorurteil ist also eine persönlichkeitsbezogene Kategorie, die in der Literatur natürlich thematisiert werden kann, die aber nicht direkt Bestandteil des Textes ist. So haben wir zwar noch keine klare Unterteilung erreicht – hier sozialpsychologisch, dort textbezogen –, aber wir können immerhin festhalten, daß mit Vorurteil und Stereotyp auf Sozialpsychologisches Bezug genommen wird, nur mit letzterem jedoch auf Textliches.“⁶³

In den früheren Arbeiten befassen sich mit literarischen Aspekten nationenbezogener Stereotypisierung F. K. Stanzel⁶⁴, G. Blaicher⁶⁵ und J. Stüben⁶⁶. Folgende Zusammenfassung ihrer Überlegungen zur literaturwissenschaftlichen Analyse nationaler Stereotype, die bei der Textinterpretation in der vorliegenden Schrift auch berücksichtigt wurden, will einen Überblick über das Thema geben. Die undifferenzierte Anwendung der Begriffe *Stereotyp*, *Vorurteil* und *Klischee* beim Zitieren soll nicht darüber hinwegtäuschen, daß es sich dabei um literarische Stereotypisierung handelt.

Der literarischen (gegebenenfalls nationenbezogenen) Stereotypisierung liegen allgemeine psychologische Wahrnehmungs- und Vorstellungsmechanismen zugrunde; dieses Phänomen

⁶² Emer O'Sullivan: Das ästhetische Potential, S. 22.

⁶³ ebd, S. 25.

⁶⁴ Franz K. Stanzel: Der literarische Aspekt unserer Vorstellungen vom Charakter fremder Völker. In: Anzeiger der österreichischen Akademie der Wissenschaften. Phil.- hist. Klasse. 111. Jg. (1974), Nr. 4, S. 63-82.

⁶⁵ Günther Blaicher: Einleitung des Herausgebers: Bedingungen literarischer Stereotypisierung. In: Erstarres Denken: Studien zu Klischee, Stereotyp und Vorurteil in englischsprachiger Literatur. Tübingen 1987, S. 9-25.

⁶⁶ Jens Stüben: Deutsche Polen-Bilder. Aspekte ethnischer Imagotype und Stereotype in der Literatur. In: Historische Stereotypenforschung: Methodische Überlegungen und empirische Befunde. Hg. v. Hans Henning Hahn. Oldenburger Schriften zur Geschichtswissenschaft. Oldenburg 1995, S. 41-74.

läßt sich immer dann feststellen, wenn „dieselben sprachlich konkretisierten Bilder und generalisierenden Urteile eine Reihe von Malen wiederkehren und auf realiter unterschiedliche Phänomene bezogen werden [...]“⁶⁷; aber auch dann, wenn einer Gruppe (fremder) fiktiver Figuren die gleichen, oft willkürlich oder zufällig ausgewählten Wesensmerkmale zugeschrieben werden und/oder jede einzelne Person dieser Gruppe durch diese „gruppenspezifischen“, typisierenden Eigenschaften charakterisiert wird.⁶⁸

Die Quellen literarisch kanonisierter Stereotype (nationale Stereotype sind hier und weiter im Kapitel mit eingeschlossen) sind unterschiedlich und weisen sowohl auf den außertextuellen Bereich, als auch auf die Literatur selbst. So kann ein literarisches Werk, oft ein Bühnenstück, meint F.K. Stanzel, solche Stereotype manchmal selbst produzieren, insbesondere wenn es um literarische Traditionen geht. Zur Illustration führt er ein literaturhistorisches Beispiel an, wo nach kanonischen Regeln der mittelalterlichen Dichtung die Autoren bei der Darstellung fremder Figuren zum Bestand eines Eigenschaftenregisters, der sogenannten „Requisitenkammer“ greifen sollten.⁶⁹ So wurde beispielsweise empfohlen, die Russen (im Originaltext „Muskawithen“, also Moskawiten) als „boßhaft“, „unentlich krob“, „gar Verätherisch“, „Gut“ von Natur, aber „Gar Nichts“ von Verstand, schließlich ihr Land „voller Eis“ darzustellen; außerdem sollten sie „den Brügl“ lieben und ihre Zeit „mit schlaffen“ vertreiben.⁷⁰ Ein Blick in solch eine Sammlung nationaler „Tugenten“ und „Untugenten“ aus der gegenwärtigen Perspektive kann zunächst amüsieren, soll allerdings bei kritischer Betrachtung zum Nachdenken anregen, wie langlebig, fest und änderungsresistent manche althergebrachten Vorstellungen von anderen Völkern und Ländern sein können, obwohl sie nicht selten längst ihren Bezug zur historischen Realität verloren haben – wenn es diesen jemals gab –, wenn sie nach Jahrhunderten unser Bild vom Anderen mitprägen.

Es liegt auf der Hand, daß bei der Darstellung fremder Länder und Völker Stereotype, die bei der Beschreibung von Natur, Landschaften, Traditionen und vor allem bei der Charakteristik

⁶⁷ Jens Stüben: Deutsche Polen-Bilder, S. 50.

⁶⁸ Franz K. Stanzel: Der literarische Aspekt, S. 69.

⁶⁹ ebd.

⁷⁰ Zitiert nach Lew Kopelew – Ders.: Fremdenbilder in Geschichte und Gegenwart. Einleitung. In: Russen und Rußland aus deutscher Sicht. 9-17. Jahrhundert. Hg. v. Mechthild Keller. West-Östliche Spiegelungen. Reihe 1, Bd. 1. München 1985, S. 11- 34.

der Personen festgestellt werden, von besonders großem Forschungs-interesse sind. Diese Erkenntnis wurde in der vorliegenden Untersuchung berücksichtigt und fand Niederschlag in der Gliederung jedes einzelnen Interpretationskapitels.

Die weiteren Vorkommensweisen der Stereotype in der Literatur beziehen sich eher auf die Persönlichkeit des Autors; ihr beabsichtigtes Vorhandensein oder bewußtes Auslassen sind hauptsächlich auf seine erzählerische Intention zurückzuführen; sie können aber, insbesondere im letzteren Fall, wie E. O'Sullivan anmerkt, durch ein ‚internationalistisches‘ Konzept von Literatur begründet werden.⁷¹ Allerdings sind die Gründe für den Einsatz von Stereotypen bei einem konkreten Autor nicht immer zu ermitteln. So können zum Beispiel soziale, politische, nationale, religiöse und andersgeartete Stereotype im Text unbewußt (Hervorhebung hier und weiter von mir – G.M.) Niederschlag finden, wenn sie zum Weltbild des Verfassers gehören und er sich seines „stereotypen Denkens“ nicht bewußt ist. In diesem Fall wäre es offensichtlich ratsam, seine anderen Werke sowie gegebenenfalls Kommentare, Interviews und Autobiographie zum Vergleich heranzuziehen.

Die Untersuchung des bewußten Umgangs mit Stereotypen ist nach der Meinung von E. O'Sullivan „die zentrale Frage der literarischen Stereotypenforschung überhaupt“.⁷² Es spricht nichts dagegen, denn wenn das Vorhandensein der Stereotype in literarischen Werken mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen wird, soll die Frage nach dem Zweck ihrer Anwendung sowie nach ihren Funktionsweisen in der gesamten Erzählstruktur in den Mittelpunkt des Forschungsinteresses rücken. In Anlehnung an G. Blaicher⁷³ lassen sich folgende Möglichkeiten hervorheben, die außerdem das Verhältnis zwischen stereotypenbeladenen Lesererwartungen und der Intention des Autors reflektieren:

- a. Der Verfasser bietet eine realistische Darstellung einer vorurteilsbehafteten sozialen Wirklichkeit, die dann je nach seiner Wirkungsabsicht unterschiedlich funktionalisiert werden kann.

⁷¹ Als Beispiel nennt die Autorin die Darstellung der Juden in einigen literarischen Werken – Ders.: Das ästhetische Potential, S. 40.

⁷² ebd, S. 26.

⁷³ Günther Blaicher: Bedingungen literarischer Stereotypisierung, S. 9.

- b. Der Autor bestätigt beziehungsweise rechtfertigt Vorurteile des intendierten Lesepublikums mit Hinblick auf aktuellen gesellschaftspolitischen, ideologischen oder gesamtulturellen Hintergrund, aber auch nicht zuletzt, um das Interesse an seiner literarischen Produktion aufrechtzuerhalten.
- c. Er kann sich den Vorurteilen der Leser widersetzen, indem er zum Beispiel gängige Stereotype aus seiner sozialen Umwelt in den Text transportiert, um sie als solche zu decouvrieren. Karikative Elemente, Ironie oder Satire könnten dabei offensichtlich die Wirkungskraft einer solchen Entlarvung verstärken.

Die Untersuchung beschriebener Vorkommensweisen sowie der Funktionen literarischer Stereotype als eventuelle Bestandteile von literarischen Rußland- und Russen-Bildern in ausgewählten Texten ist eine der Hauptaufgaben der vorliegenden Dissertation, wobei gelegentliche Fehlschlüsse aufgrund unzulänglicher wie unzugänglicher Informationen über die Befangenheit des jeweiligen Verfassers vor allem von nationalen Stereotypen nicht auszuschließen sind. Ob und welche nationale Vorurteile und Stereotype von den jeweiligen Autoren in ihre Werke aus dem außerliterarischen Milieu transportiert, eventuell funktionalisiert, bestätigt oder dementiert werden, oder ob es sich nun um den möglichen Eingang in das literarische Werk bewußter oder unbewußter persönlicher Vorurteile des Verfassers handelt – unter anderem diesen Fragen möchte die vorliegende Studie nachgehen.

Fassen wir die Ausführungen zum Thema Literarische Fremdenbilder, auf die sich die Textinterpretation orientierte, zusammen:

1. Der Darstellung des fremden Landes liegt die Dichotomie „das Eigene“ – „das Fremde“ zugrunde, die von historisch-politischen, gesellschaftlichen und geistig-kulturellen Konstellationen beeinflusst ist und sich oft in den Eigen- und Fremdenbildern sowie Stereotypen konkretisiert.
2. Der Begriff „Stereotyp“ wird von seinem früheren ausschließlich negativen Denotat gelöst; es wird seine identitätsstiftende, wirklichkeitsorientierende und –strukturierende Funktion – jenseits positiver oder negativer Wertungen – anerkannt.

3. An die Abgrenzung des Eigenen vom Fremden knüpft die sozialpsychologische These an, daß die Wahrnehmung – und Darstellung – des Anderen die Projektion des eigenen Bewußtseins sein kann; damit können die Bilder von Fremden Folien latenter Eigenbilder.
4. Ein Bild ist also kein zuverlässiges, korrektes Abbild der Wirklichkeit. Es kann eine teilweise verzerrte, sogar falsche Interpretation dieser Wirklichkeit abgeben.
5. (Literarische) Fremdenbilder sind keine festen Formationen. Je nach der Änderung von politischen, gesellschaftlichen und gesamtulturellen Rahmenbedingungen können sie dem vollständigen oder partiellen Wandel unterliegen.
6. Der Begriff „Bild“ ist breiter konzipiert, als „Image“. Im Unterschied zum betonten völkerpsychologischen Aspekt des letzteren tritt beim literarischen Bild das Ästhetische in den Vordergrund, wobei auch die Persönlichkeit des Autors als wichtiger Gestaltungsfaktor zu berücksichtigen ist. Daraus resultiert der persönlich-subjektive und fiktionale Charakter des literarischen Bildes.
7. Dadurch unterscheiden sich literarische Bilder auch von Stereotypen; das überindividuelle Wesen der letzteren bedingt ihre potentielle Verbreitung und Anwendung innerhalb einer Sprach- beziehungsweise Kulturgemeinschaft. Sie können als Strukturelemente eines literarischen Bildes fungieren; ein Bild kann aber auch frei von Stereotypen sein.
8. Bei der Untersuchung literarischer Bilder sind sowohl werkimmanente, als auch außertextuelle Zusammenhänge zu ermitteln.

5. Literarische Freund- und Feindbilder

Abschließend sei in diesem Unterkapitel noch auf ein Thema kurz eingegangen, nämlich auf die Konstruktion von Freund- und Feindbildern. Es ist mittlerweile in der Psychologie, Geschichtswissenschaft, Sozial- und Politikkunde sowie Stereotypen- und Vorurteilsforschung unter fachspezifischen Fragestellungen ausufernd behandelt worden⁷⁴; als mögliche Erscheinungsform der Fremdenbilder ist es aber auch genuiner Untersuchungsgegenstand der komparatistischen Imagologie sowie der

⁷⁴ Vgl. dazu z.B. Änne Ostermann, Hans Nicklas: Vorurteile und Feindbilder. 1. Auflage. München, Berlin, Wien 1976; Anne-Katrin Flohr: Feindbilder in der internationalen Politik. (=Bonner Beiträge zur Politikwissenschaft) Münster, Hamburg 1993.

literaturwissenschaftlichen Stereotypenforschung. Insbesondere Feindbilder stehen aufgrund ihrer Verbreitung, Resistenz und destruktiven Auswirkung auf die Beziehungen zwischen nationalen, sozialen und religiösen Gruppen im Mittelpunkt des interdisziplinären Forschungsinteresses. Die Feindbilder werden oft in eine Reihe mit Stereotypen und Vorurteilen gestellt; so definiert zum Beispiel Gert Sommer Feindbilder als „negative, hoch emotionale, veränderungsresistente Vor-Urteile [...]. Typisch für ein Feindbild ist, daß es im Anderen nur oder hauptsächlich das Böse, Negative sieht.“⁷⁵ Neben ähnlichen konstitutiven Merkmalen und Funktionsweisen wie Stereotype und Vorurteile besitzen Feindbilder allerdings spezifische Charakteristiken. Wichtig erscheint dabei der Gedanke, daß man bei sprachlich fixierten Bildern dieser Art zwischen den verzerrten, negativen Beurteilungen der Fremdfiguren und der literarischen Darstellung des realen Gegners unterscheiden soll. Darüber hinaus ist die Schilderung des Fremden nicht unbedingt lediglich auf das vereinfachte Modell Freundbild-Feindbild fixiert, obwohl gerade die gegensätzliche Tendenz eine größere Verbreitung findet; nicht selten sind Zwischentöne sowie emotions-neutrale, distanzierte Darstellungsweise anzutreffen. Schließlich soll der Tatsache Rechnung getragen werden, daß sich einige literarische Gattungen wie beispielsweise Trivialromane ziemlich aufgeschlossen gegenüber dem Eingang von Feindbildern zeigen. Es gibt aber auch genügend Beispiele in der anspruchsvolleren Literatur, in denen Feindbilder artikuliert und damit zum Teil der Darstellung des Fremden werden, denkt man an abwertende Charakterisierung einiger deutscher Figuren bei Dostojewski, Turgenjew oder Gontscharow.⁷⁶ Den literarischen Feindbildern ist schließlich der subjektive und fiktionale Charakter der sprachlich kanonisierten Fremdenbilder zuzuweisen, wobei sowohl Freund- als auch Feindbilder „nicht völlig realitätsfremd“ sind, sondern „sie verzerren und vereinfachen die Wirklichkeit“⁷⁷; außerdem können sie in ein literarisches Werk aus dem außertextuellen Bereich transportiert werden.

⁷⁵ Gert Sommer: Feindbilder und politisches Bewußtsein. In: Psychosozial 12. Jg. (1989) Heft 40, S. 19-36, hier S. 19.

⁷⁶ Siehe Anm. 59 (S. 29)

⁷⁷ Siehe dazu Donal O’Sullivan: Furcht und Faszination. Deutsche und britische Rußlandbilder 1921-1933. Köln, Weimar, Wien 1996. Zugl.: Bonn, Univ., Diss. 1995, S. 9.

Allen Gruppen von Feindbildern sind folgende Funktionen und Auswirkungen gemeinsam⁷⁸:

- auf *individuell-persönlicher Ebene*: Stabilisierung des schwachen Selbstbewußtseins, Steigerung des Selbstwertgefühls (gilt auch für die Gruppen), Kanalisierung von persönlichen Unzufriedenheiten und Aggressionen; Abwehr von Angst;
- auf *sozialer Ebene*: Integration in eine Gruppe, Stabilisierung des sozialen Selbstverständnisses; Ablenkung von innergesellschaftlichen Problemen;
- auf *politischer Ebene*: Mobilisierung, Immunisierung gegen als feindlich wahrgenommene Ideen oder Personen; Einigung und Herrschaftssicherung; Legitimation für Staaten zu eigener Rüstung und Aggression bis hin zum Krieg,

wobei die Überschneidung der Funktionen und Einflüsse der Feindbilder auf allen Ebenen möglich ist.

Die vorliegende Studie will versuchen, Stellenwert und Funktion(en) von Freund- und Feindbildern zu bestimmen sowie, wo es möglich ist, ihre Begleitumstände wie die persönlich-subjektive Einstellung des Autors und außerliterarische Rahmenbedingungen zu ermitteln.

6. Beispiel eines Interpretationsmodells für die Untersuchung des Bildes vom anderen Land aus imagologischer Sicht

Eines der genannten Defizite der imagologischen Forschung, nämlich das Fehlen eines allgemeinen methodologischen Konzeptes, das sich bei der Untersuchung von Fremdenbildern vor allem vom literaturwissenschaftlichen Standort aus praktisch anzuwenden wäre, versucht Thomas Bleicher zu beheben, indem er folgendes innerliterarisches Interpretationsmodell⁷⁹ erarbeitet:

⁷⁸ Zusammengefaßt und strukturiert auf der Grundlage der Beiträge von Änne Ostermann u. Hans Nicklas – Ders.: Vorurteil und Feindbilder. 1. Auflage. München, Berlin, Wien 1976; Gerd Sommer: Feindbilder und politisches Bewußtsein. In: Psychosozial 12. Jg. (1989) Heft 40, S. 19-36, und Donal O’Sullivan: Furcht und Faszination. Deutsche und britische Rußlandbilder 1921-1933. Köln, Weimar, Wien 1996. Zugl.: Bonn, Univ., Diss. 1995.

⁷⁹ Thomas Bleicher: Imagologie zwischen, S. 203.

Innerliterarischer Interpretationskatalog (nach Thomas Bleicher)

I. Literarische Sprache

- Stil/ Stilbruch
- Sprachebenen
- Ausdrucksweisen
- Vokabular
- Klischees/Stereotypische Sätze
- Slogans/Schlüsselwörter

→

II. Literarische Struktur

- (nicht-literarische) Fakten
- Titel/Untertitel
- Zeitperspektive (Gegenwärtigkeit, Rückblick, Vorausdeutung)
- Raum („zu Hause“/ „unterwegs“)
- Personen/Charaktere
- Personenkonstellationen
- Monologe/Dialoge
- ↓ - Klassifikationen (Analogien/Differenzen)

←

III. Literarische Intention

- Meinungen/Ansichten/Standpunkte
- Reflexionen/Überlegungen/Betrachtungen
- Argumente/Feststellungen
- Urteile/Kommentare
- Wiederholungen/Häufungen
- Beispiele/Illustrationen/Anspielungen
- Gefühle/Ausrufe/Übertreibungen
- Widersprüche

↑

IV. Literarische Handlung

- Hauptidee
- Anfangssituation
- Handlungsentwicklung
- Übergänge/Peripetien
- Gegenhandlungen
- Neben-/Unterhandlungen
- Spannungen/Stimmungen
- Steigerung/Klimax
- Zusammenfassungen/Schlußbemerkung

Diese schematisch zusammengefaßte Herangehensweise einer imagologischen Textinterpretation setzt also eine detaillierte werkimmanente Analyse voraus, die literarische Sprache, Struktur, Intention und Handlung eines Textes ermitteln soll. Im nächsten Schritt sollen die Relationen dieser innertextuellen Einheiten zueinander und dann zum außerliterarischen Kontext, nämlich zu gesellschaftspolitischen, historischen, mentalitätsgeschichtlichen und sozio-kulturellen Zusammenhängen hergestellt werden.

Wenn man die These von E. O'Sullivan aus dem Bereich der Stereotypenforschung auf imagologisches Terrain überträgt, da diese Forschungsfelder nicht inkompatibel sind, lassen sich die zentralen Fragestellungen der werkimmanenten Analyse und der Untersuchung von textexternen Faktoren wie folgt abgrenzen. Zu ermitteln, aus welchem Grund (Hervorhebung hier und weiter von mir – G.M.) und mit welchem Ziel Ausländer oder ein fremdes Land in das literarische Werk eingeführt werden, was der Autor damit aussagen beziehungsweise

bewirken will, gehört zum Aufgabenbereich der Werktranszendenz. Die werkimmanente Analyse interessiert sich grundsätzlich dafür, *wie* mit diesen Bildern im Text umgegangen wird, und welche Wirkungen damit tatsächlich erreicht werden⁸⁰, also wie sich die Autorintention in der Werkwirklichkeit realisiert.

Es ist evident, daß in einer Arbeit, die mehrere Texte auf ihren Bildergehalt untersucht, die absolute Vollständigkeit der nach diesen Gesichtspunkten durchgeführten werkimmanenten Analyse nicht unbedingt angestrebt werden soll und – realistisch gesehen – kaum erreicht werden kann. Eher könnte die jeweilige Textinterpretation durchaus als ein lockereres Gefüge von inhaltlich korrespondierenden Aussagen aufgebaut werden; einzelne Aspekte können dabei je nach der Aufgabenstellung unterschiedlich akzentuiert werden. Th. Bleicher erarbeitete seinen innerliterarischen Interpretationskatalog offensichtlich eher als Zusammensetzung wichtiger Gesichtspunkte einer werkimmanenten Untersuchung, die auch für eine imagologische Analyse hilfreich sein könnte. Folgende Fragestellungen beziehungsweise Stichpunkte möchten in Anlehnung an Holger M. Klein⁸¹ dieses allgemeinere Interpretationsmodell für eine imagologisch orientierte Studie konkretisieren und darüber hinaus die gesamte Analyse durch die Erforschung außerliterarischer Aspekte komplettieren.

- *Zur Darstellung*: Wie wird das Fremde thematisiert: werden die Fremdenbilder zum Hauptthema oder handelt es sich dabei um Einzelmotive, Seitenblicke, Anspielungen?
- Welche Funktion kommt ihnen in der Gesamtstruktur des Textes zu?
- Werden diese Bilder vom Erzähler kommentiert?
- Aus welcher Perspektive wird das Fremde dargestellt: Sieht man die Ausländer im Heimatland des Autors, oder wird der Handlungsort in ein fremdes Land verlegt, wo seine Landsleute unter sich oder/und mit Einheimischen agieren?
- Geht es bei der Darstellung von fremden Figuren um implizite oder explizite Typisierung?
- *Zur Person des Autors*: Welche Kenntnisse, eventuell Erfahrungen besitzt er vom dargestellten Land? Finden sich ähnliche Themen und/oder Motive in anderen Texten? Gibt es (eventuell spätere) Kommentare?

⁸⁰ Emer O' Sullivan: Das ästhetische Potential, S. 66.

⁸¹ Holger M. Klein: Zerrspiegel, S. 92f.

- *Zur Rezeption*: angesprochene Lesergruppe(n), Auflagen, Auflagenhöhe; Leserbriefe, Rezensionen, Literaturkritik; *Rezeption im Ausland*: Übersetzungen, Kommentare, Nachahmungen, Gegenwerke;
- *Zum Wandel der Fremdenbilder*: Ob die Eigenbilder unter dem Einfluß von Fremdenbildern einem Wandel unterliegen? Ob ein Umschwung in den gesellschaftspolitischen und historischen Verhältnissen (Krieg, Revolution, Änderung der Gesellschaftsordnung etc.) Veränderungen des Fremdenbildes – Neuakzentuierung, Modifizierung oder gar ein neues Bild beziehungsweise Gegenbild – bedingt?
- *Zur außerliterarischen Intention des Autors* – mit Berücksichtigung der „politischen Tragweite“ von Fremdenbildern: In welcher Weise will er das Verhältnis zwischen Völkern, etwa Deutschen und Russen, gestaltet sehen? Hat er ein Anliegen, das Fremdenbild von Ideologisierung und Stereotypisierungen zu befreien? Wird Feindbildern entgegengewirkt, neben dem Andersartigen auch das Gemeinsame und Verbindende, das Allgemein-Menschliche betont?

Wenn Fremdenbilder in mehreren Texten untersucht werden, lassen sich durch den Vergleich von Forschungsergebnissen vorsichtige verallgemeinernde Schlüsse über wiederkehrende Merkmale bei der Darstellung fremder Charaktere, historischer Ereignisse und fremder Wirklichkeit ziehen. Als methodischer Ansatz könnte dabei die diachrone Strukturierung der Bilder unternommen werden, indem man frühere und spätere Bilder eines Autors zum Vergleich heranzieht, aber auch eine synchrone Betrachtungsweise ist möglich, wobei die ungefähr zur gleichen Zeit oder innerhalb engeren Zeitspanne entstandenen Fremdenbilder bei verschiedenen Autoren untersucht werden.

Noch eine Bemerkung darf abschließend nicht unerwähnt bleiben: Bei der Erforschung des außerliterarischen Kontextes, nämlich bei der Erhellung politisch-historischer Hintergründe sprachlich fixierter Fremdenbilder handelt es sich in der vorliegenden Studie weniger um die Rekonstruktion der historischen Gegebenheiten schlechthin - genauso wie es weniger um die Untersuchung der Bilder um ihrer selbst willen geht⁸² –, sondern um die Interpretation und literarische Darstellung der fremden Wirklichkeit und der Vorstellungen von ihr.

⁸² Manche Literaturwissenschaftler sind allerdings der Meinung, daß die Bilder von anderen Ländern und Völkern hohen Eigenwert besitzen, so daß sie zum selbständigen Forschungsgegenstand werden können. Siehe dazu Peter Boerner: *Das Bild vom anderen Land*, S. 315.

Teil III. Deutsches Bild von Rußland und Russen: Geschichte und Gegenwart

1. Einführung

Folgende Ausführungen, die sich auf die Arbeiten von L. Kopelew⁸³, Th. J. G. Locher⁸⁴, H. Stammler⁸⁵, D. O'Sullivan⁸⁶, H. Brahm⁸⁷, G. Sommer⁸⁸, I. Fetscher⁸⁹, M. Thumann⁹⁰, C. Füllberg-Stollberg⁹¹ und W. Daschitschew⁹² stützen, möchten einen kursorischen Überblick geben über die verbreitetsten Vorstellungen der Deutschen von dem östlichen Nachbarland und seiner Bevölkerung von den Anfängen deutsch-russischer Beziehungsgeschichte im 9. Jahrhundert bis in die 70-er Jahre des 20. Jahrhunderts hinein. Wir sind uns völlig darüber im klaren, eine äußerst komplizierte Aufgabe damit übernommen zu haben, nämlich das facettenreiche, widersprüchliche, nicht immer eindeutig definierbare deutsche Bild von

⁸³ Lew Kopelew: Fremdenbilder in Geschichte und Gegenwart. Einleitung. In: Russen und Rußland aus deutscher Sicht. 9-17. Jahrhundert. Hg. v. Mechthild Keller. West-Östliche Spiegelungen. Reihe 1, Bd. 1. München 1985, S. 11- 34.

⁸⁴ Th. J. G. Locher: Das abendländische Rußlandbild seit dem 16. Jahrhundert. Institut für europäische Geschichte Mainz, Vorträge. Nr. 40. Wiesbaden 1965.

⁸⁵ Heinrich Stammler: Wandlungen des deutschen Bildes vom russischen Menschen. In: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas. B. 5, H. 7 (1957), S. 271-305.

⁸⁶ Donal O'Sullivan: Furcht und Faszination. Deutsche und britische Rußlandbilder 1921-1933. Köln, Weimar, Wien 1996. Zugl.: Bonn, Univ., Diss., 1995.

⁸⁷ Heinz Brahm: Westliche Meinungsbilder von der Sowjetunion. In: Weltmacht Sowjetunion. Hg. v. Gerhard Simon. Köln 1987, S. 247-258.

⁸⁸ Gerd Sommer: Feindbilder und politisches Bewußtsein. In: Psychosozial 12. Jg. (1989), Heft 40, S. 19-36.

⁸⁹ Iring Fetscher: Zum Umgang mit Freund- und Feindbildern. In: Freund- und Feindbilder. Begegnung mit dem Osten. Hs. v. Peter-Michael Pflüger. Olten, Freiburg i. Br. 1986, S. 45-69.

⁹⁰ Michael Thumann: Vom Einmarsch in die Tschechoslowakei bis zum Moskauer Vertrag. Das Rußlandbild westdeutscher Zeitschriften 1968 bis 1970. In: Deutsche, Deutschbalten und Russen: Studien zu ihren gegenseitigen Bildern und Beziehungen. Lüneburg 1997, S. 201-228.

⁹¹ Claus Füllberg-Stollberg: Die Darstellung der UdSSR nach 1945 in Geschichtsbüchern der BRD: e. empir. Inhaltsanalyse. Diss. Göttingen, Zürich 1981.

⁹² Wjatscheslaw Daschitschew: Abbau von Feindbildern in den Beziehungen zwischen der Sowjetunion und der Bundesrepublik Deutschland. In: Freund- und Feindbilder. Begegnung mit dem Osten. Hs. v. Peter-Michael Pflüger. Olten, Freiburg i. Br. 1986, S. 91-107.

Rußland und Russen, das sich im Laufe von mehreren Jahrhunderten geformt, entwickelt und geändert hatte, auf einigen Textseiten abzuhandeln; trotzdem möchten wir diesen Versuch wagen, um die ausgewählten Texte auf die Verarbeitung dieser im Laufe der Geschichte entstandenen Vorstellungen – ihr Vorhandensein oder aber ihre bewußte Auslassung – zu überprüfen und damit eines der Forschungsvorhaben realisieren zu können.

Trotz der Fülle der Literatur zum Thema der deutsch-russischen Beziehungen gibt es keine befriedigende Antwort auf alle Fragen – zum einen wegen der unzureichenden Quellen, zum anderen wegen der Komplexität des Forschungsgegenstandes; die in ihren vielseitigen Ursachen, Einflüssen und Zusammenhängen nicht eindeutig auslotbaren historischen Gegebenheiten legen den Forschern nicht nur diverse, sondern auch kontroverse Interpretationen nahe. Dabei geht es vor allem darum, inwieweit politische, wirtschaftliche, militärische und geistig-kulturelle Beziehungen zwischen den beiden Ländern für das deutsche Rußlandbild konstitutiv waren. Es stellt sich außerdem die Frage, ob unmittelbare Auseinandersetzungen mit der russischen Wirklichkeit realitätsnahe Elemente in das existierende deutsche Rußlandbild hineinbrachten und ob positive Erfahrungen bewußt verzerrt, aber negative hervorgehoben wurden, um dann ideologisch und machtpolitisch instrumentalisiert zu werden.

2. Entstehung und Frühgeschichte deutscher Rußlandbilder. 9. – 17. Jahrhundert

In den ältesten Zeugnissen deutscher und anderer europäischer Reisender, Kaufleute und Gelehrten gilt das Reich der Moskowiten als Inbegriff der Fremde, der Wildnis und Barbarei; die Bevölkerung hält man für “wildfremde”, heidnische, geheimnisvolle Wesen”⁹³. Die geographische Lage am Rande Europas, aber vor allem die 250 Jahre dauernde erzwungene Isolation Rußlands durch mongolische Gewaltherrschaft haben zur Folge, daß die inneren Gebiete des großen Reiches für Deutsche und andere Europäer lange Zeit so gut wie unbekannt bleiben. Schon sehr früh wird Rußland als asiatisches Land bezeichnet; diese Charakteristik wird in verschiedenen Epochen je nach dominierenden tagespolitischen Interessen, ideologischen, geistig-gesellschaftlichen Strömungen sowie ästhetischen Konzepten als Feind- oder aber Freundbild immer wiederkehren.⁹⁴ Allerdings scheint es dem

⁹³ Zitiert nach Lew Kopelew – Ders.: Fremdenbilder in Geschichte und Gegenwart, S. 19.

mittelalterlichen Rußland an der Anziehungskraft des geheimnisvollen, sagenumwobenen Orients zu mangeln, wenn sich die Sehnsüchte und der Forschungsdrang der Abendländer über die russischen Grenzen hinaus eher weiter nach Osten richten; am meisten erschreckt man sich in Europa vor “asiatischer” Tyrannei russischer Zaren und rohen, patriarchalischen Sitten des versklavten, unkultivierten Volkes.

Erst im 16. Jahrhundert beginnen vereinzelte, verschwommene und meist unfreundliche Urteile über Rußland sich zu einem schärfer konturierten Bild zu gestalten; zu verdanken ist es der angebahnten Kontaktaufnahme zwischen deutschen Staaten und dem russischen Kaiserreich, die bisher eher Gelegenheitscharakter hatte. Demzufolge kamen immer mehr deutsche Staats- und Militärbeamte, Kaufleute und Intellektuelle nach Rußland, die dann auch ihre Eindrücke verschriftlichten. Th. J. G. Locher hebt folgende Grundkomponenten des sich herauskristallisierenden Bildes von Rußland in dieser Epoche hervor, das die geringe Attraktivität, sogar die Ablehnung und Mißachtung Rußlands in Europa in Grundzügen erklären soll:

1. Eine despotisch-asiatische Zarenregierung, die in der Person von Iwan dem Schrecklichen die prägnanteste Verkörperung fand; Willkür, Habsucht, uneingeschränkte Macht der Großfürsten, Korruption der Beamten einerseits und Verelendung und Entrechtung des Volkes andererseits. Befremdend wirkt auf Europäer die russische Einstellung zur zaristischen Selbstherrschaft: “Was in Europa als eine asiatische Despotie galt, war den Russen eine fast sakrale Einrichtung, eine gottgewollte Gewalt.”⁹⁵
2. Die Einstellung zur Religion: Im 16. und 17. Jahrhundert halten sich die Russen für die einzigen rechtgläubigen Christen; die Nichtorthodoxen werden als “Unheilige” zu Feinden des Russischen Reiches erklärt. Immerhin zeigt man neben der Kritik an russischem Aberglauben, europafremdem Heiligenkult und prunkvollen kirchlichen Zeremonien auch ein Interesse für die orthodoxe Religion und den russischen Gottesdienst.

⁹⁴ Zu den Ursprüngen der „asiatischen“ Facette des deutschen und europäischen Rußlandbildes siehe Ekkehard Klug: Das asiatische Rußland. Über die Entstehung eines europäischen Vorurteils. In: Historische Zeitschrift. Bd. 245 (1987), S. 265-289.

⁹⁵ Th. J. G. Locher: Das abendländische Rußlandbild, S. 13.

3. Russische Sitten und russischer Nationalcharakter. Auf der Grundlage mehrerer zeitgenössischer Dokumente faßt Th. J. G. Locher die Grundzüge des russischen “Wesens” zusammen, wie sie sich bis zum 17. Jahrhundert herauskristallisiert hatten. Diese Darlegung sei exemplarisch zitiert, um dann mögliche Wandlungen beziehungsweise Modifikationen des Bildes von Russen oder aber eine (partielle) Konstanz seiner einzelnen Elemente in den späteren Epochen feststellen zu können. Zu Beginn der Neuzeit existiert also in Deutschland und allgemein in Europa

“das Bild eines Volkes, das ungefähr alle schlechten Eigenschaften in sich vereinigt. Die Russen seien unmanierlich, barbarisch, unwissend, eine unverschämte Rasse, sehr dieberisch und verlogen, häufig der Trunksucht und der Unzucht ergeben, sklavisch und kriecherisch ihren Herren gegenüber, und manchmal grausam. Sie ertrügen die Freiheit nicht und arbeiteten nur, wenn sie mit harter Hand dazu gezwungen würden; sie kannten keine eigene Initiative; auch die Höchstgestellten wagten nicht, irgend etwas auf eigene Verantwortung zu tun. ... Nur selten hören wir von russischen Tugenden, wie z. B. der Arbeitsamkeit [sic!], der Frömmigkeit und der Treue zum Großfürsten. Im Krieg seien die Russen öfters feig; [allerdings] zeigten sie Ausdauer bei Entbehrungen und Standhaftigkeit bei der Verteidigung einer Festung.”⁹⁶

Ähnliche Züge finden sich in H. Stammers These von den drei Grundtypen des russischen Wesens, der “den Naturmenschen (d. h. den Barbaren), den Machtmenschen und den Seelenmenschen (den homo religiosus spezifisch russischer Prägung)” unterscheidet; diesen drei Typen, meint der Forscher, begegnet man in deutschen Urteilen über “Russen” bis auf die Gegenwart.⁹⁷

3. Zum deutschen Rußlandbild im 18. und 19. Jahrhundert

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts bekommt das deutsche Rußlandbild neue Züge, die durch die Änderung der Machtkonstellation in Europa, tagespolitische Interessen sowie aktuelle ideologische, geistig-gesellschaftliche und kulturelle Strömungen beeinflusst sind. Der Geist der Zeit, vor allem die Ideen der Aufklärung und Frühromantik ließen die fortschrittlich denkenden Deutschen auf der Suche nach neuen Idealen das Land im Osten neu entdecken; das Interesse an Rußland nimmt im Vergleich zu früheren Jahrhunderten deutlich zu. Wichtig

⁹⁶ ebd, S. 19.

⁹⁷ Heinrich Stammler: Wandlungen des deutschen Bildes, S. 274.

erscheint dabei die Anmerkung, daß gewisse Parallelen zwischen dem deutschen und dem europäischen Rußlandbild hauptsächlich in der Frühgeschichte der Begegnungen mit dem Osten zu beobachten ist; den in der Epoche der Aufklärung sich anbahnenden Differenzierungen in der Auffassung des Russischen liegen nach Lew Kopelew zwei Momente zugrunde: Zum einen war das deutsche Rußlandbild zunehmend geistig geprägt im Sinne deutscher Intellektueller wie Schubart, Gottsched, Herder, Wieland, Goethe und Schiller, zum anderen fand in diesem Bild die Anerkennung Rußlands als historisch-politischer und sozio-kultureller Realität und damit letztlich die Erkenntnis „einer historischen Verwandtschaft, einer schicksalhaften Verbundenheit“⁹⁸ beider Völker ihren Niederschlag.

Die Bemühungen Peters I, später auch Katharina II, durch weitgreifende Reformen Rußland näher an Europa zu bringen, wurden von fortschrittlichen deutschen Zeitgenossen zwar anerkannt und positiv eingeschätzt und ließen sogar manchen begeistert vom „veränderten Rußland“⁹⁹ sprechen, konnten aber die mittlerweile verfestigte allgemeine Abneigung und das Mißtrauen, nicht selten die Verachtung des Westens gegenüber dem russischen Volk, die vom Gefühl der eigenen kulturellen Überlegenheit genährt wurden, kaum überwinden: Man begrüßte zwar „die rühmlichen Anstalten“, die „erstauenswürdige Gedult und Eifer“¹⁰⁰ des europäisch denkenden russischen Zaren, stellte dem aber das unkultivierte, passive Volk gegenüber.

Bald erkennt man allerdings die Gefahr, die von Osten ausgeht: Angesichts der Stärkung des Militärpotentials Rußlands unter Peter I und insbesondere nach den Napoleonischen Kriegen beginnt man in Europa, sich vor dem östlichen Nachbarland und seinem Volk zu fürchten. Mit der Etablierung und Entwicklung der liberalen und demokratischen Bewegungen in Europa um die Mitte des 19. Jahrhunderts kommt zur Angst vor einer expandierenden Außenpolitik Rußlands auch die Besorgnis um bürgerliche Freiheiten; die sich immer weiter

⁹⁸ Lew Kopelew: Neues Verständnis und neue Mißverständnisse, neue Verbindungen und neue Widersprüche. Einleitung zu: Russen und Rußland aus deutscher Sicht. 18. Jahrhundert: Aufklärung. Hg. v. Mechthild Keller. West-Östliche Spiegelungen. Reihe A, Bd. 2. München 1987, S. 11-34, hier S. 33.

⁹⁹ Titel des dreibändigen Werkes von Friedrich Christian Weber (1721), Hinweis bei Eckhard Matthes – Ders.: Das veränderte Rußland und die unveränderten Züge des Russenbildes. In: Russen und Rußland aus deutscher Sicht, a.a.O., S. 109-135, hier S. 110.

¹⁰⁰ Aus der Aussage eines Zeitgenossen, zitiert nach Lew Kopelew – Ders.: Neues Verständnis, S. 25.

stärkende Position der russischen Monarchie unterstützt und nährt das tradierte Bild vom “Koloß im Osten”. Das Bild vom Despotismus der russischen Selbstherrscher, die über das passive, ungebildete, jeder Initiative und Schöpfungskraft bare Volk regieren, bleibt weiterhin fest und beeinflusst nicht unerheblich bis in die jüngste Zeit hinein die Beziehungen zwischen den westlichen Demokratien und Rußland. Nicht zuletzt brachte der Mangel an sachlichen Informationen aus und von Rußland, der auf die Politik der Verslossenheit und Abgrenzung des Landes vom Westen der russischen, später der sowjetischen Regierung zurückzuführen war, verzerrte, phantasievolle, aber auch feindliche Bilder hervor.

Besondere Aufmerksamkeit verdient die Tatsache, daß in allen Abschnitten deutsch-russischer Beziehungsgeschichte die jeweiligen Vorstellungsbilder wegweisend von großen Vertretern jedes Volkes geprägt wurden. Es handelt sich dabei nicht nur um die namhaften deutschen Dichter, Philosophen und Staatsmänner, deren Autorität bei der Etablierung und Rezeption der Urteile über Rußland und Russen nicht unterzuschätzen ist, sondern auch um den enormen Einfluß, den die großen russischen Intellektuellen mit ihrem Werk, aber auch durch persönliche Beziehungen zum einen auf das deutsche Geistesleben, zum anderen auf populäre deutsche Vorstellungen über Rußland und russische Menschen geübt hatten. Zu denken ist dabei vor allem an Iwan Turgenjew, Fjodor Dostojewski und Lew Tolstoj, die in den Augen der deutschen kulturellen Öffentlichkeit zum Sinnbild des geistigen Russentums wurden. Insbesondere die religiöse und humanistisch-philosophische Tiefe des Letzteren wurde in ihrer Bedeutung schon von zeitgenössischen deutschen Geistern, später auch von nachfolgenden Generationen erkannt und hoch eingeschätzt – man denke an Nietzsche, Thomas Mann, Hermann Hesse. “Dem prophetischen Christentum Dostoevskis gehört das nächste Jahrtausend...” – mit diesen Worten erreicht Oskar Spengler, so H. Stammer, den Höhepunkt der deutschen Beurteilung Rußlands.¹⁰¹

Diese Aussage ist aufschlußreich noch in einer anderen Hinsicht, und zwar sie drückt einen Gedanken aus, der in vielen Äußerungen über Rußland seit der Beschäftigung mit der russischen Literatur kontinuierlich auftaucht. Es handelt sich um die eher freundliche Deutung des “Barbarischen” im russischen Wesen, das jetzt als das “Kindliche”, „Naive“, “Unerzogene”, aber auch “Ungeformte”, “Unfertige” und, denkt man weiter, als das

¹⁰¹ Zitiert nach Heinrich Stammer – Ders: Wandlungen des deutschen Bildes, S. 293.

„Werdende“, „Kommende“, „Zukunftsträchtige“ aufgefaßt werden kann.¹⁰² Gerade diese Potentialität und unverbrauchte schöpferische und geistige Kraft Rußlands ließ viele Deutsche immer wieder mit Hoffnung und Faszination nach Osten blicken. Beispiele hierfür sind die Rußland-Begeisterung von Rielke und Barlach, von Thomas Mann und Stefan Zweig, aber auch die sehr positive Rezeption der russischen Malerei (Kandinski, Chagall) im Westen.

4. Das deutsche Rußlandbild im 20. Jahrhundert

4.1. Das deutsche Rußlandbild in den 20er Jahren

Es wäre zu erwarten, daß die großen Ereignisse des 20. Jahrhunderts – die russische Revolution 1905¹⁰³, die Oktoberrevolution 1917, die beiden Weltkriege und der sozialistische Aufbau in der UdSSR einen Umschwung in das bisherige deutsche Rußlandbild hineinbringen würden. Insbesondere die beiden letzten Faktoren bewirkten grundlegende Änderungen in den Meinungsbildern über Rußland: Man sollte nun auch sein Verhältnis zum Bolschewismus bekennen.

Die sozialistische Revolution von 1917 löste in der deutschen Geisteswelt eine Welle der Rußlandschwärmerei aus, die vor allem politische Hintergründe hatte: Die unbefriedigenden Ergebnisse des Ersten Weltkrieges sowohl für Rußland als auch für Deutschland, die das gemeinsame Schicksal großer Verlierer teilten, sowie eine politische Isolation und Mißachtung durch den Westen führte zu zunehmenden skeptischen Stimmungen gegenüber bürgerlich-liberalen Ideen; auf der Suche nach neuen Idealen und geistigen Quellen wandte man sich nach Osten. Der russische „Seelenmensch“ tritt wieder in den Vordergrund: „Ist nicht der Russe der menschlichste Mensch?“ fragt Thomas Mann 1918 in „Betrachtungen des Unpolitischen“.¹⁰⁴

¹⁰² ebd, S. 274, 276.

¹⁰³ Siehe dazu z.B.: Deutschland und die russische Revolution 1917-1924. Hg. v. Gerd Koenen und Lew Kopelew. West-Östliche Spiegelungen: Russen und Rußland aus deutscher Sicht (Reihe A; Bd. 2). München 1998; Klaus Meyer: Die russische Revolution von 1905 im deutschen Urteil. In: Rußland und Deutschland. Hg. v. Uwe Liszkowski. Kieler Historische Studien. Bd. 2. Stuttgart 19, S. 265-277.

¹⁰⁴ Zitiert nach Donal O’Sullivan: Furcht und Faszination, S. 10.

So bestimmen Sympathie, Hoffnung und romantische Träumerei die Wahrnehmung Rußlands nach 1917 in breiten Kreisen deutscher Öffentlichkeit. Insbesondere Künstler und Schriftsteller zeigen sich anfällig für die kommunistische Utopie, wobei die Tatsachen zugunsten dem Wunschdenken in den Hintergrund gedrängt wurden: Man sah im neuen Rußland, was man sehen wollte. Dabei galt die Euphorie weniger der kommunistischen Utopie als solcher, sondern eher den vermeintlich neuen Wegen in der Politik, Gesellschaft und Kultur.

Die Welle der deutschen Rußlandbegeisterung bei vielen Intellektuellen hält bis Anfang der 30er Jahre an; die Anziehungskraft des sowjetischen Modells steigt mit zunehmenden wirtschaftlichen, politischen und sozialen Problemen in Deutschland. Damit ist das positive deutsche Rußlandbild bis 1933 einerseits als Wunschbild, andererseits als Projektion der eigenen Probleme und Defizite zu charakterisieren.

Im breitgefächerten deutschen Meinungsspektrum der 20er Jahre überwiegt jedoch im allgemeinen eine kritische, ablehnende Haltung gegenüber der kommunistischen Ideologie, die vor allem von der Angst vor einem Übergreifen der sozialistischen Revolution nach Deutschland geschürt wird. Aus Skeptizismus, Furcht und Überlegenheitsgefühlen will man mehrheitlich in konservativ-liberalen Kreisen die grundsätzlichen Veränderungen und Erfolge des sowjetischen Staates nicht akzeptieren. Man hält sich an das voraufklärerische Rußlandbild fest – und überträgt diesen Begriff von „russisch“ auf das neue Sowjetische. Für Rußland gelten besondere Bewertungsmaßstäbe:

„Man wird gerechterweise daran erinnern müssen, daß auch in zaristischer Zeit der Reisebericht aus Rußland dem Mitteleuropäer mehr Grauen als Sehnsucht einflößte. Rußland war und blieb das ‚Entwicklungsland‘ vor den Toren Europas. Grausamkeit und Stumpfheit hatten das politische Leben in diesem Land seit jeher geprägt. [...]“¹⁰⁵

¹⁰⁵ Schmolze, zitiert nach Donal O’Sullivan, S. 305.

4.2. Das deutsche Rußlandbild in den 30er und 40er Jahren

In speziellen Untersuchungen zum deutschen Rußlandbild der 30er und frühen 40er Jahre des 20. Jahrhunderts wird dieses vor allem durch die Vielschichtigkeit und Multidimensionalität des Begriffs gekennzeichnet.¹⁰⁶ Diese Merkmale gelten durchaus für die Charakteristik des Rußlandbildes in der gesamten Geschichte der deutsch-russischen Beziehungen der Neuzeit. Als Elemente dieses äußerst komplizierten und widerspruchsvollem Bildes nennt Andreas Hilger „spezifisch nationalistische oder andere ideologische Komponenten, latente Strömungen wie überkommene und weit verbreitete Vorurteile der deutschen, aber auch der westeuropäischen Bevölkerung und weitere sozialpsychologische Aspekte, direkte Erfahrungen Einzelner sowie tagespolitische Instrumentalisierungen“.¹⁰⁷

Die folgenden Ausführungen basieren auf den Beiträgen von W. Wette¹⁰⁸, K.-H. Ruffmann¹⁰⁹, R.-D. Müller¹¹⁰, G. Schramm¹¹¹, M. Zeidler¹¹².

Seit dem Beginn des sozialistischen Aufbaus in Rußland sind die Verhältnisse zwischen den beiden Staaten durch das Fehlen einer kontinuierlichen und eindeutigen Linie zu kennzeichnen. Perioden der außenpolitischen, militärischen, wirtschaftlichen und kulturellen

¹⁰⁶ Andreas Hilger: Deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion, 1941-1956. Kriegsgefangenenpolitik, Lageralltag und Erinnerung. Essen 2000, S. 71.

¹⁰⁷ ebd.

¹⁰⁸ Wolfram Wette: Das Rußlandbild in der NS-Propaganda. Ein Problemaufriß. In: Das Rußlandbild im Dritten Reich. Hg. v. Hans-Erich Volkmann. Köln, Weimar, Wien 1994, S. 54-78.

¹⁰⁹ Karl-Heinz Ruffmann: Schlüsseljahre im deutsch-sowjetischen Verhältnis bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges. In: Deutsch – russische Zeitenwende: Krieg und Frieden 1941-1995. Hg. v. Hans-Adolf Jakobsen. Baden-Baden 1995.

¹¹⁰ Rolf-Dieter Müller: Menschenjagd. Die Rekrutierung von Zwangsarbeitern in der besetzten Sowjetunion. In: Vernichtungskrieg: Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944. Hg. v. Hannes Heer, Klaus Naumann. 1. Auflage. Hamburg 1995.

¹¹¹ Gottfried Schramm: Grundmuster deutscher Ostpolitik 1918-1939. In: Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt bis zum „Unternehmen Barbarossa“. Hg. v. Bernd Wegner. München, Zürich 1991.

¹¹² Manfred Zeidler: Deutsch-sowjetische Wirtschaftsbeziehungen im Zeichen des Hitler-Stalin-Paktes, in: Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt bis zum „Unternehmen Barbarossa“. Hg. v. Bernd Wegner. München, Zürich 1991.

Zusammenarbeit wechselten mit Jahren der gegenseitigen Entfremdung, des Mißtrauens und ideologischen Kampfes.

Ein offensichtliches Interesse an der Neuentwicklung Rußlands wurde von der immer mehr an Einfluß gewinnenden nationalsozialistischen Propaganda gebremst. Die gezielte Unterbindung von allen nicht-propagandistischen Informationen über die aktuellen Zustände in der Sowjetunion hatte bekanntlich weitreichende negative Folgen: Auf der einen Seite führten bewußt eingesetzte Informationsdefizite zur Beibehaltung der über Jahrhunderte hinweg existierenden Stereotypen und Vorurteile über das Land im Osten, die durch mangelndes aktuelles Wissen nicht revidiert werden konnten; auf der anderen Seite versuchte die Reichspropagandaführung das auf diese Weise geschaffene Informationsvakuum konsequent durch ihre nationalsozialistischen Inhalte zu füllen. Schließlich verhinderte eine unzureichende beziehungsweise ideologisch verzerrte Berichterstattung über die Sowjetunion den realistischen Blick auf die innen- und außenpolitische, wirtschaftliche, militärische Entwicklung im neuen Rußland, was tiefgreifende Konsequenzen nicht nur für den Nationalsozialismus selbst, sondern auch für das Schicksal des ganzen deutschen Volkes nach sich zog. Allerdings ist bei der Manipulation des Rußlandbildes während der Zeit des Nationalismus grundsätzlich zu berücksichtigen, daß eine ideologiefreie Information über Sowjetrußland auch von russischer Seite durch die Unterdrückung der Meinungs- und Pressefreiheit unmöglich gemacht wurde.

Wirtschaftliche, aber mehr noch zunehmende innen- und außenpolitische Dissonanzen – einerseits in den bilateralen Beziehungen zwischen der Sowjetunion und Deutschland, andererseits im Verhältnis zu den westlichen Großmächten – führten zur Abkühlung der wechselseitigen deutsch-sowjetischen Kommunikation. Trotz der offiziellen Anerkennung 1924 vom Westen blieb die Sowjetunion viele Jahre von politischen Entscheidungen isoliert, während sich die Position Deutschlands auf der internationalen politischen Szene verfestigte.

Die Isolation der Sowjetunion und die generelle Ablehnung der kommunistischen Ideologie in den westbürgerlichen Ländern brachte antibolschewistische Fremdenbilder hervor: Reale Gegebenheiten wurden verzerrt, negative Erscheinungen der sowjetischen Gesellschaft ohne Hinweis auf deren Hintergründe und historische Zusammenhänge verallgemeinert und als

Norm präsentiert. Solche negativen Fremdenbilder trüben wechselseitige Kontakte, welcher Art diese auch immer sind, wecken Voreingenommenheit und Mißtrauen. Fatale Folgen haben sie, wenn sie zur Durchsetzung ideologischer, innen- und außenpolitischer Ziele mißbraucht werden. So nutzte die nationalsozialistische Propaganda die nach der Oktoberrevolution entstandenen und in den Folgejahren weitverbreiteten und geschürten Ängste vor einer potentiellen „bolschewistischen Gefahr“ geschickt, um den Angriffs- und Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion als Präventivmaßnahme zur Rettung der gesamteuropäischen Zivilisation darzustellen. Diese Ängste entstanden allerdings nicht ohne Grund: Die Parole von der anzustrebenden Weltrevolution, in den ersten Jahren nach der Oktoberrevolution verkündet, später von Lenin durch die These von der „Möglichkeit des sozialistischen Aufbaus in einem Lande“ ersetzt und als solche von Stalin realisiert, bot den Nährboden für derartige Stimmungen. Die unter unglaublichen Anstrengungen durch eine „Revolution von oben“ durchgesetzte forcierte Industrialisierung und Zwangskollektivierung des Landes als wirtschaftliche Faktoren einerseits, die negative Veränderung der sozialen Sphäre – antireligiöse Kampagnen, Gewaltmaßnahmen gegen Rußlanddeutsche und kleine Kaukasusvölker – andererseits trugen zur Bildung abschreckender Vorstellungen von Sowjetrußland bei.

Die komplizierte Geschichte der Sowjetunion enthält also schon vor dem Zweiten Weltkrieg viele unklare und widerspruchsvolle Momente, die je nach der Intention der Interpretierenden unterschiedlich ausgelegt werden können.

4.2.1. Nationalsozialistische Komponenten des deutschen Russen- und Rußlandbildes

Zum skizzierten deutschen Rußlandbild der 30er und frühen 40er Jahre kommen nach 1930 nationalsozialistische Komponenten hinzu. Es scheint wichtig, diese Elemente speziell zu behandeln, da sie nicht nur die Perzeption der UdSSR vor und während des Zweiten Weltkrieges massiv beeinflussten, sondern auch weil einige von ihnen auch Jahrzehnte danach eine weitgehend destruktive Wirkung auf die Verhältnisse zwischen den beiden Staaten ausübten.

In der gegenwärtigen Historiographie wird von vielen Wissenschaftlern die Meinung vertreten, daß das nationalsozialistische Rußlandbild viele Lücken und Unklarheiten aufweist, die auch durch die Überfülle des dokumentarischen Materials, das über die Grenzen des Systematisierbaren, ja Übersichtlichen anzuwachsen droht, nicht beseitigt werden können; die Schwierigkeiten liegen an der Vielseitigkeit, Widersprüchlichkeit und Ungleichartigkeit des Untersuchungsgegenstandes. Trotz der angedeuteten methodischen Probleme geben die im Sammelband „Das Rußlandbild im Dritten Reich“ veröffentlichten Beiträge einen tiefen Einblick in das Thema.¹¹³

Dennoch gibt die Analyse von historiographischen Quellen in Grundzügen eine ziemlich einheitliche Auffassung vom nationalsozialistischen Rußlandbild zu erkennen. Die Autoren betonen vor allem, daß es sich dabei nicht um ein Bild, sondern um mehrere heterogene, ja divergierende und miteinander konkurrierende Bilder handelt, deren Inhalte und Erscheinungsformen an wechselnde aktuelle machtpolitische, ideologische oder andere Konstellationen angepaßt wurden. So gab es auch innerhalb der NSDAP trotz aktiver Propaganda kein einheitliches kontinuierliches Rußlandbild – die vorhandenen Bilder von der Sowjetunion und ihrer Völker waren „facettenreich“, „diffus“ und „realitätsfern“.¹¹⁴ Bei näherer Betrachtung läßt sich feststellen, daß sie strukturell nicht nur aus spezifisch nationalsozialistischen – rassistischen, vor allem antislawischen und antijüdischen sowie antibolschewistisch-ideologischen – Komponenten bestanden; die leitenden Ideologen der NSDAP benutzten die im gesellschaftlichen Bewußtsein der Deutschen und anderer Europäer über Jahrhunderte hinweg existierenden „traditionellen“, „völkerpsychologischen“, überheblichen Vorstellungen von der Rückständigkeit und Barbarei der „unterentwickelten“, „halbasiatischen“ Bevölkerung Rußlands und der eigenen zivilisatorischen Überlegenheit, indem diese mentalen Muster bis zum Äußersten getrieben wurden und in extrem menschenfeindlichen rassistischen Parolen Ausdruck fanden. Der antibolschewistische Impetus der NSDAP-Führer war auch nicht neu; er fußte auf den seit dem Sieg der Oktoberrevolution in ganz Europa verbreiteten Angstvorstellungen vom Ansturm der „bolschewistischen Horden“ auf die westeuropäische bürgerliche Gesellschaft. Revidiert und den eigenen, vor allem innenpolitischen Interessen angepaßt, wurden diese Rußland-

¹¹³ Das Rußlandbild im Dritten Reich. Hg. v. Hans-Erich Volkmann. Köln, Weimar, Wien 1994.

¹¹⁴ Wolfram Wette: Das Rußlandbild in der NS-Propaganda, S. 54.

Feindbilder mit unermüdlicher, manchmal jedoch durch die Tagespolitik erzwungener latenter Intensität¹¹⁵ und wachsendem Haß gegenüber den „primitiven“, „minderwertigen“ Slawen und ihrer „jüdischen Bolschewistenführung“ propagiert. Der Stalinsche Terror spielte dabei den nationalsozialistischen Hauptideologen in die Hand: Die Meldungen über Gewaltmaßnahmen gegenüber kaukasischen, deutschen und anderen nationalen Minoritäten sowie über religiöse Verfolgungen, innerparteiliche „Säuberungen“ und Massenrepressalien, Zwangskollektivierung und gewaltsames Vorgehen bei der „Enteignung“ sowie andere Grausamkeiten sollten Brutalität, Barbarei und Ungerechtigkeit des Bolschewismus bestätigen.

Die nationalsozialistische Betrachtungsweise der Sowjetunion, die von der Weltanschauung der ideellen Führer der NSDAP geprägt wurde, begann sich bereits in der Gründungsphase der Partei zu gestalten und setzte sich mit dem Aufstieg immer stärker durch, bis sie mit der Etablierung der NSDAP als Regierungspartei Deutschlands quasi zum verbindlichen deutschen Rußlandbild wurde.¹¹⁶ Der Prozess der Konsolidierung einzelner Elemente des ausgesprochen destruktiven Rußlandbildes der NSDAP in ein rassen- und ideologisch-theoretisch begründetes Konzept vollzog sich schnell und war in den Grundzügen und Hauptzielsetzungen bereits in der zweiten Hälfte der 20er Jahre abgeschlossen. Als seine Grundkonstanten sind vor allem zu nennen: Rassistische Auffassungen von der zivilisatorischen Rückständigkeit, Barbarei und geistig-kulturellen Minderwertigkeit der Slawen, die auf ihr im Grunde „halb-“ oder gar „asiatisches“ Wesen zurückzuführen seien; „tierische Sturheit“, „Brutalität“ und „Unempfindlichkeit“ der „slawischen Untermenschen“ gegenüber Schmerz und Tod, daraus resultierende politische und gesellschaftliche Passivität und Unfähigkeit der Slawen, einen eigenen Staat zu bilden, so daß sie von „jüdischen Bolschewisten“ zur Umsetzung ihrer innen- und außenpolitischen Ziele versklavt wurden. Der evidente Widerspruch: Auf der einen Seite abschätzige Urteile über „slawische

¹¹⁵ Wolfram Wette weist in diesem Zusammenhang auf die zumindest äußerliche Einstellung der antisowjetischen Propaganda in den beiden Jahren nach der Unterzeichnung des Molotov-Ribbentrop-Nichtangriffspaktes 1939 hin. –Ders.: Das Rußlandbild in der NS-Propaganda, S. 62.

¹¹⁶ Der Einfluß persönlicher rassenideologischer Ansichten Hitlers ist dabei unverkennbar: Ihm gelang es, bei den in der Partei teilweise vorhandenen Abweichungen von seinen „Richtlinien“ seine destruktiven Thesen durchzusetzen. Die Hintergründe seines aggressiven Rußlandbildes bleiben zum Teil unklar; zweifellos ist jedoch, daß es nicht auf persönlichen Erfahrungen basierte, sondern unter großem Einfluß von Ansichten Alfred Rosenbergs, Karl Haushofers und Karl von Manteuffels geformt war. – Siehe dazu Wolfram Wette: Das Rußlandbild in der NS-Propaganda, S. 59.

Untermenschen“, die durch ihre Barbarei und hohe Gewaltbereitschaft eine „gefährliche Bedrohung des gesamten Abendlandes“ darstellen und gegen die von daher „präventiv“ mit militärischen Mitteln vorzugehen sei, auf der anderen Seite das „im Grunde gesunde Bauernvolk“, das von der „Tyrannei“ seiner „jüdisch- bolschewistischen Führung“ befreit werden soll. Dies zeigt nicht nur die Schwäche des nationalsozialistischen rassenideologischen Konzeptes angesichts diverser, miteinander konkurrierender Positionen über einzelne Grundfragen, sondern vielmehr die tiefliegende aggressive, genozidfordernde und gewaltmobilisierende antislawische, antijüdische und antisowjetische Auffassung. Hier kommt die zweite spezifisch nationalsozialistische Konstante des Rußlandbildes zum Ausdruck, nämlich die unversöhnliche Einstellung zur kommunistischen Weltanschauung, die in enger Verbindung mit der rassistischen Komponente und anderen Bestandteilen einen Auffassungskomplex bildete.

Die nationalsozialistische Ideologie stellt ein so krasses wie abschreckendes Beispiel dafür dar, welche äußerst negative Erscheinungsformen die Gegenüberstellung des Fremden und des Eigenen annehmen kann. Es geht dabei nicht nur um die Qualität der Rußlandbilder, sondern auch um die Reflexion der Eigenbilder des Nationalsozialismus im Spiegel des Fremden. Die identitätsstiftende und handlungsorientierende Funktion der Dichotomie „das Eigene“ – „das Fremde“ modifiziert das „Gut“-„Böse“- Schema: Der abschätzigen Darstellung der genetischen, geistigen und kulturellen „Minderwertigkeit“ der „slawischen Untermenschen“ steht ein überhebliches Eigenbild gegenüber.¹¹⁷

Parallel und in enger Wechselbeziehung zu den beiden erwähnten Konstanten des nationalsozialistischen Rußlandbildes entwickelte sich ein weiteres festes Element dieses Feindbilder-Konglomerates, nämlich das kolonialpolitische Interesse des Dritten Reiches an

¹¹⁷ In diesem Zusammenhang bemerkt Manfred Weißbecker, daß das Rußlandbild Hitlers und der NSDAP weniger über Rußland selbst, sondern vielmehr über die Selbstwahrnehmungen, Denkstrukturen und Vorstellungsmuster seiner Autoren berichtet. – Ders.: „Wenn hier Deutsche wohnten...“ Beharrung und Veränderung im Rußlandbild Hitlers. In: Das Rußlandbild im Dritten Reich, S. 9-54, hier S. 11. Die Darstellung des ideologischen „Feindes“ stellte nach Wolfram Wette „eine ‚Negativfolie‘ für die eigenen politischen Zielsetzungen, Selbstverherrlichungen und Selbstrechtfertigungen“ dar, indem sich deutliche Parallelen zwischen Aussagen über Rußland und „Russen“ und parteiinternen Begebenheiten und propagandistischen Thesen ziehen ließen. So verbarg sich beispielsweise hinter Behauptungen über die Großmachtgelüste der Russen, die an ihre weltrettende Mission glaubten – ein weiterer Gegensatz zum Bild vom rückständigen, gesellschaftlich und politisch trägen Russen –, die feste Überzeugung von Deutschlands Größe sowie die Vorstellung, die Träger des Christentums und der europäischen Kultur zu sein. – Ders.: Das Rußlandbild in der NS-Propaganda, S. 55.

der Eroberung des an Bodenschätzen reichen Landes im Osten und an der Versklavung seiner „minderwertigen“ Bevölkerung, die aufgrund ihrer kulturellen Unterentwicklung den „germanischen Herrenmenschen“ zu Diensten stehen sollte. Das alte, immer wieder belebte Schlagwort „Drang nach Osten“ wurde jetzt als notwendige Beschaffung von „Lebensraum im Osten“ und dessen „rücksichtslose Germanisierung“¹¹⁸ radikalisiert und zu einer Hauptzielsetzung der national-sozialistischen Außenpolitik erhoben. Die antislawischen, antisemitischen und antibolschewistischen Thesen sollten ein negatives Rußlandbild schaffen und damit den Expansionismus des geopolitischen Kurses der neuen deutschen Regierung begründen und zugleich rechtfertigen.

In keinem anderen besetzten Land Europas wurde eine solch brutale, menschenfeindliche Kolonialpolitik durchgeführt. Die Fremdenbilder von Frankreich und England waren, zwar auch als Feindbilder propagiert, dem Inhalt und den Folgen nach weniger destruktiv, so daß sie sich nach dem Zweiten Weltkrieg relativ bald in Freundbilder umwandelten.¹¹⁹ Andere Prozesse vollzogen sich allerdings bei den Rußlandbildern. Die seit 1933 durch intensive Propaganda forciert verbreiteten nationalsozialistischen Vorstellungen von Rußland erwiesen sich als derart langlebig, daß sie im Klima des durch weltpolitische Interessengegensätze begründeten „Kalten Krieges“ noch jahrzehntelang vergiftend weiterwirken konnten. Die Feindbilder von der Sowjetunion sollten neben der identitätsstiftenden Funktion – der Deutsche ist Angehöriger eines rassisch überlegenen Volkes – dafür sorgen, daß das Unrechtsbewußtsein gegenüber Menschen, die ihrer Würde und gar ihres Lebens beraubt wurden, zum Schweigen gebracht wurde, mehr noch: daß sich der Eroberer und Zerstörer als Retter von Barbarei und Kommunismus verstehen konnte.

Zusammenfassend zum Thema *Das deutsche Rußlandbild der 30er und frühen 40er Jahre* läßt sich feststellen, daß dieses Bild, chronologisch gesehen, durch den zunehmenden Einfluß spezifisch nationalsozialistischer Komponenten im Zusammenhang mit dem raschen Aufstieg der nationalsozialistischen Partei und von der Durchsetzung ihrer Ideologie geprägt ist. Die in allen Bevölkerungsschichten verbreiteten negativen Urteile über Rußland und Russen sowohl

¹¹⁸ Siehe Manfred Weißbecker: Wenn hier Deutsche wohnten, S. 9.

¹¹⁹ Wolfram Wette: Das Rußlandbild in der NS-Propaganda, S. 58.

aus der Geschichte als auch neueren Datums wurden von den Führern der NSDAP in ihr Rußlandbild aufgenommen, durch spezifisch nationalsozialistische Inhalte ergänzt und intensiviert und als Instrumentalisierung für ihre außenpolitischen Zielsetzungen massiv propagiert. Die rassen-ideologischen Bestandteile des nationalsozialistischen Rußlandbildes, das durch kolonialen Expansionismus, außergewöhnliche Aggressivität und groben Verstoß gegen alle menschliche Existenznormen geprägt ist, dienten zur Legitimierung des von Anfang an als Eroberungs- und Vernichtungskrieg anvisierten Feldzuges gegen die Sowjetunion.

Die Langzeitwirkung dieser Bilder beeinflusste die Vorstellungen von der Sowjetunion in Deutschland und in ganz Westeuropa noch lange nach dem Zweiten Weltkrieg und reichte bis in die politischen Auseinandersetzungen des Kalten Krieges hinein. Die Grundlage dafür bildete vor allem die ideologische Divergenz. Wolfram Wette weist darauf hin, daß, während die rassistischen Auffassungen von den slawischen „Untermenschen“ relativ rasch überwunden wurden, wozu die Konfrontation mit der Wirklichkeit durch persönliche Erfahrungen mit sowjetischen Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern sowie mit der Zivilbevölkerung in besetzten Gebieten beitrug, sich die antibolschewistischen Elemente des sowjetischen Feindbildes äußerst wirksam bis zum Ende der ideologischen Gegenüberstellung zwischen Ost und West erwiesen.¹²⁰

Zur Verfestigung des negativen Russen- und Rußlandbildes trug die Besetzung Ostdeutschlands durch die sowjetischen Truppen im Frühjahr 1945 bei, allerdings nicht ohne Grund. Wolfram Wette schließt sich der Ansicht von Marlies G. Steinert an und meint: „Die Flüchtlinge blieben auch in der Nachkriegszeit der stärkste Motor des sich in Westdeutschland rapide ausbreitenden Antikommunismus.“¹²¹

Die durch die Besetzung Ostdeutschlands durch die Rote Armee gegen Ende des Zweiten Weltkrieges geprägten deutschen Meinungsbilder sowie die Vorstellungen von Sowjetrußland und sowjetischen Menschen in der Nachkriegszeit werden weiter in den einschlägigen Interpretationskapiteln dargestellt.

¹²⁰ Wolfram Wette: Das Rußlandbild in der NS-Propaganda, S. 78.

¹²¹ ebd, S. 75.

Teil IV. Bilder von Rußland und Russen in ausgewählten deutschen Prosatexten 1943-1975

1. Bilder von Rußland und Russen deutscher Wehrmachtsangehöriger während des Krieges gegen die Sowjetunion am Beispiel des kollektiven Tagebuches *Das Echolot* von Walter Kempowski und des autobiographischen Berichtes *Die unsichtbare Flagge* von Peter Bamm

1.1. Walter Kempowski: *Das Echolot*

1.1.1. Zum Forschungsgegenstand. Feldpostbriefe und Tagebuchaufzeichnungen als historische Quelle

Das vierbändige Werk *Das Echolot* von Walter Kempowski erscheint 1993¹²² im Zeichen eines Mitte der 80er Jahre erneut entstandenen Interesses an der vertieften Aufarbeitung der Themen „Nationalsozialismus“ und „Krieg“. In der als „Kollektivtagebuch“ genannten Collage sind auf insgesamt dreitausend Seiten dokumentarische Zeugnisse privaten und öffentlichen Charakters präsentiert, die in der Zeit vom 1. Januar bis 28. Februar 1943 verfaßt wurden oder sich auf diese Periode beziehen. Briefe und Tagebuchnotizen aus allen Fronten des Zweiten Weltkrieges in die Heimat und umgekehrt sowie Aufzeichnungen von Thomas Mann, André Gide, Paul Valéry, Julien Green, Erinnerungen der Zeitgenossen, Pressemitteilungen, Auszüge aus den Reden, aber auch private Notizen des oft anonymen ‚kleinen Mannes‘ wie Einkaufszettel oder Eintragungen in das Geburtenbuch gewähren synchrone und kontrastive Einblicke in fast jeden Tag des Lebens im Krieg von Anfang Januar bis Ende Februar 1943. Damit offenbart Walter Kempowski sein Interesse für den „subjektive[n] Blick, was einzelne Menschen an verschiedenen Orten gedacht, geahnt, gehofft haben“.¹²³

Der Herausgeber verzichtet weitgehend auf kommentierende Aussagen; doch die Auswahl und die Einordnung montierter dokumentarischer Schriftstücke, zwischen denen auf den

¹²² Es ist der erste Teil der Reihe *Das Echolot: Das Echolot*. Ein kollektives Tagebuch. Januar und Februar 1943. München 1993; darauf folgen: *Das Echolot. Fuga Furiosa*. Ein kollektives Tagebuch. Winter 1945. 4 Bände. München 2000; *Das Echolot. Barbarossa'41*. Ein kollektives Tagebuch. 1 Band. 2. Auflage. München 2002 und *Das Echolot. Abgesang'45*. Ein kollektives Tagebuch. 2. Auflage. München 2005.

¹²³ Stefanie Carp: Schlachtbeschreibungen. Ein Blick auf Walter Kempowski und Alexander Kluge. In: *Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944*. Hg. v. Hannes Heer u. Klaus Naumann. 1. Auflage. Hamburg 1995. S. 664-681, hier S. 666.

ersten Blick kein Zusammenhang besteht sowie die Auslassung einzelner Zeugnisse offenbart nicht nur literarische Verarbeitung des politisch-dokumentarischen Stoffes¹²⁴, sondern auch die Position des Autors – jeder Tag beginnt mit dem medizinischen Bericht Dr. Theodor Morells über Hitlers Gesundheitszustand und endet mit der Notiz der polnischen Historikerin Danuta Czech über die eingelieferten Toten im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau.

Die diesem Kapitel zugrunde liegenden Soldatenbriefe und Tagebuchaufzeichnungen aus *Echolot*¹²⁵ werden als gattungsverwandte Texte sowohl autobiographischen als auch historisch-dokumentarischen Charakters untersucht. Der andauernden theoretischen Diskussion über die literarische und gattungsbildende Qualität von Epistolaria läßt sich kaum nachgehen; es handelt sich vielmehr um die Frage nach dem Quellenwert von Feldpostbriefen und Tagebuchaufzeichnungen für die Erläuterung der beiden Themenbereiche dieses Dissertationskapitels; es geht um die Beantwortung der Frage nach deren historischen Qualität bei der Darstellung von Kriegserlebnissen der Wehrmachtangehörigen.

Persönliche, individuelle und kollektive Wahrnehmungen von Vorgängen und Ereignissen, die auf unterschiedliche Ebenen des Intellekts und des Gefühls einwirken und ebenso unterschiedliche Reaktionen des Bewußtseins wie des Verhaltens hervorrufen, können als „subjektiver Spiegel des historisch Objektiven (des sozio-ökonomisch-ideologischen Kontexts)“¹²⁶ – eingestuft und folglich als aussagekräftige Quellen für die Erläuterung der „subjektiven“ Seite für die Geschichtswissenschaft dienstbar gemacht werden. Das gewachsene Interesse sowohl der Öffentlichkeit als auch der Forschung an der Auswertung von Feldpostbriefen verdankt sich der Einsicht, daß es nötig ist, auch die subjektive

¹²⁴ Der Prozess der Sammlung, Archivierung und Aufarbeitung des umfangreichen dokumentarischen Materials zum *Echolot* ist im Band *Culpa* dargestellt. – Walter Kempowski: *Culpa*. Notizen zum „Echolot“. Mit Seitenhieben von Simone Neteler und einem Nachwort von Karl-Heinz Bittel. 1. Auflage. München 2005.

¹²⁵ Sie ergänzen zuvor publizierte Sammlungen von Briefen und Tagebüchern aus dem Zweiten Weltkrieg, die sowohl aus Privatbesitz wie auch aus Archivbeständen stammen. Zu nennen ist zum Beispiel der von Ortwin Buchbender und Reinhold Sterz herausgegebene Sammelband *Das andere Gesicht des Krieges. Deutsche Feldpostbriefe 1939-1945*. München 1982.

¹²⁶ Reinhard M. G. Nikisch: *Brief*. Stuttgart 1991, S. 7.

„Innenseite“ der Geschichte des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges zu reflektieren.¹²⁷

1.1.2. Zu den methodischen Grundlagen der Analyse von Feldpostbriefen und Tagebuchaufzeichnungen

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit einem Forschungsobjekt setzt klare Definitionen fachspezifischer Begriffe voraus. Für die Imagologie ist diese Prämisse bislang schwer einlösbar: Um weitere definatorische Ungenauigkeiten und Mehrdeutlichkeiten zu vermeiden, scheint es wichtig, den Gebrauch fachspezifischer Termini in der vorliegenden Arbeit zu begründen.

Klaus Latzel weist darauf hin, daß vom sozialpsychologischen Standpunkt aus die in der Feldpostbrief-Forschung benutzten Begriffe „Kriegserlebnis“ und „Kriegserfahrung“ einer inhaltlichen Abgrenzung bedürfen, da sie oft undifferenziert oder gar synonym gebraucht werden, was die systematisch orientierte Feldpostbrief-Forschung erheblich behindert. Nach seiner Meinung wird ein Kriegserlebnis erst dann zur Kriegserfahrung, wenn es mit einem Sinn versehen wird, der nicht nur individuell, sondern Teil eines sozial-gesellschaftlichen Wissens und in Form von typischen alltäglichen Handlungsweisungen und sprachlichen Bedeutungsstrukturen verfügbar ist.¹²⁸ Eine „erweiterte“ Diskursanalyse, die neben der inhaltlichen auch die ausführliche sprachliche Analyse anvisiert und somit dem systematischen Zugriff bei der Feldpostbrief-Forschung zugrunde liegt, wird in der vorliegenden Arbeit speziell nicht angestrebt, weil nur einzelne Aspekte einer solchen spezifischen Untersuchung im begrenzten Rahmen eines Dissertationskapitels betrachtet werden können.

¹²⁷ Siehe dazu: Klaus Latzel: Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung. Theoretische und methodische Überlegungen zur erfahrungsgeschichtlichen Untersuchung von Feldpostbriefen. In: MGM 56 (1997), S. 1-30, hier S. 1.

¹²⁸ ebd., S. 14.

Daß auch weitere Begriffe noch einen einheitlichen terminologischen Ausdruck finden müssen, ist ein Desiderat nicht nur der vorliegenden Dissertation, sondern der Feldpostbrief-Forschung allgemein.¹²⁹ Gemäß Latzels Vorgabe verzichten wir auf den Gebrauch des Begriffs *Kriegsalltag* zur Bezeichnung des Daseins deutscher Wehrmachtsangehörigen in Rußland, weil ein „sozialphänomenologisch informierter Begriff von Erfahrung (Hervorhebung von mir – G.M.) einerseits genauer und andererseits umfassender als die bislang verwendeten Konzeptionen von Mentalität geeignet ist, das Interesse an der ‚subjektiven‘ Dimension von Kriegsgeschichte zu fassen und die Fragestellungen für ihre Untersuchung zu strukturieren“. Darüber hinaus erweist sich der Begriff *Alltag*, wenn man darunter die „Routine von Lebensvollzügen“ versteht, als zu eng zur Bezeichnung von extremen Existenzbedrohungen, denen die Soldaten und Offiziere an der Frontlinie stets ausgesetzt waren, insbesondere „angesichts des Todes, der keinesfalls zur Routine wird“. ¹³⁰ Dieser Auffassung steht jedoch die Ansicht von Jens Ebert gegenüber, der Krieg erscheine in den Soldatenbriefen aus Stalingrad „oft als Fortsetzung des Lebens im Frieden unter anderen (schwereren, unangenehmeren, gefährlicheren) Bedingungen. Es scheint, daß der Krieg, sofern er sich mit Werten aus der Arbeitswelt in Friedenszeiten artikulieren läßt (Fleiß, Ausdauer, Durchhalten, Pflicht, Gehorsam, Unterordnung, etc.), durchaus angenommen wird“. ¹³¹ Meines Erachtens ist ein Krieg eine außergewöhnliche Erscheinung, bedenkt man die dauernde Lebensgefahr der Kombattanten. Dies gilt insbesondere für den Feldzug der deutschen Wehrmacht gegen die Sowjetunion 1941-1945, der von Anfang an als brutaler Eroberungs- und Vernichtungskrieg geplant wurde, so daß man die Bedingungen, unter denen man auf den beiden Seiten der Frontlinie zu leben und zu kämpfen hatte, kaum nur als „unangenehmer“ als die des normalen Alltags bezeichnen kann.

Erschwert wird eine systematische Untersuchung ferner durch den zufälligen Charakter der Brief- und Tagebuchsammlungen, durch die Zugehörigkeit der Verfasser zu unterschiedlichen sozialen Gruppen sowie durch die unterschiedliche Häufigkeit und Genauigkeit der Aufzeichnungen. Obwohl auch das in *Das Echolot* gesammelte Dokumentarmaterial sich

¹²⁹ ebd, S. 2.

¹³⁰ ebd, S. 20.

¹³¹ Stalingrad – eine deutsche Legende. Hg. v. Jens Ebert. Mit einem Vorwort von Lew Kopelew. Reinbek bei Hamburg 1992, S. 61.

nicht immer einem authentischen Entstehungsdatum und einem bestimmten Entstehungsort exakt zuordnen läßt, scheint es dennoch möglich, eine Analyse von Feldpostbriefen und Tagebuchaufzeichnungen vorzunehmen, allerdings in Verbindung mit Methoden, die aus Sicht der um einen systematischen Zugriff bemühten Forschung zu vermeiden sind.

Aus den Schriftstücken unterschiedlicher Art, die der Sammlung *Das Echolot* zugrundeliegen, wurden vierhundert autobiographische Dokumente ausgewählt. Als Hauptauswahlkriterium galt der Kriegsschauplatz: Fast alle Textzeugnisse wurden an der Ostfront, in der Sowjetunion geschrieben. Dabei bilden die Briefe aus dem Stalingrader Kessel den thematischen und zeitlichen Mittelpunkt der Sammlung: Sie sind in der Mitte des Kriegsgeschehens, um die Jahreswende 1942/1943 geschrieben worden.

Die untersuchten Feldpostbriefe und Tagebuchaufzeichnungen stammen von siebenundneunzig Soldaten und Offizieren der deutschen Wehrmacht. Nur neun von ihnen schreiben regelmäßig in die Heimat. Die meisten Zeugnisse jedoch sind als Einzelbriefe erhalten geblieben. Dies trifft insbesondere auf die Briefe aus Stalingrad zu, die aus dem Kessel nicht ausgeflogen werden konnten und ihre Adressaten in Deutschland nie erreichten. Unter den Briefautoren sind drei Verfasser von Tagebüchern, deren Aufzeichnungen dem Auswahlkriterium entsprechen; allerdings soll man dabei die Besonderheiten der Tagebuchnotizen im Auge behalten. Zum einen nehmen sich die Verfasser von Tagebüchern mehr Zeit, um relativ regelmäßig Eintragungen zu machen und sich über die erlebte Wirklichkeit Rechenschaft zu geben; zum anderen dienen die Tagebuchaufzeichnungen nicht in erster Linie der Kommunikation, sondern der Fixierung von Tatsachen sowie der sie begleitenden oder durch sie angeregten Gefühle und Gedanken. Nicht selten ist der Blick des Schreibenden tief in sein Inneres gerichtet, dann entstehen oft interessante Selbstreflexionen, wie sie zum Beispiel bei Ernst Jünger zu finden sind.

Zusätzlich wurden Erinnerungen von Augenzeugen oder Beteiligten, Passagen von Briefen aus der Heimat sowie andere zeitgenössische Dokumente zur Illustration der Aussagen herangezogen. Im Mittelpunkt der Untersuchung stehen jedoch Feldpostbriefe und Tagebuchaufzeichnungen, da sie während des Kriegsgeschehens verfaßt wurden und keinen zeitlichen Abstand zu den Ereignissen und ihrer Wahrnehmung aufweisen. Eine spätere

Veröffentlichung einiger Briefsammlungen und Tagebuchaufzeichnungen ist dabei unerheblich; von Bedeutung ist jedoch, daß die untersuchten Texte ihre originale Schreibweise beibehielten. Eine Ausnahme bilden die Kriegsnotizen Ernst Jüngers, die zur Publikation bestimmt und daher von Anfang an stilistisch und inhaltlich darauf ausgerichtet waren.

Als Reflektoren der „Innenseite der Geschichte“ geben Feldpostbriefe aussagekräftige Aufschlüsse über Begebenheiten des Kriegsdaseins sowie über dessen Wahrnehmung durch Betroffene. Auf psychologische und physiologische Aspekte der Wahrnehmung der fremden Wirklichkeit und ihrer Wiedergabe kann hier en detail nicht eingegangen werden, zwei kurzgefaßte Schlüsse scheinen jedoch für literaturwissenschaftliche Beschäftigung mit diesem Thema von Bedeutung sein. Zum einen werden neue Informationen in Relation zu bereits vorhandenen Denkmustern gesetzt und demnach interpretiert¹³² - es handelt sich um die selektive Wahrnehmung -, wobei die Auseinandersetzung mit den Tatsachen der fremden Wirklichkeit nur schwer zur Korrektur der bestehenden Vorstellungen von ihr führen kann.¹³³ Zu berücksichtigen ist zum anderen die Neigung vieler Menschen, die z.B. durch Lektüre der Zeitungen neulich erworbenen Informationen als eigene Meinung mündlich oder schriftlich zu präsentieren¹³⁴. Somit soll stets der subjektive Charakter der jeweiligen Darstellung im Auge behalten werden, der vor allem vom Erwartungs-, eventuell Erfahrungshorizont der Beobachter und von ihrer Anfälligkeit gegenüber der ideologischen Beeinflußung, aber auch von anderen individuellen Faktoren abhängig ist – zu nennen sind zum Beispiel Alter, Ausbildung, Dienstgrad des Verfassers, Selektion von Themen in den Briefen, Auslassung einiger von ihnen aufgrund der Tabuisierung oder je nach dem Adressat etc. Für die vorliegende Untersuchung ist vornehmlich das Geschriebene wichtig, also die Frage nach „was“ und „wie“, wobei die Person des Autors stets unsichtbar anwesend ist.

Die Untersuchung hat das Ziel, aus authentischen Zeugnissen Eindrücke eines Teils der Wehrmachtsangehörigen von dem zu gewinnen, was sie während des Rußland-Feldzuges

¹³² Siehe dazu: Donal O’Sullivan: Furcht und Faszination, S. 8.

¹³³ Vgl. dazu: Anitra Karsten: Einleitung. In: Vorurteil. Ergebnisse psychologischer und sozialpsychologischer Forschung. Darmstadt 1978, S. 1-11; Anne Ostermann, Hans Nicklas: Vorurteile und Feindbilder.

¹³⁴ Hinweis darauf bei Manfred Weißbecker – Ders.: „Wenn hier Deutsche wohnten...“, S. 39.

erlebten, um auf dieser Grundlage ihr Bild von Rußland und Russen zu erschließen. Ihre Rußlanderfahrungen werden demnach zwei großen Themenbereichen zugeordnet. Zum ersten liegt das Forschungsinteresse im Bereich der Kriegserlebnisse der Wehrmachtangehörigen während des Krieges gegen die Sowjetunion. Diese Erlebnisse sind für die imagologische Fragestellung der vorliegenden Untersuchung insofern von Bedeutung, als sie die Wahrnehmung sowjetischer Wirklichkeit beeinflussen und indirekte Erkenntnisse über die Meinungsbildung innerhalb dieser Gruppe von Briefverfassern liefern. Dabei wird auf differenziertere Aspekte der Feldpostbriefforschung wie Versorgung der Truppe, Kriegsschwierigkeiten, truppeninterne Beziehungen, Kameradschaft und anderes nicht eingegangen. Zum zweiten ist das eigentliche Bild deutscher Wehrmachtangehöriger von Sowjetrußland und sowjetischen Menschen der Gegenstand der Untersuchung. Im Sonderkapitel wird außerdem ein Überblick über das Rußlandbild der deutschen Bevölkerung während des Zweiten Weltkrieges angeboten.

Zur Frage nach der Repräsentativität des Objekts und der Ergebnisse der Untersuchung sei bemerkt, daß aufgrund der geringen Zahl der analysierten Briefe (vierhundert von schätzungsweise vierzig Milliarden¹³⁵ Briefen, die von der Front in die Heimat und umgekehrt gesendet wurden) und der angewandten Untersuchungsmethoden kann keine Allgemeingültigkeit der Aussagen beansprucht werden. Trotzdem möchten wir versuchen, durch Systematisierung der Aussagen die besonders häufig vorkommende Urteile hervorzuheben; es werden aber auch andere, weniger verbreitete Meinungen dargestellt.

Als Ergänzung zum Rußlandbild der Wehrmachtangehörigen werden ferner die Äußerungen über Rußland und die „Russen“ sowie über das Kriegsgeschehen im Osten vermittelt, die in einigen Briefen aus der Heimat an die Front zu finden sind.

Alle Aussagen der Feldpostbriefe und Tagebuchaufzeichnungen wurden in die jeweiligen Erlebnisbereiche eingeordnet, was einen qualitativen und quantitativen Überblick über ihren Inhalt ermöglicht. Es bestand verständlicherweise keine Möglichkeit, jede Aussage im einzelnen zu betrachten, daher wurde die von der systematischen Methode zwar verworfene,

¹³⁵ Siehe dazu: Das andere Gesicht des Krieges, S. 13.

doch, wie es erscheint, durchaus geeignete Methode des „exemplarischen Zitierens“¹³⁶ angewandt. Bei dieser Herangehensweise wird jede These durch entsprechende Brief- oder Tagebuchpassagen belegt und dann in einen größeren historischen Kontext eingebettet. Es wird versucht, ein breites Spektrum von Aussagen zu vermitteln, um ein vollständigeres Bild vom in Russland Erlebten zu gewinnen. Dabei wurden inhaltlich ähnliche Aussagen in Gruppen zusammengefaßt und durch eine „gruppenspezifische“ Äußerung vertreten. In diesem Sinne könnte man doch von einer Generalisierung sprechen, die freilich einen eingeschränkten Charakter hat und nicht über den Kontext hinausragt. Der vage Charakter der quantitativen Wertungen „viele“ und „wenige“, „oft“ und „selten“, „einige“, „manche“, „mancherorts“, „in Einzelfällen“ und anderen kann nicht durch konkrete statistische Angaben belegt werden; sie beziehen sich lediglich auf den Inhalt der Aussagen aus dem Sammelband *Das Echolot*.

1.1.3. Kriegs- und Kampferlebnisse deutscher Soldaten an der Ostfront

„Mein Tagebuch ist mir ein Trost.“

(H.-H. Teich, Kertsch, I, 379)

Der Überfall der deutschen Wehrmacht auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 war überraschend nicht nur für die angegriffene Seite, sondern auch für die deutschen Truppen. Der Befehl zum Beginn der Kriegshandlungen gegen die UdSSR wurde in den deutschen Streitkräften erst am Tag zuvor verkündet, so daß der blitzschnelle Übergang über die sowjetische Staatsgrenze für viele Wehrmachtsangehörige eine plötzliche Begegnung mit der sowjetischen Wirklichkeit bedeutete.

Es ist zu vermuten, daß nur ein relativ geringer Teil der deutschen Soldaten und Offiziere vor dem Einmarsch irgendeine konkrete, realitätsnahe Vorstellung von Rußland, seiner Geschichte, Kultur, Bevölkerung sowie der seinerzeit herrschenden Zustände hatte. Doch ist anzunehmen, daß viele von ihnen trotz des Mangels an ideologiefreien Informationen über die Sowjetunion gewisse Vorkenntnisse mitbrachten, deren Umfang und Qualität durch diverse Faktoren sozialer, machtpolitischer und persönlich-individueller Art bedingt waren. Zu nennen sind vor allem Alter, Wohnort, sozialer Status, allgemeines Bildungsniveau, Beruf, gesellschaftliches und politisches Engagement, Anfälligkeit gegenüber ideologischer Beeinflussung sowie persönliche Erfahrungen durch Reisen in die Sowjetunion, Berichte aus dem Ersten Weltkrieg und anderes mehr. So läßt sich annehmen, daß ein gewisses, aus unterschiedlichen Fragmenten zusammengesetztes Bild vom Feindesland in den Köpfen existierte.

Eine weitere Vermutung ist, daß unmittelbar vor dem Beginn der Kriegshandlungen gegen die Sowjetunion dieses Bild generell mit den zu dieser Zeit in Deutschland allgemein verbreiteten Vorstellungen korrespondierte.

Aufgrund des verschiedenartigen Charakters der in dem Kollektivtagebuch *Das Echolot* gesammelten Briefe und Tagebuchaufzeichnungen, aber hauptsächlich weil sie anderthalb Jahre nach Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion verfaßt wurden, läßt sich kaum feststellen, ob und in welchem Umfang man Vorkenntnisse über Rußland/ die Sowjetunion

besaß; die untersuchten Texte enthalten darauf keine Hinweise. Es liegt jedoch die Vermutung nahe, daß das oben Gesagte über das allgemeine Vorstellungsbild von Rußland sich auch in den Feldpostbriefen und Tagebüchern deutscher Wehrmachtssoldaten findet. Eine Ausnahme bilden zwei Briefe von Anfang Februar 1943, die auf dem Transport nach Rußland geschrieben wurden. Seit dem Ausbruch des Krieges gegen die Sowjetunion und ihrem Einsatz waren zwanzig Monate erbitterten, verlustreichen Kampfes vergangen, so wird der Pessimismus des Verfassers klar, der an den Dichter Manfred Hausmann schreibt:

„Die Zeilen von den verlorenen Reitern, die in den Tod reiten, lassen mich schon lange nicht mehr los. Es ist mir so, als ob sie eine sehr harte Wirklichkeit bezeichnen. Obwohl sich immer wieder eine Spur Optimismus breit machen will, so wird doch das Dunkel immer dichter.“ (III/531)

In vielen Briefen kommt dennoch die Hoffnung, den Existenzbedrohungen trotz allen Ernstes der Lage zu entgehen, direkt oder mittelbar zur Sprache. Weniger pessimistisch klingen die Zeilen des Oberleutnant G. Köhler, der jedoch auch erst auf dem Transport nach Rußland ist:

„Viele neue und interessante Eindrücke sind auf uns bereits während der Fahrt durch dieses fragwürdige Land eingestürmt. Sie werden sich noch vervielfachen und verdichten.“ (III/473)

Unter den Autoren der Brief- und Tagebuchsammlung *Das Echolot* ist eine junge Deutsche, Brigitte Erdmann, die zwar nicht der kämpfenden Truppe angehörte, deren ausführliche Schilderungen aber einen Einblick in die Stimmungen, Wahrnehmungen und innermilitärische Verhältnisse gewährt. Sie fühlt sich vor allem vom „Abenteuer Krieg“ mitgerissen:

„Mich interessiert alles brennend, ich gehe mit weit offenen Augen durch gefährdetes Leben.“ (im Osten, II/339)

Doch Wochen später bleibt von ihren Erwartungen keine Spur mehr: Die Auseinandersetzung mit der Kriegswirklichkeit wirkt ernüchternd; sie sieht sich „allein in dem weiten weißen fremden Land“, „oft“ wird sie vom „Grauen“ in dem „toten, kranken Land“ ergriffen. (im Osten, III/576)

Soldat R. Kurz resümiert in einer bitteren Kurzformel: „Was haben wir denn überhaupt außer Hunger, Schlaf, Läuse und Sehnsucht.“ (III/733) Doch viele Briefautoren sind bereit, diese

Unbilden als Opfer für den Sieg zu ertragen. Man will aber sicher sein, daß die Leiden nicht umsonst sind, wenn man beschwörend schreibt: „Aber es muß sein, es muß den deutschen Sieg bringen. Hier haben wir uns mit allem abgefunden!“ (Soldat Hans, Stalingrad, I/606) Für andere ist jedoch der Sinn der Entbehrungen unklar, sie kommen ihnen wie eine Strafe vor: „Ich möchte bloß wissen, was wir verbochen haben, das wir dieses ganze Elend so grausam durchkosten müssen.“ (Soldat Hermann, Stalingrad, I/667) Manche sehen dieses „Elend“ als die „Strafe Gottes“, als „Schicksal“ oder „Pech“: „Für mich beginnt ein neuer Abschnitt in meinem Leben und damit füge ich mich meinem Schicksal.“ (Soldat Erwin, Stalingrad, I/431); „Leider habe ich ja das Pech, in diesem Kessel zu sitzen.“ (Soldat Hans, bei Stalingrad, I/340) Die wahren Ursachen des Geschehens kommen in den Soldatenbriefen kaum zur Sprache; die Resignation und/oder gegebenenfalls Aggressivität werden durch Projektionen auf das feindliche Land kanalisiert, in dem man die Wurzeln alles Bösen sieht. An folgender Aussage läßt sich erkennen, wie Selbstanklage durch Fremdverfluchung ersetzt wird: „Ich werde froh sein, wenn ich das dreimalverfluchte Rußland nicht mehr sehe, denn da wird mit der Zeit ein Jeder fertig gemacht.“ (Soldat Herbert, Stalingrad, I/667)

Der Krieg ist die alles beherrschende Realität. Zum Teil äußert man sich darüber trotz der Zensur¹³⁷ mehr oder weniger offen, zum anderen Teil kann man über die jeweilige Einstellung der Schreibenden über ihre indirekten Aussagen schließen. Man soll aber im Auge behalten, daß enorme körperliche und seelische Anstrengungen des Kriegsdaseins generell wenig Zeit, Kraft, aber auch Wunsch zum Nachdenken über das Geschehen ließen; so kommt der Krieg in einem beträchtlichen Teil von Briefen als dauernder Kampf um Leben und Tod überhaupt nicht zur Sprache. Dies kann man allerdings als psychologischen Verdrängungsmechanismus betrachten: In der Besprechung von Familienangelegenheiten, Erinnerungen an die Vergangenheit sowie Behandlung von neutralen Themen sucht man Zuflucht von der Realität.

¹³⁷ Zur Tätigkeit der Feldpostprüfstellen siehe z.B. *Das andere Gesicht des Krieges. Deutsche Feldpostbriefe 1939-1945*. Hg. v. Ortwin Buchbender und Reinhold Sterz. München 1982. Da die speziellen Untersuchungen zum Thema fehlen, läßt sich lediglich vermuten, daß die Feldpostzensur als ein durchaus bedeutender Faktor bei der Vermittlung von Informationen aus der Front und umgekehrt mitberücksichtigt wurde; über die Ausmaßen stichprobenartig durchgeführter Feldpostüberwachung läßt sich allerdings danach urteilen, daß z.B. im August 1944 rund 45000 Postsendungen von einer Feldpostprüfstelle in Berlin kontrolliert wurden. – ebd., S. 21.

Die weiteren wichtigen Aspekte der Feldpostbriefforschung wie Beziehung zu Heimat, Heimweh, Sehnsucht werden unter Berücksichtigung imagologischer Fragestellung der vorliegenden Arbeit als Gegenpol zur Darstellung des Kriegsortes Rußland betrachtet.

Kaum leichter als Hunger, Kälte, schlechte Unterkunft und andere Strapazen des Rußland-Feldzuges ertragen die Wehrmachtangehörigen das Ausbleiben der Post. Die Briefe sind die einzige Verbindung mit Heimat und Familie, in denen man „einen rechten Halt in diesen schweren Zeiten“ (H. Reinhardt, im Osten, II/567) sieht. Vor allem die Liebe der Angehörigen bedeutete den Soldaten Stütze und Halt; so schreibt Soldat Hans aus Stalingrad an seine Frau: „Wenn ich Dich nicht hätte, wäre ich schon verzweifelt. Der Gedanke an Dich reißt mich immer wieder hoch.“ (II, 82) Die Gedanken an Zuhause, an Familie und Kinder begleiten die Soldaten ständig; das Heimweh, die Sehnsucht nach den Lieben spricht sich fast in jedem Brief aus, wie zum Beispiel im folgenden: „...es [war] mir nicht möglich, zu schreiben. Aber meine Gedanken sind ständig bei Euch.“ (Albert K., südl. von Woroschilowgrad, III/527) Manche Soldaten empfinden die Entfernung von der Heimat besonders schmerzhaft, man spricht auch offen darüber: „... mir möchten die Tränen rollen wie einem kleinen Kinde wenn man an die Heimat denkt.“ (Soldat Herbert, I/211) Schweren Herzens müssen sich die meisten Wehrmachtsangehörigen mit der Erkenntnis abfinden, Weihnachten und Silvester weit weg von Deutschland zu verbringen: „Das schlimmste war am Heiligabend und am Sylvester so eine Weinachtsfeier und Jahresende möchte ich in meinem Leben nicht wieder erleben.“ (ebd) Im Heimweh wird Rußland, so läßt sich schließen, als das schlechthin Fremde, Andere, Kalte erlebt.

Die erste Bekanntschaft mit einem fremden Ort oder einem Land findet häufig in der Begegnung mit seiner Natur und seiner Landschaft. Sie vermitteln ein erstes Bild, das auch Interesse für seine Geschichte, Tradition und Kultur wecken mag. Viele Feldpostbriefe und Tagebuchaufzeichnungen enthalten Berichte über die Umgebung, ihre landschaftlich und klimatische Bedingungen. Ihnen kommt eine wichtige emotionale Bedeutung zu; sie bilden eine Art Stimmungskulisse, die, einmal abwechslungsreich und malerisch, gewisse ästhetisch-therapeutische Wirkung auf kriegsmüde Soldaten ausüben kann, oder, im Gegenteil, einmal fremd, öde und farblos, ein emotionales Tief auszulösen vermag. Dazu zwei Beispiele:

„Vorne rauschen und scharren in wundervollem, langsamen Rhythmus, dahinter schwingen weite Flächen biegsamen, grünschimmernden Eises in schöner Ruhe. Wenn man lange hinschaut, wird man ganz gefangen von diesem Herzschlag des Meeres, man muß mitschwingen...“
(Hans-Henning Teich, Krim, IV/36)

„Die Gedanken von ihm sind bei mir und wärmen mich in dem Grauen, das mich so oft in dem toten, kranken Land hier befällt.“ (Brigitte Erdmann, im Osten, III/576)

Die Kraft der Natur ruft bei manchem ein Nachdenken über den Sinn des Kriegsgeschehens hervor; alle menschlichen Anstrengungen zur Eroberung des fremden Landes erscheinen dann als unbedeutendes Getue vor angesichts ihrer unerschütterlichen Macht, Größe und Ewigkeit seiner Natur; sie allein behält genuine Reinheit und Lebenskraft. Ernst Jünger trägt seinen überwältigenden Eindruck vom Kaukasusgebirge in sein Tagebuch ein:

„Ich fühlte mich heimisch und spürte, daß in diesen Massiven noch eine der großen Quellen lebt, wie das auch Tolstoi so stark empfand...Kühnste, höchste Gedanken, mit allen finsternen Schrecken der Macht vereint. An solchen Orten tritt der Plan der Welt hervor.“ (Teberda, I/186f.)

Für viele deutsche Soldaten waren pittoreske Landschaften und schönes Wetter eine willkommene Ablenkung vom grauen und grauenhaften Kriegsdasein. Auch in den Grenzsituationen der menschlichen Existenz behalten viele einen Blick für das Schöne, das dann oft – um dem Krieg eine andere Welt gegenüberzustellen – mit märchenhaften Zügen versehen wird:

„Als wir am 6. zu unseren Blockhäuschen kamen, da glaubten wir uns in einen Märchenwald versetzt. Die Bäume und Büsche hatten alle den frischen Schnee auf den Zweigen, der wie Zuckerguß ausschaute.“ (Soldat Hein B., Rußland, I/337)

Einfache Sprache, schlichte Metaphern, aber sie zeugen von der Fähigkeit, die Welt um sich herum wahrzunehmen und von dem Wunsch, darüber zu berichten.

Für einige Feldpostbrief- und Tagebuchautoren ist es vor allem die fremdartige Schönheit der russischen Natur, die sie beeindruckt; sie scheinen eine neue Welt für sich entdeckt zu haben. In vielen Briefen in die Heimat kommt ihre Bewunderung der fremden Umgebung zum Ausdruck:

„Ich liebe die stillen Abende und Nächte. Ich habe sie hier lieben gelernt.“ (Martin Rahlenbeck, Shitomir, I/433),

oder: „...am klaren Winterhimmel leuchteten immer wieder die Sterne auf, und das in einer Vielzahl und Leuchtkraft, die ich es vorher und nachher nie wieder gesehen habe. Es war ein überwältigender Anblick.“ (F., S., Kessel Demjansk, II/663)

Für einen Briefautor war es zumindest „oft schön, wie zu Haus“. Generell läßt sich vermuten, daß für viele Wehrmachtssoldaten der Rußlandfeldzug die erste große Entfernung von der Heimat war und damit die erste Erfahrung der Fremde. Die Gegenüberstellung das ‚Eigene‘ – das ‚Fremde‘ und ‚wir‘ – ‚sie‘ ist fast bei jeder Erwähnung der fremden russischen Wirklichkeit präsent. Besonders deutlich kommt sie dort zum Ausdruck, wo sich ein neues Milieu von den gewohnten Verhältnissen stark und, womöglich zugleich, negativ unterscheidet; dann wird diese Gegenüberstellung meist verallgemeinert und vereinfacht, bis sie die Konturen eines Gut – Böse – Schemas bekommt. Das Motiv des Heimwehs und, als Modifikation, der Sehnsucht nach Ruhe und Frieden finden sich in vielen Texten. Angesichts der harten Lebens- und Kampfbedingungen an der Ostfront wird die Entfernung von der Familie und Heimat besonders schwer empfunden; alles erscheint in Rußland in negativem Licht, während die Zustände in der Heimat beinahe idealisiert werden: „...zu Hause ist das Leben süß“. (B. Kaliga, Rußland, I/36) In einem anderen Brief heißt es:

„Vielleicht schätzt man Grüße aus der Heimat erst in der Weltabgeschiedenheit so ganz. Hier im Kampf, in der Härte des Kriegsgeschehens, in dem Schmutz eines verwilderten Landes, in der schneeigen Einöde der russischen Tablettlandschaft ist jeder Gedanke an das, was man am liebsten in der Heimat hatte, eine Oase, an der man sich erquicken kann.“ (Gerhard Köhler, im Osten, I/328)

So werden je nach Frontlage variierte, aber immer präzise Unterakunfts-,Verpflegungs-, Transport-, und andere Schwierigkeiten der Kriegsexistenz mit dem Land identifiziert; die Schuld für Hunger, mangelnde Versorgung, schwere Lebens- und Kampfbedingungen werden nicht der eigenen Kriegsführung, sondern den „Russen“ zugeschoben.

Die Darstellungen russischer Natur in den Soldatenbriefen und –tagebüchern zeigen, daß diese Wahrnehmungen zum großen Teil positiv sind. In einigen Fällen wird dieses Verhältnis zum Land auf seine Bevölkerung übertragen, wobei ein gewisses Interesse für ihre

Lebensweise und Traditionen, ihre Geschichte und Kultur entsteht. Dies demonstrieren folgende Briefpassagen:

„Weißt du, was ich gern haben möchte? Eine möglichst genaue Karte von Krim usw. Kannst du mir auch mal über die Vorgeschichte Krim erzählen. Manches Bauwerk schaut griechisch aus. – Die Landschaft, die Stadt, das Meer – man könnte sich in Italien oder Griechenland glauben.“ (H.-H. Teich, Krim, IV/139)

Oder:

„Mein Wissen um dieses Land ist noch sehr unvollständig, aber ich will mich immer bemühen, es abzurunden und zu bereichern.“ (Kurt W., Rußland, IV/430)

Da die Bilder der Natur und der Landschaft einen höheren Grad poetischer Stilisierung beanspruchen, als es die Beschreibung des Kriegsdaseins voraussetzen kann, sind die Differenzen zwischen den Naturbildern von Soldaten, die eventuell erst im Krieg ihre Beobachtungen, Gedanken und Gefühle schriftlich zum Ausdruck brachten, und denen von den Offizieren, insbesondere derjenigen von der älteren Generation, die eine gute, auch humanistische Ausbildung hatten, auffallend groß. Unter Brief- und Tagebuchautoren waren einige zum Wehrmachedienst einberufene Schriftsteller und Journalisten, wie Ernst Jünger, die von Anfang an die Veröffentlichung ihrer autobiographischen Aufzeichnungen beabsichtigten und sich von daher um deren stilistische Verfeinerung bemühten.

Einige Soldaten greifen dagegen offensichtlich zum ersten Mal zur Feder; wie sich aus dem schlichten Stil ihrer Briefe erschließen läßt, die meistens kurzgefaßte Berichte über Gesundheit, Verpflegung, Tagesablauf, Nachfrage nach Familienangelegenheiten darstellen, oft ohne inhaltliche Übergänge. Manche weisen selbst auf Schreibschwierigkeiten hin:

„Doch zu meinen größten Erstaunen und Leidwesen klappt das mit der Schreibung ja nicht so als wie ich möchte. Denn man ist das ja gar nicht mehr gewöhnt.“ (Soldat Hans, Rußland, I/83)

Da, wo es den Soldaten an Ausdruckskraft mangelt, greifen sie zu Stereotypen, ebenso wie bei der Beschreibung von Erlebnissen und Gefühlen: Bei der Darstellung ihrer Umgebung sind „weites“, „end-“ oder „grenzloses“ Land und „kalter Winter“ die gebräuchlichsten Wendungen. Die Weite des Landes wirkt zwar befremdend, seine geheimnisvolle Grenzenlosigkeit aber erschreckt und lockt zugleich:

„Jedenfalls war der Blick über diese Endlosigkeit ein tiefes eindrucksvolles Erlebnis, das mich vieles vergessen ließ, aber ein Gefühl für die Größe dieses Landes gab.“ (F.S., Kessel Demjansk, I/338)

In einem Krieg werden jedoch Gegend und Wetterlage in erster Linie aus strategischer Sicht beurteilt. Dann wird beispielsweise der Schnee aus einem „liebenswerte(n) Zauberer“ (Martin Rahlenbeck, Shitomir, I/433) zum ernstesten Störfaktor. Große Schwierigkeiten hatten deutsche Soldaten und Offiziere mit dem unerwartet harten russischen Winter. Dies gilt insbesondere für die Angehörigen der 6. Armee in Stalingrad. Fast in allen vorliegenden Briefen aus dem Kessel sind Hinweise auf ungewohnte Kälte und massenhafte Erfrierungen enthalten:

„Draußen ist wunderbares Winterwetter, aber sehr kalt Die allermeisten Kameraden achten auf das schöne Wetter nicht, leiden aber umsomehr unter der großen Kälte. Viele Kameraden haben ja aber auch schon viele Frostschäden...“, schreibt Soldat Hans aus Stalingrad. (I/606)

Berichte von der tatsächlich erlebten großen Kälte nehmen manchmal groteske Züge an und wirken in der Heimat gewiß befremdend, so beispielsweise, wenn man die Notwendigkeit erwähnt, das gefrorene Brot mit einem Beil zu teilen. (Die Vorstellungen von einem extrem kalten, schneereichen russischen Winter sind auch heute noch häufig ein Element des deutschen Rußlandbildes. Zahlreiche Zeugnisse über niedrige Temperaturen als große Kriegsschwierigkeit des Rußland-Feldzuges führen zur Verfestigung dieses alten Stereotyps, obwohl extreme Kälte sowie andere ungewohnte Naturerscheinungen hauptsächlich regional bedingt sind.) Auch auf weitere unangenehme Überraschungen der russischen Natur – öde, abwechslungslose Steppenlandschaften, dauerhaften Herbstregen, der den ganzen Boden für viele Wochen in unbefahr- und unbegehbaren Schlamm verwandelt, heißen und trockenen Sommer – sind die Mitteleuropäer nicht gefasst. Die Verantwortung für mangelnde Versorgung mit Winterbekleidung, sichere Unterkünfte etc liegt jedoch bei der deutschen Kriegsführung, die im Rahmen des „Blitz-Krieges“ die Erfüllung des „Unternehmens Barbarossa“ in den Sommermonaten 1941 beabsichtigte und deshalb die klimatischen Schwierigkeiten unterschätzte.

Nicht selten treten die Naturerscheinungen als Symbole auf. Werden die Niederlagen oder Dauerdefensive auf bestimmten Frontabschnitten maßgeblich auf die Härte des russischen

Winters zurückgeführt, so erhofft man den Anbruch des Frühlings als Zeichen für eine Besserung der Kampfplage:

„Wenn nur jetzt der Frühling da wäre! Es gibt neue Hoffnungen und Lebensmut. Der Winter ist nur der Freund der dunklen Mächte.“ (Klaus Hegenscheidt, Rylsk/Ukraine, II/332)

Auf der Grundlage angeführter Beispiele läßt sich feststellen, daß das Unvermögen vieler Soldaten, ihre Gedanken und Empfindungen in Sprache zu fassen, die Aussagekraft ihrer Schilderungen des Kriegerdaseins kaum beeinträchtigt. Gerade der Kontrast zwischen den unsäglichen Schrecken des Erlebten und seiner schlichten, emotionsarmen Darstellungsweise ergreift durch ungeschönte Realitätsnähe.

1.1.4. Darstellung des Verhältnisses zwischen den Wehrmichtsangehörigen und der sowjetischen Zivilbevölkerung in den besetzten Gebieten der UdSSR

Im ersten Jahr des Rußland-Krieges hatten die meisten deutschen Soldaten Gelegenheit, in den besetzten Gebieten nähren Kontakt zur Zivilbevölkerung herzustellen und so ihre Vorstellungen von russischen beziehungsweise sowjetischen Menschen an der Wirklichkeit zu überprüfen. Es stellt sich die Frage, ob die konkrete Begegnung oder auch nur Berührung der Wehrmichtsoldaten mit diesen Menschen zu einer Änderung ihres bisherigen Bildes von Rußland und „Russen“ führte.

Die ersten Kontakte zwischen den Wehrmichtsangehörigen und der sowjetischen Zivilbevölkerung kamen manchmal bereits zustande, bevor Gefechte stattfanden. Viele Texte enthalten Berichte, wie die einrückenden deutschen Soldaten von den Einheimischen aufgenommen werden. Sie beschreiben, was auch zahlreiche historische Quellen bestätigen: Daß in den ersten Kriegsmonaten die Bewohner der westlichen Gebiete der Sowjetunion, hauptsächlich der Ukraine, eine durchaus positive Einstellung gegenüber den einmarschierenden deutschen Truppen zeigten. Ein Blick auf die historischen Hintergründe liefert die Erklärung. Es handelt sich um die Gebiete der Sowjetunion, die in besonderem Maß an den Folgen der gewaltsam durchgeführten Kollektivierung des Landes gelitten hatten: Tausende „Kulaken“ waren als „Volksfeinde“ nach Sibirien oder Mittelasien verbannt worden; die Anfang der 30er Jahre darniederliegende Landwirtschaft hatte eine Hungersnot

ausgelöst und ganze Dörfer weggerafft. Die wachsende Unzufriedenheit mit der eigenen Staatsordnung schlug in Sympathie gegenüber dem fremden Besatzungsregime um: Die Deutschen wurden als „Befreier“ von der sowjetischen Macht begrüßt. Das trifft auch auf die kleinen kaukasischen Völker zu, die zum Opfer der Stalinschen Nationalpolitik wurden. Ethnische Verfolgungen, gewaltsame Aussiedlungen ganzer Völkerschaften in dünnbesiedelte Gebiete Sibiriens machten viele Überlebende zu Gegnern des Sowjetregimes.¹³⁸

Daher ist verständlich, daß in manchen Gebieten der Sowjetunion große Teile der Zivilbevölkerung mit der Wehrmacht zusammenarbeiteten. Eine beinahe gastfreundliche Aufnahme der einquartierten Wehrmachtsangehörigen in den russischen Familien wird auch von vielen Briefautoren bestätigt. So schildert es zum Beispiel Hans Schwarz in einem Brief in die Heimat:

„Sie (eine russische Lehrerin – G.M.) lud mich ein in die Wohnung zu kommen. Ich staunte. Eine schöne Dreizimmerwohnung, mit Bad und Toilette. [...] Sie frug mich aus, ob ich eine Familie, wie man in Deutschland jetzt im Krieg so lebe, und manches mehr. [...] Nicht nur ihr gutes Deutsch, ihr freundliches Benehmen mir gegenüber beindruckte mich. Auch vom Sohn selber spürte ich keinen Haß.“ (im Osten, I/68f.)

Der Arzt R. Meyer-Jungcurt berichtet an einer anderen Stelle:

„Ich wohne bei einem kinderlosen russischen Ingenieursehepaar. Der Mann [...] spricht etwas Deutsch. Die Frau bemüht sich sehr um mich und hat ein schönes Zimmer für mich hergerichtet. Die Einrichtung und Sauberkeit des Zimmers und das gute Bildungsniveau des Mannes sind erfreuliche Lichtblicke...“

Und er resümiert weiter:

„Die Bevölkerung ist mit der deutschen Verwaltung zufrieden. Kein Mensch sehnt sich nach den Bolschewiken zurück, wie mir meine Wirtsleute eben wieder sagten.“ (Nowo-Ekonomitscheskoje, II/610)

Manche Verfasser machen sich auch Gedanken darüber, was diese Kooperation für die Menschen bedeuten kann. Ernst Jünger bringt in diesem Zusammenhang das gute Verhältnis

¹³⁸ Die angespannten Verhältnisse zwischen der russischen/sowjetischen Zentralmacht und den kaukasischen Kleinvölkern gehen auf eine jahrhundertlange Geschichte zurück und reichen bis in die Gegenwart. Die Lösung der „kaukasischen Frage“ unter Berücksichtigung der elementaren Menschenrechte ist ein dringendes Gebot der langfristigen russischen Politik.

eines kleinen kaukasischen Volkes, der Karatschaer, zu den deutschen Besatzern zur Sprache und macht auf die künftigen Folgen für die eines Tages Zurückbleibenden aufmerksam:

„Die Leute sind in einer schlimmen Lage, da sie die Deutschen als Befreier begrüßten, und werden wohl, falls sie den Rückmarsch nicht begleiten, sich in die unwegsamen Berge flüchten müssen, um der Abschachtung zu entgehen.“ (Woroschilowsk, I/255)

Auch sprechen ähnliche Sorgen um das spätere Schicksal der sowjetischen „Helfer“ aus den Briefen von Klaus Hegenscheidt, wenn er befürchtet, bei einem erzwungenen Rückmarsch nur einige der einheimischen Mitarbeiter mitnehmen zu können und die anderen im Stich lassen zu müssen:

„Die Tatsache allein ist erschütternd, aber voll Entsetzen bin ich darüber, daß sie keinen ihrer russischen Mitarbeiter mitbringen – mitbringen können. Wir verlieren so das Ergebnis eines Feldzuges, dessen von 1942 – – aber mehr noch unsere Ehre. Und was sollen hier die Männer dazu sagen, die wie besonders Morosow und in der 2. Linie der Gebietsagronom Kobalow sich nicht nur im Glauben an unseren Sieg zur Verfügung gestellt haben, weil sie sich alle eigenen Vorteil versprachen, sondern die uns wirklich Kameraden wurden, weil sie Sinn und Zweck unserer Arbeit einsahen, sie moralisch werteten und daher aktive Mitarbeiter wurden? [...] Nie können wir, sofern wir noch einmal nach vorn kommen, erhoffen, ihr Vertrauen wieder zu erwerben.“ (II/610)

Die meisten Briefautoren, die Erfahrungen mit russischen „Hilfswilligen“ hatten, betonten deren „Treue“, „Ehrlichkeit“ und „Arbeitsamkeit“ und erwähnen auch die Anerkennung durch die deutsche Besatzungsverwaltung. So lautet etwa das Urteil der DRK-Krankenschwester E. Schade-Bartkowiak über die russischen Sanitätshelfer: „Stille, in sich gekehrte, beinahe stoische Männer, bescheiden und dankbar.“ (II/132)

Einige Briefautoren berichten von beinahe freundschaftlichen Verhältnissen zwischen Deutschen und sowjetischen „Helfern“, wie zum Beispiel Klaus-Andreas Moering:

„Heute erzählte Wladimir aus seiner Zirkuszeit – er hat wirklich schon alles durch – vom doppelten Salto am Trapez und anderes. Es ist eine Wonne mit ihm, man ist immer guter Laune, wenn es anwesend ist; macht Späße und überbrückt alle Reibungen, die zwischen den anderen entstehen.“ (im Osten, I/428)

In einigen Briefen werden „russische Freundinnen“ erwähnt. (F.S., Kessel Demjansk, I/429)

Es fehlt allerdings in jedem konkreten Fall ein größerer Kontext, um bestimmte Schlüsse über das freundliche Verhältnis der Einheimischen gegenüber Wehrmachtangehörigen und dessen Hintergründe ziehen zu können. Im oben zitierten Briefauszug wird die deutschfreundliche Einstellung des russischen Ehepaares als unerwartet, aber im Grunde als selbstverständlich entgegengenommen. Das trifft mit einigen Vorbehalten auch auf viele andere Zeugnisse zu, in denen die gegenseitigen Beziehungen zum Ausdruck kommen. In den meisten Darstellungen trat den Wehrmachtangehörigen ein überraschend gutes Verhalten der Sowjetbürger entgegen, „ohne Furcht und Haß“. (F.S., Kessel Demjansk, I/379) Es sei allerdings bemerkt, daß bereits nach einigen Monaten faschistischer Besetzung, aber besonders nach der Stalingrader Schlacht, die den Anfang des Rückmarsches der deutschen Truppen auf der ganzen Frontlinie markierte und für viele den Ausgang des Krieges klar machte, eine mancherorts positive Haltung der Bevölkerung gegenüber den Deutschen merklich nachließ. R. Meyer-Jungcurt beobachtet zum Beispiel „unfreundliche Gesichter und düstere Mienen“; eine „auffallende Zurückhaltung“ prägt nun (im Februar 1943) seinem Zeugnis nach das Verhalten der Einheimischen zu den Besatzungsmannschaften. E. Zajewski weist in seinen Erinnerungen darauf hin, daß immer mehr russische Hilfswillige wieder zu den Partisanen überliefen. (IV/35) Auf der Grundlage dieser Aussagen kann man die Vermutung äußern, daß das Verhalten der Sowjetbürger eher situationsbedingt war, eher auf die existentielle Bedrohungen durch die deutsche Besetzung und weniger auf wirkliche Überzeugungen zurückgeht. Zum Vergleich sei hier eine Passage aus dem Brief eines Rotarmisten angeführt, in der die Erfahrungen der Sowjetbürger unter faschistischer Besatzungsordnung in einem anderen Licht dargestellt werden:

„Die Bewohner empfangen uns gut. Die Armen. Sie wurden gezwungen, Befestigungen zu bauen. Sogar achtzigjährige alte Leute, auch die ließen sie nicht in Ruhe: sie zwangen sie zu arbeiten, und die Frauen zwangen sie, nachts nach der Arbeit Wäsche zu waschen. Als wir sie davonjagten, warfen sie Flaschen auf die Dächer und verbannten alles.“ (III/363)

In einzelnen Briefen finden sich jedoch negative Äußerungen über die Bevölkerung Rußlands, wie es folgende Passage veranschaulicht: „Das Volk verlangt hier kein Pardon, es hat ihn auch nicht verdient. Es kennt nur Knechtschaft.“ (Oberleutnant G. Köhler, im Osten, IV/329)

Solche Behauptungen, die vermutlich weniger aus eigenen Erlebnissen, sondern vielmehr unter dem Einfluß der Nazi-Propaganda entstanden, dienten zur Legitimierung der harten Besatzungspolitik und Rechtfertigung der Exekutionen an der sowjetischen Zivilbevölkerung.

Nach Anordnung des Reichspropagandaministeriums wurden aus den in Opposition zur Sowjetmacht stehenden kaukasischen, asiatischen und kosakischen Freiwilligen nationale „Legionen“ gebildet. Der Kampfeinsatz dieser „Legionäre“ hatte vor allem den Zweck, hohe Wehrmachtverluste auszugleichen und darüber hinaus „deutsches Blut zu sparen“. Dazu kam ein psychologisch-ideologischer Aspekt, der sich in dem Wunsch äußerte, „Rußland durch die Russen zu besiegen“. Mit den Kampfleistungen der ehemaligen Sowjetbürger – nach dem Zeugnis des Journalisten A. Mrongovius kam keine deutsche Einheit im Osten ohne sie aus (III/303) – war man anscheinend auch durchaus zufrieden: Eine Wehrmachtsabteilung russischer Artilleristen wurde sogar mit dem Ritterkreuz für ihren tapferen Einsatz ausgezeichnet. (ebd)

Die ethische Frage, warum man als Sowjetbürger der faschistischen Wehrmacht Dienst leistete und dadurch eventuell an Gewaltaktionen gegen Mitbürger teilnehmen mußte – einige untersuchte Texte enthalten lediglich indirekte Hinweise auf die Beteiligung russischer „Freiwilliger“ an Partisanenstreifzügen – bleibt offen. Ein Briefautor weist allerdings darauf hin, daß das Überlaufen zu den Deutschen weniger ideologisch als vielmehr durch Angst um das eigene Leben sowie die Hoffnung auf bessere Existenzbedingungen motiviert war.

Viele Äußerungen über „russische Hilfswillige“ erwecken allerdings den Eindruck, daß sich die sowjetische Bevölkerung unter den Bedingungen der deutschen Besatzung so verhält, wie es sowohl erwünscht als auch erfordert ist: Die „Russen“ haben gegenüber den deutschen „Befreiern“ still, fleißig und hingebungsvoll ihre Arbeit zu leisten oder, wenn es darauf ankommt, tapfer für das Dritte Reich zu kämpfen. Der Umgang vieler Verfasser mit diesen Menschen entspricht, soweit man dies ihren Darstellungen entnehmen kann, dabei im allgemeinen den Anordnungen des Reichspropagandaministeriums, die ein gerechtes, aber strenges und keineswegs kameradschaftliches Verhältnis zur Bevölkerung in den besetzten sowjetischen Gebieten vorschrieben.

Durch einen Befehl des Oberkommandos der Wehrmacht wurde die Militärgerichtsbarkeit in den besetzten Gebieten aufgehoben und damit Exekutionen und Gewaltmaßnahmen an der sowjetischen Zivilbevölkerung und an Kriegsgefangenen legitimiert. Nur eine geringe Zahl der untersuchten Feldpostbriefe erwähnt – eher beiläufig – die Gewalttaten in Rußland; dabei handelt es sich hauptsächlich um die Partisanenbekämpfung. Bisher wurde die Beteiligung der Wehrmacht an Massakern vor allem gegen die jüdische Bevölkerung verschwiegen, verneint oder den Sondereinheiten der SS zugeschrieben. Mittlerweile verfügt die historische Forschung über die Beweise für Verbrechen der Wehrmacht.¹³⁹

Die Frage, ob die seltene Erwähnung der Gewaltaktionen Deutscher in Rußland in den untersuchten Briefen ein vorsätzliches Verschweigen bedeutet, bleibt offen. Ungefähr gleich ist die Zahl der Zeugnisse, in denen von Greueln der Rotarmisten sowohl gegen deutsche Kriegsgefangene als auch gegen sowjetische Mitbürger berichtet wird. In den Erinnerungen von K.H. Bösel heißt es:

„Die Russen hatten [...] fast 600 Gefangene massakriert und umgebracht, darunter Rote-Kreuz-Schwester und Nachrichtenhelferinnen. Durch unsere kämpfende Truppe wurde jetzt kein Pardon mehr gegeben.“ (IV/138)

Die Greueln des Gegners dienten somit zur Legitimierung und Rechtfertigung des eigenen rücksichtslosen Vorgehens; auf der anderen Seite kann man solchen Berichten aber auch die Funktion zukommen lassen, daß sie die eigene Gewaltbereitschaft und Brutalität auf den „Feind“ projizieren. Natürlich ist nicht unvergessen, daß die massive ideologische Propaganda auf beiden Seiten jeden feindlichen Gewaltakt zur Intensivierung ihrer Auswirkung ausnutzte, vor allem um die Furcht vor der Gefangenschaft aufrechtzuerhalten. Zahlreiche Gerüchte und unbestätigte Mitteilungen über Kriegsverbrechen kursieren auf beiden Seiten der Frontlinie. Hierfür ein Beispiel:

„Die Russen respektierten in keiner Weise Rotes Kreuz und Genfer Konvention. Verwundete, mit denen sie nichts anzufangen wußten, wurden wohl grundsätzlich liquidiert.“ (P. Rohwedder, Kessel Demjansk, IV/252)

¹³⁹ Hinweis darauf bei Klaus Latzel: Tourismus und Gewalt. Kriegswahrnehmung in Feldpostbriefen. In: Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944. Hg. v. Hannes Heer u. Klaus Naumann. 1. Auflage. Hamburg 1995. S. 447-459, hier S. 447. Siehe auch dazu: Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944. Hg. v. Hannes Heer u. Klaus Naumann. 1. Auflage, Hamburg 1995.

Der Autor kann zwar nicht mit Sicherheit die Ermordung von Verletzten behaupten, die Vermutung wird dennoch als Tatsache dargestellt.

Im ideologischen Aufeinanderprallen beider Systeme, das im Krieg seinen Höhepunkt erreichte, sind die Menschen auf den beiden Seiten – Zivilbevölkerung und Militär – zu ihrem Opfer geworden. Die Eskalation der Gewalt, die in Schlachten, Vergeltungsakten und Massakern Zivilbevölkerung, Kriegsgefangene und Vertreter von Hilfsorganisationen tötete, erreichte kaum vorstellbare Ausmaße.

1.1.5. Das Rußlandbild der nationalsozialistischen Propaganda und der deutschen Bevölkerung

Die Analyse des dokumentarischen Materials aus dem Sammelband *Echolot* läßt feststellen, daß das Rußlandbild der Wehrmacht Gegenstand einer angespannten Aufmerksamkeit der nationalsozialistischen Ideologie war; nicht weniger Mühe gab man sich zugleich, den ursprünglich diffusen, mangelhaften, überwiegend vorurteilsbeladenen und widersprüchlichen Vorstellungen der deutschen Bevölkerung von der Sowjetunion einen durch intensive Propaganda genährten feindseligen Charakter aufrechtzuerhalten.

Wie wichtig dieses Thema für die nationalsozialistische Ideologie war, läßt sich zum Beispiel daran erkennen, daß ein ganzes Kapitel der „Meldungen aus dem Reich“ vom 17.8.1942 unter dem Titel „Das Rußlandbild in der Bevölkerung“ (II/155) verfaßt wurde. Hier kam die zunehmende Besorgnis der Leitung des SS-Sicherheitsdienstes zum Ausdruck. Im Bericht geht es darum, daß in verschiedenen Reichsgebieten und in allen Bevölkerungsschichten immer mehr Zweifel am Realitätsgrad des von der NS-Ideologie durchgesetzten Bildes von Rußland und den Russen sowie der Wunsch nach einer befriedigenden Aufklärung der Widersprüche zwischen den propagierten rassistischen Thesen und realen Gegebenheiten aufkamen. Man fordert ferner ein „zuverlässige[s]“ und „zusammenhängende[s]“ Bild von der Sowjet-Union, vom Lande, seinen inneren Verhältnissen, den Menschen, ihrer inneren und äußeren Existenz“. (ebd) Kernpunkt der Auseinandersetzungen war der unzulängliche Kenntnisstand der deutschen Bevölkerung über die Sowjetunion. Die nationalsozialistische

Regierung Deutschlands unternahm nicht nur nichts, um die historisch und geopolitisch bedingten Wissenslücken der Deutschen über das Land im Osten durch ideologiefreie Informationen zu beseitigen, vielmehr füllte sie das bestehende Vakuum mit im Geist des Nationalsozialismus rassistisch und politisch-ideologisch geprägten Zerr- beziehungsweise Feindbildern aus. Die Konfrontation mit der Wirklichkeit – sie erfolgte zum Beispiel im persönlichen Kontakt durch den Einsatz von Helferinnen aus dem Osten in deutschen Haushalten oder von sowjetischen Kriegsgefangenen in der Industrie des Dritten Reiches, aber auch indirekt durch Berichte oder Briefzeugnisse deutscher Kriegsurlauber, -verletzter und der Wehrmichtsangehörigen von der Ostfront – löste viele Fragen aus, die sich häuften und ohne befriedigende Antwort durch die Reichspropagandaleitung der NSDAP blieben. In einer weiteren Ausgabe der „Meldungen aus dem Reich“ vom 15.4.1943 wurden die Themen zusammengefaßt, zu denen in der Bevölkerung im ganzen Reichsgebiet Zweifel an der Wirklichkeitsnähe des offiziell propagierten Rußlandbildes entstanden. Das waren: „1. Bolschewistische Gottlosigkeit und religiöse Betätigung der Ostarbeiter ... 2. Intelligenz – technisches Verständnis... 3. Analphabetentum und beobachteter Bildungsstand ... 4. Familiensinn und sittliche Haltung ... 5. Sowjetische Herrschafts- und Strafmethode“ (II, 343)

In den untersuchten Texten werden folgende Aspekte der gekennzeichneten Themenbereiche behandelt: Neue Vorstellungen von Sowjetmenschen, die sich im unmittelbaren Kontakt deutscher Haushalte zu sowjetischen Haushaltshelferinnen herausbildeten, sowie die Reaktion des Reichspropagandaministeriums auf diese Tatsache; außerdem kommt ein aktuelles Bild von Russen und Rußland bei Vertretern unterschiedlicher sozialer Gruppen der deutschen Bevölkerung zum Vorschein.

Die in den Briefen von der Heimat an die Front enthaltenen Äußerungen über Sowjetbürger zeichnen sich durch größere Offenheit und Zivilcourage aus, als dies für den strengen Rahmen der unter Feldpostzensur stehenden Soldatenbriefe möglich wäre; nichtsdestoweniger läßt die Analyse der letzteren zum Teil grobe Verstöße gegen Einschränkungen der Feldpostprüfstellen erkennen. Das gilt sowohl für die Darstellung der Verhältnisse zu sowjetischen Haushaltshilfen als auch für eine offenbare Kritik an der nationalsozialistischen

Regierung, ihrer Ideologie und der Militärmaßnahmen gegen die Sowjetunion. Zur Illustration dieser These kann folgende Briefpassage dienen:

„Meiner Frau geht es leidlich, sie ist jetzt auch besser dran, nachdem wir endlich eine Ukrainerin als Hilfe bekommen haben, neben das sehr unbrauchbare deutsche junge Mädchen.“ (Hans Grimm, Lippoldsberg, I/267)

Ein doppelter, nahezu verbrecherischer Verstoß gegen nationalsozialistische Moral: Ein Lob für eine „minderwertige“ Slawin und Vorwürfe gegen ein arisches Mädchen; allein der Gedanke, sie beide auf einen Nenner zu bringen, wäre unzulässig. Diese Tatsache sollte, allerdings intern, notgedrungen auch die Reichspropagandaleitung mit zunehmender Besorgnis akzeptieren. In den „Meldungen aus dem Reich“ vom 11.1.1943 hieß es:

„Die Ostarbeiterinnen werden als willig, fleißig und lernbegierig geschildert. Es falle jedoch auf, daß die Zufriedenheit mit diesen Mädchen oftmals geradezu in Lobeshymnen auf deren ‚Anständigkeit, Sauberkeit und Fleiß‘ zum Ausdruck kommen. Ein großer Teil der Hausfrauen klage immer wieder darüber, daß im Gegensatz zu den russischen Mädchen die deutschen Hausgehilfinnen vielfach frech, faul und liederlich seien und sich im Vertrauen auf ihre Unentbehrlichkeit alles erlaubten.“ (I/477)

Die weiter im Bericht als „unmögliches Verhalten“ verurteilte humane Behandlung der sowjetischen Haushaltshilfen durch einen Teil der deutschen Hausfrauen, die ihr Mitleid und ihre Zufriedenheit oft in Form von kleinen Geschenken, Kinobesuchen, Erleichterung der Haushaltsarbeit und so weiter zum Ausdruck brachten, ist als Zeugnis der zunehmenden Risse im rassistisch-ideologisch geprägten Feindbild von der Sowjetunion zu betrachten.

Eine neue Welle systemkritischer Stimmungen bei einem Teil der deutschen Zivilbevölkerung löste die verheerende Niederlage in Stalingrad aus; das wird deutlich aus folgender Äußerung:

„Wanderer, kommst du nach Stalingrad – also ein klarer Ausspruch, daß die Kämpfer von Stalingrad bewußt geopfert sind – durch Unfähigkeit oder Gewissenlosigkeit der Führung.“ (R.Tjaden, Oldenburg; II/ 603)

Man wird sich allmählich im Laufe des Krieges bewußt, um welchen Preis die Ideen des Nationalsozialismus zu realisieren sind. Das illustriert folgende Briefpassage:

„Wie herrlich uns der Führer vor Untergang, Juden, Bolschewismus gerettet hat. Dagegen Stalingrad, Woronesch, Ladogasee, Ilmensee, Rshew...“ (Ursula von Kardoff, II/651)

Die Reflexion des Geschehens geht bei manchen Verfassern über die Betrachtung der nationalsozialistischen Gegenwart und jüngste Vergangenheit hinaus und hat sowohl ihre Ursprünge als auch potentielle Folgen zum Thema; es werden Stimmen über die historische Schuld des deutschen Volkes lauter:

„Letztlich Schuld daran hat das ganze Volk freilich, das ruhig zusah, wie es auf falschen Wegen vorwärts ging.“ (Leutnant W.T.-O.V., III/16)

Einige Briefautoren machen sich Gedanken über die Zukunft angesichts der andauernden schweren Niederlagen der Wehrmacht; man befürchtet die Vergeltung der einrückenden Roten Armee:

„Nach dem, was wir anderen Völkern und Rassen bis jetzt schon angetan haben, ist nicht auszudenken, was dann mit uns geschieht.“ (E. Kraushaar-Baldauf, I/265)

Man will somit einerseits eine Mitverantwortung für die Verbrechen des Nationalsozialismus nicht abstreiten, indem man sich als Volk schuldig bekennt; auf der anderen Seite erschrickt man vor möglichen Vergeltungsakten der sowjetischen Armee. Andere Briefschreiber ahnen die Gefahr, die von der zum Vormarsch übergegangenen Roten Armee ausgehen wird, ohne sich nach der faktischen Begründung zu fragen:

„Da kam mir plötzlich der schreckliche Gedanke: Wie, wenn die Russen zu uns kämen, zu morden, zu verheeren, himmelschreiende Not anzurichten?“ (M. Sperl, II/218)

Dies ist auch ein Beispiel dafür, daß die fremde Realität mit Kriterien der eigenen bewertet wird.

1.1.6. Zusammenfassung

Die Feldpostbriefe und Tagebuchaufzeichnungen besitzen als historisch-autobiographische Dokumente einen hohen Quellenwert für die Erleuchtung der Geschichte des Zweiten Krieges von „innen“ und „unten“, berücksichtigt man die untergeordnete Position ihrer Autoren in der Wehrmachtshierarchie. Bei ihrem Aussagewert sind ihr subjektiver Charakter, die Praktiken der Feldpost- und Selbstzensur sowie die massive Beeinflussung der Nazi-Propaganda zu berücksichtigen. Aber eben nur dadurch werden die Briefe zu authentischen Zeugnissen. Erst angesichts des unausweichlichen Todes brachen die Briefautoren alle Verbote und berichteten über das Geschehen und seine Wahrnehmung ohne Hemmungen, wie es die Soldatenbriefe aus Stalingrad bezeugen.

Das Kapitel hatte zum Ziel, die im Sammelband *Das Echolot* dokumentierten Feldpostbriefe und Tagebuchaufzeichnungen, die in Rußland im Winter 1942/43 verfaßt wurden, auszuwerten und auf dieser Grundlage Erkenntnisse über zwei große Themenkomplexe zu gewinnen. Zum einen lag das Forschungsinteresse im Bereich der Kriegserlebnisse der Wehrmachtangehörigen während des Rußlandfeldzuges 1941-1945, zum zweiten war ihr Bild von Rußland und „Russen“ Objekt der Untersuchung. Aufgrund ambivalenter Darstellungen der Kriegserlebnisse nicht nur aus deutscher und sowjetischer Sicht, sondern bei deutschen Soldaten und Offizieren je nach Frontabschnitt, Frontlage, Zeit, Ort, individuellen Besonderheiten und weil darüber hinaus manchmal ein und derselbe Briefverfasser widersprüchliche Meinungen über Rußland und „Russen“ äußern kann, sind verallgemeinernde Aussagen bei der Auswertung der Feldpostbriefe und Tagebuchaufzeichnungen nur mit großen Vorbehalten gemacht worden. Alle dargestellten Thesen sind lediglich „kapitelintern“, es wurden keine bewußten Generalisierungen für einen größeren Kontext getroffen. Die Studien anderer Feldpostbriefsammlungen¹⁴⁰ sowie der Sekundärliteratur zum Thema¹⁴¹ lassen jedoch feststellen, daß die Wahrnehmung des Kriegsdaseins von den Kämpfenden bei allen individuellen Besonderheiten, unterschiedlichen

¹⁴⁰ z.B. „*Ich will raus aus diesem Wahnsinn.*“ Deutsche Briefe von der Ostfront 1941-1945 aus sowjetischen Archiven. Hg. v. Anatoly Golovchansky u. a. Wuppertal 1991.

¹⁴¹ z.B. *Kriegsbegeisterung und mentale Kriegsvorbereitung. Interdisziplinäre Studien.* Hg. v. Marcel van der Linden, Gottfried Mergner. Berlin, 1991; *Vernichtungskrieg: Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944.* Hg. v. Hannes Heer, Klaus Naumann. 1. Auflage. Hamburg 1995; *Deutsch – russische Zeitenwende: Krieg und Frieden 1941-1995.* Hg. v. Hans-Adolf Jakobsen. Baden-Baden 1995.

äußeren Umständen und intensiver ideologischer Indoktrinierung einem allgemeinen Muster folgt.¹⁴²

Außerdem kann man große Erlebnisbereiche hervorheben, die für alle vom Krieg Betroffenen gemeinsam sind. In der Formulierung von H. Mommsen sind es zum einen die „Kollektivierung des privaten Daseins“, unabhängig von der nationalen, religiösen und ideologischen Zugehörigkeit der im Krieg lebenden Individuen, und zum zweiten die „Zerschlagung oder Aushöhlung der Normen“¹⁴³, die die Grundlagen der gesellschaftlichen Existenz prägten. Die beiden Thesen wurden ursprünglich für einen größeren gesellschaftlich-historischen Kontext verfaßt, trotzdem lassen sie sich auch auf die im Sammelband *Das Echolot* dargestellten Kriegserlebnisse deutscher Wehrmachtangehöriger anwenden.

Die Analyse der nach unterschiedlichen Erlebnisbereichen systematisierten Brief- und Tagebuchaussagen aus dem Sammelband *Das Echolot* zeigt, daß ihre Verfasser am häufigsten zu solchen Themen wie Tagesablauf, Familienangelegenheiten, Post, Wetterlage, Verpflegung, Unterkunft, Gesundheitszustand griffen. Nicht selten sind diese Schilderungen sehr detailliert, was tiefe Erkenntnisse über die „materielle“ Seite des Krieges liefert, oder im Gegenteil knapp und einseitig. In beiden Fällen ist die Darstellung vornehmlich nach „außen“ orientiert, indem man das Erlebte ohne weitere Verarbeitung wiedergibt. Reflexionen der Innenwelt, Verarbeitung von Erlebnissen sowie Überlegungen, Einschätzungen, Nachdenken über das Geschehen kommen nur in einigen Briefen zum Ausdruck; Tagebücher dagegen bieten dafür aufgrund ihrer Spezifik eine bessere Gelegenheit.

Aufgrund ambivalenter Darstellung der Kriegserlebnisse nicht nur aus deutscher und sowjetischer Sicht, sondern bei deutschen Soldaten und Offizieren je nach Frontabschnitt, Frontlage, Zeit, Ort, individuellen Besonderheiten und weil darüber hinaus manchmal ein und derselbe Briefverfasser widersprüchliche Meinungen über Rußland und „Russen“ äußern

¹⁴² Vgl. dazu: Omer Bartov: Extremfälle der Normalität und die Normalität des Außergewöhnlichen: Deutsche Soldaten an der Ostfront. In: Über Leben im Krieg. Kriegserfahrungen in einer Industrieregion 1939-1945, Reinbek 1989. S. 148-162, hier S. 160.

¹⁴³ Hans Mommsen: Kriegserfahrungen. In: Über Leben im Krieg. Kriegserfahrungen in einer Industrieregion 1939-1945. Reinbek 1989. S. 7-14, hier S. 9.

kann, sind generalisierende Aussagen bei der Auswertung der Feldpostbriefe und Tagebuchaufzeichnungen nur mit großen Vorbehalten gemacht worden. Auf der anderen Seite ist dabei eine Erscheinung zu berücksichtigen, die Omer Bartov als die Neigung, „Ursache und Wirkung, Wirklichkeit und Propaganda zu verwechseln“¹⁴⁴, bezeichnet. Die Ergebnisse der Analyse von ausgewählten Texten kann man auch zur Bestätigung seiner weiteren These heranziehen, daß bei allen Unterschieden bei der Darstellung der Kriegserlebnisse sie jedoch einem gewissen Muster folgen, das die allgemeine Sicht der Kriegsteilnehmer auf den Krieg gegen die Sowjetunion prägte. Zu solchen Erlebnissen gehören das Kriegsdasein und seine Bestandteile: Versorgung, Verpflegung, Unterkunft, Kampfgeist und Stimmungslage, ideologische Anfälligkeit, Kameradschaft, Verhältnis zum Krieg und andere. Im Mittelpunkt der Untersuchung standen jedoch Feldpostbriefe und Tagebuchaufzeichnungen, da sie unmittelbar während des Kriegsgeschehens verfasst wurden und keinen zeitlichen Abstand zu den Ereignissen und ihrer Aufarbeitung, wie etwa Memoiren, aufwiesen.

Das Resümee: Die Aussagen von Brief- und Tagebuchautoren aus dem Sammelband *Das Echolot* liefern Erkenntnisse darüber, daß es sich hier um kein einheitliches, allgemein verbindliches Rußland- und Russenbild handelt, sondern um einzelne, subjektiv gewonnene und ideologisch beeinflusste Vorstellungen, die darüber hinaus regionale, zeitliche, inhaltliche und andere Differenzen aufweisen.

Die Vorkenntnisse der Wehrmachtsangehörigen über Rußland beziehungsweise über die Sowjetunion vor dem Zweiten Weltkrieg unterschieden sich offenbar kaum von dem Rußlandbild der deutschen Bevölkerung. Direkter Kontakt mit sowjetischen Menschen führte zunehmend zur Aktualisierung der überholten völkerpsychologischen Vorstellungen über die „Russen“. Aufgrund der Konfrontation mit der Wirklichkeit machte sich allerdings die Tendenz zur Senkung der Wirksamkeit der nationalsozialistischen Propaganda, insbesondere ihrer rassistischen Elemente, bemerkbar. Ähnliche Prozesse vollzogen sich auch in dem Teil der deutschen Bevölkerung, der einen unmittelbaren Kontakt zu sowjetischen Zwangsarbeitern hatte. Die Gesamtheit der genannten Wandlungerscheinungen hatte zur Folge, daß das bisher propagierte Feindbild von Rußland und Russen zunehmend Risse

¹⁴⁴ Omer Bartov: *Extremfälle*, S. 160.

bekam.¹⁴⁵ Dies sollte aber nicht zu vorschnellen Schlußfolgerungen führen. Erstens bedeutete eine Neutralisierung der Rußland-Feindbilder natürlich keinen Umschlag in Freundbilder, wie es am Beispiel des Wandels der deutschen Vorstellungen von Frankreich, England und von der USA nach dem Zweiten Weltkrieg nachzuvollziehen ist. Wolfram Wette weist darauf hin, daß diese von Anfang an mit keinen rassistisch-ideologischen Komponenten belastet waren.¹⁴⁶ Während allerdings die rassistischen Auffassungen von slawischen „Untermenschen“ relativ schnell ausgelöscht wurden, zeigten sich die antibolschewistischen Elemente des sowjetischen Feindbildes äußerst wirksam bis zum Ende der ideologischen Gegenüberstellung zwischen Ost und West. Zweitens führt der direkte Kontakt zu der fremden Wirklichkeit nur selten zum positiven Wandel der im allgemeinen Bewußtsein verfestigten Feindbilder. Es ist notwendig, daß die imagologische Forschung ihre Bemühungen fortsetzt, durch gemeinsame interdisziplinäre Studien Mißverständnisse in den Beziehungen zwischen Nationen aufzuklären.

¹⁴⁵ Siehe dazu: Manfred Weißbecker: „Wenn hier Deutsche wohnten...“, S. 48f.

¹⁴⁶ Siehe Kapitel 4.2.1. (Teil III) der Diss.

1.2. Peter Bamm: *Die unsichtbare Flagge. Ein Bericht*

Der autobiographische Bericht „Die unsichtbare Flagge“ von Peter Bamm¹⁴⁷ (Pseudonym für Curt Emmrich) entsteht 1952 aus einer Sendereihe des Nordwestdeutschen Rundfunks, die eine große gesellschaftliche Resonanz hervorgerufen hat. Der Autor thematisiert seine Kriegserlebnisse, die er als Chirurg einer an der Ostfront eingesetzten Sanitätskompanie gewonnen hat. Der vielgereiste Arzt und Schriftsteller, der seine Lebenserfahrungen durch die Teilnahme an zwei Weltkriegen sowie durch langjährige ärztliche Praxis und publizistische Tätigkeit gewonnen hat, bringt in seinem ersten großen literarischen Werk seine Überlegungen zur Humanität im Krieg und zum Wesen des Krieges zum Ausdruck.

Die offensichtliche Intention des Autors, die „anderen“ Deutschen darzustellen, die dem nationalsozialistischen System gegenüber kritische Stellung nahmen oder zumindest sich ausdrücklich von ihm distanzieren, allerdings ohne offenen Protest zeigen zu können – das wäre „praktisch nutzlos“ (UF, 153) gewesen –, jedoch durch ihren Dienst unter der „unsichtbaren Flagge“ die Ideen der Humanität durch den alles Menschliche vernichtenden Krieg trugen, korrespondiert offenbar mit den damals in bestimmten Kreisen der westdeutschen Öffentlichkeit verbreiteten Stimmungen. Es handelt sich um den Teil der Bildungsintelligenz, zu der auch der Autor gehörte, der sich einerseits durch den Krieg desillusioniert sah, andererseits aber seine durch die humanistische Erziehung vermittelten und verinnerlichten Ideale in der ‚unheilen Welt‘ zu retten suchte und sich immer wieder nach dem Sinn und Sinnverlust im gegenwärtigen Kriegsgeschehen, nach der Bewährung der Menschlichkeit unter menschenunwürdigen Verhältnissen befragte. Als Mediziner ist der Autor dem unmittelbaren Dienst des nationalsozialistischen Regimes entzogen und erfüllt tadellos seine ärztliche und persönliche Pflicht gegenüber den auf seine Hilfe angewiesenen Soldaten auf beiden Seiten der Frontlinie.

Trotzdem kommen die quälenden Fragen nach den ethischen und moralischen Aspekten seiner Teilnahme am Krieg immer wieder auf; die Auseinandersetzung mit diesem Problemkreis ist ein wichtiger Aspekt seiner ‚Vergangenheitsbewältigung‘.

¹⁴⁷ Peter Bamm: *Die unsichtbare Flagge*. 1. Auflage. München 1952.

Damit sind drei Hauptthemen des literarischen Werkes von Peter Bamm angedeutet, die bereits in *Die unsichtbare Flagge* an klaren Konturen gewinnen: Zum ersten handelt es sich um die Beschäftigung mit humanistischen Denk- und Lebensformen der Antike als Wiege der europäischen Kultur und ihrem Stellenwert in der gegenwärtigen Gesellschaft; zum zweiten sind es persönliche Erfahrungen des Menschen, Soldaten und Arztes Kurt Emmrich aus den beiden Weltkriegen; der dritte Schwerpunkt liegt in der Konfrontation der in den hypokratischen Traditionen gepflegten ärztlichen Kunst und Ethik mit der technisch hochentwickelten, aber immer mehr der menschlichen Kontrolle entgleisenden Welt, wie sie zum Beispiel im Bericht *Die unsichtbare Flagge* zum Ausdruck kommt:

„In dem Wäldchen hat eine Sanitätskompanie ein paar Zelte aufgeschlagen. [...] Eines dieser Zelte ist ein Operationssaal. Auch er ist ein Schlachtfeld. Es ist dieselbe Wissenschaft, die hier mit äußerstem technischem Raffinement versucht, Leben zu retten, das sechs Kilometer weiter mit äußerstem technischem Raffinement zu vernichten unternommen wird. Für die erfolgreiche Anwendung der Wissenschaft in der Vernichtung sowohl in der Erretung von Leben wurden die gleichen Orden verliehen.“ (UF, 12)

Peter Bamm, der sich neben der medizinischen Tätigkeit als Autor von Feuilletons und Essays¹⁴⁸ engagiert und sich zum „Großmeister der kleinen Form im Sinne der Raabe, Busch und Lichtenberg“ steigert, bringt in seinem ersten großen Werk *Die unsichtbare Flagge* die Kunst, „auf leichte, ansprechende Weise über Ernstes zu sprechen“, auf einen neuen Höhepunkt. In kurzen, abgerundeten Geschichten, die in 36 kleine Kapitel zusammengefaßt sind, wird in schlichter, ruhiger Manier, ohne übertriebenen Pathos und ohne abschreckende naturalistische Bilder, die für viele Kriegsromane charakteristisch sind¹⁴⁹, über den Alltag einer deutschen Sanitätskompanie auf dem Marsch von der Ukraine über die Krim bis zum Kaukasus und zurück über Polen und Ostpreußen erzählt. Darin verflochten sich Überlegungen des Autors zu Zeitereignissen, kleine Geschichten aus seinen zahlreichen Reisen durch die Welt und über interessante Begegnungen, kleine Exkurse in die Geschichte russischer Orte, wo sich die Kompanie gerade aufhielt, Zitate von Politikern, Philosophen, Feldherren aller Zeiten, Volkweisheiten und Aphorismen, die in ihrer Gesamtheit, ohne allzu moralisierend und belastend zu wirken, nicht nur das Bild von ‘anderen’, dem

¹⁴⁸ Dem Bericht *Die unsichtbare Flagge* (1952) gehen die Sammlungen *Die kleine Weltlaterne* (1935), *Der i-Punkt* (1937) und *Der Hahnenschwanz* (1939) voran.

¹⁴⁹ Vgl. z.B. Theodor Plievier: *Stalingrad*. Berlin 1948; Gert Ledig: *Die Stalinorgel*. Hamburg 1955.

nationalsozialistischen Denken nicht nahestehenden Deutschen anvisieren, sondern auch eine andere Darstellungsweise des Krieges anbieten. Diese nicht-militaristische Sicht des Krieges wurde von einigen Kritiken hervorgehoben und als „menschlich packend“ und „realistisch“ eingeschätzt; doch scheint Bamms Perspektive des ironisch-distanzierten Beobachters mit klassisch-humanistischer Bildung gelegentlich einseitig und etwas entfernt von der Wirklichkeit des Krieges zu sein.

Dieser Eindruck entsteht vor allem durch seine häufigen Bezüge auf die altgriechische Denk- und Lebensweise und Mythologie; es ist die Welt, in der der auktoriale Erzähler die durch den Krieg zerstörte Harmonie sucht. Er ist ein moderner Odysseus, der sich auf einer beinahe abenteuerlichen Reise in Rußland sieht, während in einer anderen Welt Krieg, Tod, Verwundungen, Verzweiflung, Angst, körperliche und seelische Leiden herrschen. So schildert er zum Beispiel im Kapitel „Ferien vom Schicksal“ seinen Heimaturlaub:

Urlaub im Krieg ist eine der merkwürdigsten Gaben, die Pandora in ihrer Büchse hat. Man stelle sich vor, Odysseus wäre von Troja aus nach Ithaka auf Urlaub gefahren! [...] Eines Tages hatte ich den Fahrschein nach Ithaka in der Hand. Das war vielleicht wirklich ein glücklicher Augenblick. Der vergessene Horizont dessen, was ich einmal gewesen war, tauchte aus der Erinnerung auf. Ich würde Penelope wiedersehen! Ich würde unter den Olivenbäumen wandeln, die der ehrwürdige Laertes in seinen jungen Tagen gepflanzt hatte. Ich würde nachdenklich am Kamin sitzen – à la recherche du temps perdu. (UF, 187)

Das ständig präsente Motiv der Reise und die Entrealisierung der Geschichte durch ihre mythologische Überformung sollen offensichtlich seine distanzierte Haltung zur offiziellen Expansionspolitik des nationalsozialistischen Regime signalisieren, die allerdings nicht zur offenen Kritik ausreift und in etwas abstrakten Formulierungen ihren Niederschlag im Text findet: „Es ist immer schwer, etwas von fremden Ländern zu erfahren, wenn man nur versucht, sie zu erobern.“ (UF, 135) Selbst unter überwiegend anstrengenden Bedingungen des Durchmarsches in das sowjetische Binnenland werden die kurzen Aufenthalte zu gemütlichen „Palavern“ mit feinen Gesprächen gestaltet: Man will den „glücklichen Augenblick“ (UF, 183) auch im Krieg genießen:

„Fabricius (Major – G.M.) hatte Geburtstag gehabt. Die Ordonnanzen hatten, um ihn zu erfreuen, sich den Spaß ausgedacht, ihm eine Bar zu bauen, mit Theke und hohen Stühlen. So hockten wir uns in dieser lächerlichen Kate auf die Barstühle, quasi im Excelsior Palace Hotel Kaukasus, so, wie wir in einem früheren Leben an der Bar des Excelsior Palace Hotel Lido gehockt hatten. Vielleicht war unsere Kate noch nicht einmal so lächerlich wie der weiße Prachtbau am Strande von Venedig. Wir

waren von heiterer Gelassenheit und unterhielten uns über Gott und die Welt, [...]. [...] Fabricius zog eine Karte heraus und breitete sie auf dem Bartisch aus. Auch das war nicht viel anders, als hätten zwei reisende Freunde im Excelsior Palace am Lido eine Karte herausgezogen, um sich darüber klar zu werden, ob sie ihre Fahrt in die Antike in Richtung Florenz oder in Richtung Ravenna fortsetzen sollten.“ (UF, 182f.)

Die beiden Erzählebenen – mythologisierte und realitätsbezogene – sind eng miteinander verbunden, wobei die erstere doch dominiert: Der Erzähler berichtet und urteilt über Ereignisse und Handlungen aus der Perspektive des modernen Humanisten; das von antiken Idealen geprägte Weltbild wird auf die Wirklichkeit des 20. Jahrhunderts projiziert.

Daß das Thema Krieg den Erzähler tief bewegt, läßt sich daran erkennen, daß er es immer wieder unter verschiedenen Aspekten aufgreift. Allerdings sind einige Gedanken über den Krieg in Rußland nicht eindeutig oder zu allgemein formuliert und weisen zudem durch mythologische Metaphorisierung kaum noch Bezug zum gegenwärtigen Geschehen auf, sie verharmlosen es beinahe sogar – das Motiv der Reise trägt entscheidend dazu bei; andere Ansichten wirken, da weitere Kommentare ausbleiben, unvollendet und abstrakt. Das illustriert zum Beispiel folgende Textpassage, in der die zu erwartende, aber fehlende Auseinandersetzung mit den Zielen und Auswirkungen des Krieges einerseits, und mit den Zuständen in der nationalsozialistischen Heimat andererseits zu einer beinahe scheinheilig wirkenden Ahnungslosigkeit eines Reisenden stilisiert werden:

„Wir waren nun schon so weit von den Penaten des häuslichen Herdes entfernt, wir waren schon so lange auf der Wanderschaft, wir wußten so wenig davon, wohin der Weg führen werde, so viele waren schon gefallen, so viele waren schon verwundet worden, so viele waren schon in terra incognita der Gefangenschaft verschwunden – wir begannen zu vergessen, was einmal gewesen war.“ (UF, 101)

Und an einer weiteren Textstelle kommt neben dem Fatalismus des Erzählers wieder seine bagatellisierende und irreführende Darstellung der verheerenden Folgen des grausamsten Krieges in der Geschichte der Menschheit negativ zum Ausdruck, sofern von den Leiden und Opfern der Russen nicht gesprochen wird:

„Wir waren eine schweifende Horde von Kriegern geworden. Es war nicht das Goldene Vließ, es waren nicht die Schätze der Phäaken, die wir heimbringen sollten. Uns war bestimmt, an Haupt und Gliedern geschlagen zu werden, eher wir in das Land unserer Väter zurückkehrten. Die einzige Beute sollten unsere Erfahrungen sein.“ (UF, 170)

Die Häufigkeit, mit der der Erzähler zu griechisch-klassischen Motiven greift, bewirkt also verharmlosend den Eindruck, eine ernsthafte Auseinandersetzung mit essentiellen Fragen hinter der kultur-geschichtlichen Fassade vermeiden zu wollen; in Einzelfällen grenzt es sogar fast an Koketterie mit eigener Bildung und Intelligenz.

Als sei sich der Erzähler der idealisierten Darstellungsweise der ‚hippokratischen Helden‘ plötzlich bewußt geworden, versucht er, ein Gleichgewicht herzustellen und streitet – allerdings nur nominal, ohne seine Aussagen durch konkrete Beispiele zu bekräftigen – eine durchgehende humanistische Motivation ab; dabei verfällt er ungewollt in ein anderes Extrem und sorgt beispielsweise mit folgender Bemerkung, die ebenfalls unkommentiert bleibt, für Mißverständnis und Verwirrung:

„Man muß nicht denken, daß wir immerzu nur aus Humanitas und Pflichtgefühl bestanden und immerzu nur edle Helfer der Menschheit waren. Eine solche Attitude hätte auf die Dauer nur Fassade sein können. Wir mußten leben. So betrieben wir den Alltag des Krieges als Sport.“ (UF, 100) (Hervorhebung von mir – G.M.)

Dennoch ist die Auseinandersetzung mit moralischen und ethischen Aspekten seiner chirurgischen Tätigkeit während des Zweiten Weltkrieges eine der Fragestellungen, an die der Erzähler doch ernsthaft herangeht. Immer wieder kommt er auf die Motive seines Einsatzes an der Ostfront zurück (UF, 203f.) Die Gewissensfrage nach der persönlichen Teilnahme am Angriff gegen die Sowjetunion, die für ihn lediglich als Dienst unter der Flagge der Humanitas denkbar ist, scheint so gut wie gelöst, wenn er über seine „vernünftige und nützliche Beschäftigung“ (UF, 191) in der Sanitätskompanie spricht. Auch in einem späteren Kommentar kommt seine Überzeugung von der Gerechtigkeit des medizinischen Handelns im Krieg klar zum Ausdruck:

„Es konnte ja niemand über seine heldenhaften Erlebnisse im Osten schreiben, er mußte ja begründen, warum er wie ein Löwe gekämpft hatte für ‚Drittes Reich‘. Das fiel für den Chirurgen weg. Wo Krieg ist, wird geschossen, wo geschossen wird, gibt es Verwundete, wo Verwundete sind, muß für Freund und Feind das Skalpell heran...“¹⁵⁰

Die chirurgische Tätigkeit in der deutschen Sanitätskompanie bekommt für ihn noch mehr Sinn, da er vom Standpunkt des modernen Humanisten, dessen Weltanschauung von antiken

¹⁵⁰ Rudolf Riedler: Drei Gespräche. L. Rinser, P. Bamm, J. M. Simmel. Auer/Donauwörth 1974, S. 33.

Ideen und Idealen geprägt ist, den Kampf gegen die hochtechnisierte Barbarei der ins nationalsozialistische System involvierten Armeeinghörigen führen kann. Dieser Kampf findet seinen Ausdruck vor allem in einer möglichst menschenwürdigen Behandlung sowjetischer Zivilbevölkerung und verwundeter Rotarmisten durch die Soldaten der Sanitätskompanie; ihre Ergebnisse sind Tausende geretteter Leben und – für den Erzähler nicht weniger wichtig – Glaube an und Hoffnung auf die Humanität in der äußerst inhumanen Welt des Krieges. Der Text liefert mehrere Beispiele hierfür; es findet sich dabei kein einziger Hinweis darauf, daß die hilfsbedürftigen Sowjetbürger von den Soldaten der ‚unsichtbaren Flagge‘ mißachtet, geschweige denn mißhandelt wurden. Im Gegenteil: Eine der prägnantesten Episoden erzählt, wie die Angehörigen der Sanitätskompanie mehrere Tausend sowjetischer Verwundeter versorgten, die von ihren Kameraden in den Weinbergen in der Nähe von Sewastopol liegen gelassen wurden. (UF, Kapitel *Das Feld des Seufzens*) Unter der permanenten Gefahr, dem Kriegsgericht wegen Sabotage und Befehlsverweigerung ausgeliefert zu werden, führen sie den heimlichen Krieg gegen die Anhänger der nationalsozialistischen Ideologie weiter. Allerdings scheinen sie existentielle Bedrohungen nicht wirklich ernst zu nehmen: In fast kuriosen Geschichten wie beispielsweise mit „potemkinschen Dörfern“ und „Musterlaterne“ (UF, Kapitel *Die letzte Maske*) kokettieren sie beinahe mit dem Tod, um die russischen Ärzte vor dem deutschen Kriegsgefangenenlager zu retten. Eine wichtige Botschaft des Berichtes, daß die einmal einem Mitmenschen gegenüber realisierte Humanität meistens adäquat erwidert wird, spricht aus mehreren Textpassagen, denkt man zum Beispiel an die Fortsetzung dieser humanen Aktion, als die russischen Chirurgen nach der Rückeroberung Sewastopols Hunderten von deutschen Verwundeten das Leben gerettet haben sollen. (UF, 278) Aber auch sonst zeigt sich der „alte Haufen“ (UF, 150) jeder Situation gewachsen dank Humor, (Selbst)ironie sowie den alten, aussterbenden Gesetzen der Kameradschaft, die bei dem humanistisch gebildeten Erzähler eher an die Normen der mittelalterlichen Ritterlichkeit anknüpfen – seine Sehnsucht nach „nobler alter Tradition“ (UF, 78) und „Kavalieren aus verschollenen Zeiten“ (UF, 306) ist deutlich zu spüren. Im Geist des literarischen Existentialismus der 50er Jahre wird der Kriegsschauplatz als Bewährungsort moralischer und anderer persönlich-individueller Eigenschaften nach dem paradoxen Prinzip „der Krieg macht auch Tugenden mobil“ (UF, 158) hochstilisiert.

Dies bezieht sich auch auf die Darstellung des Gegners. Die Distanzierung von „ihre[m] Krieg“ (UF, 185), die in den Behauptungen, „außerhalb des primitiven Reiches“ (UF, 202) zu leben und daß „alles das nicht unsere Sache war“ (UF, 134) ihren Niederschlag findet, gewährt dem Erzähler eine vorbehaltlose Sicht auf die Militärleistungen der Roten Armee. Eine durchweg positive Einschätzung bekommen sowohl die Fähigkeiten der sowjetischen Kriegsführung als auch die hohen moralischen und kämpferischen Eigenschaften der Soldaten: Ihre enorme Widerstandskraft (UF, 104) und Tapferkeit (UF, 87) sowie kluge strategische Entscheidungen des Marschalls Timoschenko (UF, 25) lassen den Erzähler die allgemeine „Achtung“ (UF, 104) vor „diesen unwahrscheinlichen Soldaten“ (UF, 198) bekunden.

So offen der Erzähler vom „Kriege gegen die Anderen“ spricht, den er und sein Umfeld gegen die dem nationalsozialistischen Denken nahestehenden Offiziere in der Armee geführt haben sollen (UF, 150), so unverständlich ist seine Zurückhaltung, mit der sein Verhältnis zum ganzen System zum Ausdruck kommt. Selbst der Begriff „Nationalsozialismus“ wird sorgsam vermieden; seine Anhänger werden in äsopischer Sprache als „Lemuren“ (UF, 193) oder – häufiger – fast wertungsneutral als „die Anderen“ (UF, 74; 150) bezeichnet. Die Einstellung des Erzählers dem nationalsozialistischen Regime gegenüber wird nur an wenigen Stellen klar, zum Beispiel im Kapitel „*Pascholl!*“. Ebenso deutlich ist die im Laufe der Erzählung zunehmende Kritik an der militärischen Unfähigkeit der Armeeführung mit dem „primitiven Mann an der Spitze“ (UF, 123), der zwar als „Hysteriker“ und „schizoider Fanatiker“ (UF, 273) diagnostiziert, aber doch nicht mit Namen genannt wird. Hierfür zwei Textbeispiele:

„Die psychologische Situation war sehr merkwürdig. Die Truppe war seit Jahren durch Siege verwöhnt. Der Rückschlag – das war auch für die Soldaten klar – war auf Fehler der Führung zurückzuführen.“ (UF, 123)

„Mit einem gewissen pathetischen Aplomb hatte der primitive Mann an der Spitze das Oberkommando des Herres übernommen. [...] Gleichzeitig begann die bevorzugte Beförderung junger Stabsoffiziere, die sich aus Überzeugung oder aus Berechnung offen zum System der Anderen bekannten. [...] Eine Anzahl dieser nicht mehr nach ihren Fähigkeiten, sondern nach ihrer politischen Stellungnahme ausgesuchten Leute brachten es binnen kurzem zum goldbestickten Rockaufschlag. Aus dieser Schicht gingen jene Generalstypen hervor, die im letzten Kriegsjahr mit ihrer paranoiden Geltungssucht die Hysterie des primitiven Mannes an der Spitze auf eine so wirksame Weise ergänzten.“ (UF, 124f.)

Vergleichsweise schärfer konturiert ist dagegen die ablehnende Haltung des Erzählers gegenüber dem sowjetischen Staatssystem, das in seinem Totalitarismus dem nationalsozialistischen Regime gleichgesetzt wird¹⁵¹:

„Die feindlichen, aber in ihrem Wesen ähnlichen totalitären Brüder spielten einander in die Hand. Jeder der beiden begründete seine Verbrechen mit den Verbrechen der Gegenseite. Jeder der beiden vertrat das Recht der Rache. Aber Rache ist nicht Recht.“ (UF, 76)

Der feine Kenner der antiken Vergangenheit, vergißt er nun wohl, daß es die Truppen des nationalsozialistisch regierten Deutschlands waren, die im Juli 1941 die Sowjetunion angriffen und vier Jahre lang den brutalsten Vernichtungskrieg führten. Aber man muß unterscheiden zwischen dem Ausbruch des Krieges, der nicht Rache, sondern Aggression war, und den einzelnen Aktionen und Gegenaktionen im Krieg, die auf beiden Seiten den Charakter einer Rache annahmen. Offensichtlich ist sich der Erzähler dessen doch bewußt – an den weiteren Textstellen wird über die Gewaltaktionen der Rotarmisten gegenüber dem verwundeten Feind und der deutschen Zivilbevölkerung nur eben unkommentiert mitgeteilt; das Urteil wird dem Leser übergeben:

„In den deutschen Dörfern am unteren Bug hatten die eindringenden Truppen Berge von Leichen gefunden. Die Sowjets hatten die Bewohner dieser Dörfer, die also Russen deutscher Herkunft waren, abtransportieren wollen. Als wegen des schnellen Vormarsches der Deutschen die Zeit nicht mehr gereicht hatte, hatte man diese Unglücklichen einfach zusammengeschossen.“ (UF, 75f.)

„Ein ganzes Schiff mit zweitausend Verwundeten an Bord war, kurz, nachdem es aus Pillau ausgelaufen war, von einem russischen Unterseeboot torpediert worden. Es war in Minuten untergegangen. Nur einige der Verwundeten waren gerettet worden. Es gab keine Möglichkeit festzustellen, wer auf diesem Schiff gewesen war.“ (UF, 343)

Ebenso knapp und sachlich-distanziert sind die Berichte über die Fälle des Genozides der ‚Sowjets‘ gegenüber den kaukasischen und anderen Kleinvölkern der Sowjetunion, zum Beispiel über die Gewaltaktionen gegen Karatschaer (UF; 186), Bulgaren (UF, 237) und Rußland-Deutsche. (UF, 76) Die Soldaten der Sanitätskompanie haben viele von diesen Menschen persönlich kennen gelernt und durch menschenwürdige Behandlung und Hilfe, aber

¹⁵¹ Gewisse Parallelen zwischen dem nationalsozialistischen und kommunistischen Regime wurden noch vor dem Zweiten Weltkrieg angedeutet, z.B. von Thomas Mann. – Siehe dazu: Rolf Günter Renner: Grungzüge und Voraussetzungen deutscher literarischer Rußlandbilder während des Dritten Reiches. In: Das Rußlandbild im dritten Reich. Hg. v. Hans-Erich Volkmann. Köln, Weimar, Wien 1994, S. 387-420, hier S. 407.

vor allem durch die konsequent durchgeführte antisowjetische Besatzungspolitik deren Vertrauen gewonnen. Die Maßnahmen der deutschen Besatzungsmacht zeigten sich durchaus wirksam, da diese Völker oppositionell, sogar feindlich zur sozialistischen Staatsordnung standen.¹⁵² Der warme Ton, in dem über das freundschaftliche Zusammenleben der Deutschen mit den Vertretern kleiner nationalbewußter Volksstämme erzählt wird, kontrastiert mit dem Telegrafienstil gefühlsneutraler Berichte über ihr trauriges Schicksal; der Erzähler läßt die Repressalien des sowjetischen Systems gegen eigene Bürger für sich sprechen, wie es die Passagen über das auf der Krim ansässige kleine Volk der Bulgaren dokumentieren:

„Wir wohnten im Haus der Starost. Der Starost war ein großer, kräftiger Mann mit einem mächtigen schwarzen Bart. Er sah aus wie ein Apostel auf einem mittelalterlichen Bild. Er genoß großes Ansehen sowohl bei seinen Bauern wie bei uns. Wir wiederum genossen seine Achtung, weil wir ihm am Tage unseres Einzugs versichert hatten, daß die Soldaten nicht plündern würden. Das hatte er, wie er uns später gestand, zunächst nicht geglaubt. Aber die Kompanie hielt sich streng an den gegebenen Befehl. [...] Man vertrug sich vortrefflich miteinander.“ (UF, 232f.)

Als sich die Bulgaren einige Monate später wegen der berüchtigten ‚Zusammenarbeit mit dem Feind‘ zur Flucht entscheiden, werden sie „von russischen Vorausabteilungen überholt und in alle Winde zerstreut.“ (UF, 237) Der Bericht darüber ist trocken und knapp; einer klaren Stellungnahme zur Gewalttat des sowjetischen Systems weicht der Erzähler aus und verfällt stattdessen in allgemeine Ausführungen:

„Ihnen geht die Sonne nicht mehr über einer Zukunft auf. Das alte Dorf in der Steppe werden nur wenige wiedersehen, und auch diese vielleicht erst nach einem Menschenalter. Nur manchmal wird das gelobte Land, die goldene Krim, im Traum vor ihnen auftauchen. Dann werden sie mit Tränen in Augen erwachen.“ (UF, 237)

Vergleichbar mit dem nationalistischen Regime erscheint das sowjetische Staatssystem ziemlich diffus und anonym. Nur einmal wird es personifiziert in der Figur einer jungen attraktiven Kommunistin, die vom Erzähler in landesüblicher Tradition achtungsvoll mit Vatersnamen – Tamara Michailowna – genannt wird. Das Erscheinungsbild der sowjetischen „Grand Beauté“ (UF, 165) weist allerdings eine überraschende Ähnlichkeit mit dem Äußeren

¹⁵² So heißt es z.B. im Text über die Krimtataren: „Die Tataren sind ein altes Kriegsvolk. Sie verstanden sich gut mit den Soldaten. Seit Jahrhunderten sind sie Feinde Moskaus.“ (UF, 111)

einer anderen jungen Kommunistin, der Ärztin Aleksandra Kassalinskaja aus dem Roman *Der Arzt von Stalingrad* von Heinz G. Konsalik auf – beide sind schwarzhaarig, glutäugig, haben “zarten bräunlichen Teint” und ein “schneeweißes Raubtiergebiß” (UF, 165), beide tragen russischen Kasak und juchtenlederne Reitstiefel. Allerdings zeigt Tamara Michailowna ein von gängigen Stereotypen abweichendes Verhalten: An einem Abend mit Kaffee und feinen Konversationen, wie es der Erzähler zu genießen versteht, in einer skurrilen Gesellschaft – ihre Mutter, vor der Revolution eine reiche Adelige, ein deutscher Arzt und ein junger Wehrmachtsoffizier – bekommt ihr von kommunistischen Idealen geprägtes Weltbild Risse. (UF, 166) Zu verdanken hat sie es dem deutschen Arzt, der nur noch von seinen Reisen erzählt; in wenigen Stunden schafft er, was ihrer Mutter bisher nicht gelang und was die schöne Tochter für “lauter konterrevolutionäre Lügen” (UF, 166) hielt, nämlich sie zu überzeugen, daß es ein anderes, interessanteres, schöneres Leben gibt. Es ist zu bewundern, wie leicht die “verbohrte Kommunistin” (UF, 163) ihre Ideale aufgibt: “Dem schönen Mädchen brach eine Welt zusammen. Ich baute vor ihrem lebhaften Geist eine neue auf.” (UF, 167) Schließlich wird der Erzähler zum Mittelpunkt des allgemeinen Interesses; die spannende Unterhaltung unter der “unsichtbaren Flagge” bringt die Russen und Deutschen näher und bricht so manches Stereotyp auf beiden Seiten:

“Allmählich kamen noch andere Bewohner des Hauses neugierig hinzu. Immer neuer Tee wurde eingeschenkt, und es begann, in drei verschiedenen Sprachen, einer jener herrlichen Abende, in denen die Russen so übertreffliche Meister sind, einer jener Abende, die bis an den Rand gefüllt sind mit uferlosen Diskussionen, schrankenloser Bewunderung, temperamentvoller Begeisterung und liebenswürdigem Witz. So lernte der alerte Verwaltungsfachmann, nachdem er halb Rußland erobert hatte, endlich auch ein wenig von Rußland kennen.” (UF, 167)

Dieser Hymne auf das geistreiche, wissbegierige, gefühlsvolle, offenherzige Wesen des russischen Menschen folgt das Bekenntnis der Liebe zu Rußland und des Glaubens an seine Zukunft, in denen die Auffassung des Russischen von deutschen Humanisten des 19. und 20. Jahrhunderts¹⁵³ erkennbar ist; sie wird zum thematischen Höhepunkt der Darstellung des Bildes von Rußland und den Russen in *Die unsichtbare Flagge*:

“Als ich spät in der Nacht mit dem schönen Mädchen auf der Galerie stand, strahlte der große kaukasische Mond vom Himmel. Wir sprachen von Rußland, von Mütterchen Rußland, vom heiligen, alten Rußland mit den großartigen Schönheiten seiner gewaltigen Natur und den liebenswerten

¹⁵³ Siehe dazu Kapitel 3 (Teil III) der Diss.

Vorzügen seiner frommen und einfachen Menschen. Noch immer ist dieses alte Rußland nicht verloren. Dreißig Jahre Revolution haben die russische Frau nicht wirklich verändert. Wenn etwas diesen Exorzismus des politischen Intellekts überleben wird, dann wird es die russische Frau sein.“ (UF, 167)

Für den Erzähler, wie allerdings für die Russen selbst, die ihr Land liebevoll ‘Mütterchen Rußland’ nennen, ist das dominierende weibliche Element im seinem Wesen offensichtlich; in Toleranz, Mut, Großzügigkeit, Herzensgüte und Glauben an die Zukunft der russischen Frau sieht er die unerschöpfliche Quelle der seelischen und geistigen Kraft Rußlands in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Dieser Gedanke kommt wiederholt zum Ausdruck in der Darstellung einer alten ukrainischen Bäuerin; von dieser Begegnung zeigt sich der Erzähler ebenfalls tief beeindruckt:

„Ihr Gesicht war von Wind und Sonne zu Leder gegerbt und von tausend Runzeln durchzogen. In diesem Gesicht standen ein Paar helle, listige und freundliche Augen. [...] An ihrem Rock waren noch Spuren jener alten Stickerei zu sehen, welche einmal zur farbenfrohen Tracht dieses schönen Landes gehört hatten. In ihrem Herzen mochte sie wohl ebensoviele alte russische Märchen bewahren, wie sie Runzeln im Gesicht hatte. [...] Da stand sie, Mütterchen Rußland selbst, gebeugt von der Last der Jahre und vom Leid des Lebens, aber unverwüstlich in der Tapferkeit ihres Herzens und unerschütterlich in ihrem Vertrauen auf die Güte des Himmels.“ (UF, 71f.)

Jeder Satz dieser Schilderung ist mit Sympathie und Mitgefühl gegenüber einer fremden alten Frau erfüllt, die für den Erzähler Rußland personifiziert: Ihr Alter steht für die tausendjährige Geschichte des riesigen Reiches; an ihrer Kleidung kann man die reiche Kultur des multinationalen Landes erkennen, die, ähnlich wie die Stickereien an ihrem Rock, von der Verwüstung der Zeit verschont bleibt. In ihrer ganzen Gestalt ist das schwere leidgeprüfte Leben des einfachen russischen Volkes geprägt, das dennoch sein gutherziges Gemüt und die uralte, echte Frömmigkeit, die aus ihren Augen strahlen, über die schwersten Zeiten hinweg aufrechterhielt. Unverkennbar spiegelt sich in dieser Darstellung ein lebhaftes Interesse des Erzählers an russischer Geschichte und Kultur wider, sein Mitgefühl mit dem schweren historischen Schicksal des russischen Volkes und die Anerkennung seines schöpferischen Potentials, aber auch sein Glauben an die Zukunft des großen Reiches. In der Erzählgegenwart des Berichtes sieht er diese sich allerdings eher nach dem deutschen Szenario entwickeln; bemerkenswert ist dabei weniger die Tatsache, daß sich die deutschen Besatzer humaner zeigen, indem sie der alten Bäuerin eine Kuh schenken, als die „Sowjets“, denen zu Opfer der Sohn und die Schwiegertochter der alten Bäuerin unschuldig fallen,

sondern die Reaktion der alten Bäuerin auf die plötzliche „Güte des Himmels“: „Sie verabschiedete sich mit einem kleinen Knicks vom Gospodin Kommandant und sagte: ‚Gott segne Euer Wohlgeboren!‘“ (UF, 72) Aus russischer Sicht wäre solches Verhalten des „Mütterchen Rußland“ dem Feind gegenüber zumindest seltsam; der Erzähler aber beobachtet die Situation offenbar aus einer anderen Perspektive. Von Bedeutung ist schließlich, wie er die Verhältnisse zwischen den Deutschen und „Russen“ gestalten will.

Im Laufe des Krieges schlägt allerdings die ursprüngliche Überzeugung des Erzählers von der ‚befreienden Mission‘ der deutschen Besatzung gegenüber der sowjetischen Zivilbevölkerung in ihr Gegenteil um, nämlich in die schmerzvolle Einsicht, „Front“ der für Millionen Menschenschicksale bestimmten „Etappe der Barbarei“ (UF, 145) zu sein.

Auf jeden Fall ist die Aufmerksamkeit nicht zu übersehen, mit der der Erzähler die Signale der ‚Russen‘ wahrnimmt, daß sie die Bemühungen der Sanitätskompanie um ihr Wohlergehen ‚richtig‘ auffassen und erwartungsgemäß darauf reagieren. In einem Textausschnitt, der über die ersten Umgestaltungsmaßnahmen der deutschen Macht in einem ukrainischen Dorf berichtet, wird etwa der Satz „Die Bauern murmelten Beifall“ dreimal wiederholt. (UF, 70f.) Ein weiteres Beispiel ist die Passage mit zwei usbekischen Verwundeten, die im Lazarett Benzin angezündet haben. Der Erzähler läßt sie selbst zu Wort kommen und so menschenwürdiges Verhalten der Deutschen ihnen gegenüber bestätigen: „Seid ihr hier anständig behandelt worden?“ – ‚Ja!‘ ‚Habt ihr zu essen bekommen?‘ – ‚Ja!‘ ‚Habt ihr Papyrossen bekommen?‘ – Sie rauchten noch.“ (UF, 132) Sowohl die Motive für diese merkwürdige Tat, als auch die Reaktion, nämlich die absolute Gleichgültigkeit, mit der sie ihre Lebensgefahr, aber auch ihre Freilassung hinnehmen, befremden den Erzähler. Erst beim zweiten Treffen, nachdem die Usbeken „endlich“ – also doch erwartet – die Deutschen anlächeln, scheint die Gerechtigkeit wiederhergestellt. Dem Lächeln und Lachen kommt im Bericht übrigens eine große Bedeutung zu. Humor und gesunde Selbstironie helfen den Ärzten und Sanitätern der Kompanie, körperliche und seelische Anstrengungen des Rußlandkrieges zu überstehen, indem diese unter anderem karikativ ausgespielt werden. So erzählt man in der deutschen Armee kursierende Witze, die die Dauer des Krieges aufs Korn nehmen: Nach vielen Jahren in Rußland soll so mancher Soldat sein Deutsch verlernt haben. Es kam zu kuriosen Geschichten, behauptet der Erzähler, daß zum Beispiel „ein friesischer Fischer und ein

Weinbauer aus der Steiermark sich am ehesten noch russisch miteinander verständigen konnten.“ (UF, 209)

Aber niemals richtet sich die Ironie des Erzählers oder seiner Kampfgenossen auf die Russen. In kritischen Situationen, die Deutsche und Russen miteinander konfrontieren, gilt das Lachen als ein Mittel zur Entspannung und zur Überwindung des gegenseitigen Mißtrauens: Ein Scherz des Anästhesisten Unteroffizier Fuchs – „Da hätten wir den Äther sparen oder gleich'n bißchen mehr geben können!“ (UF, 133) – und das dadurch ausgelöste allgemeine Lachen retten zum Beispiel den beiden Usbeken das Leben. Ähnlich wird die Spannung in der Passage mit dem jungen russischen Überläufer gelöst. (UF, 62)

Bemerkenswert für die Russen-Bilder im Bericht *Die unsichtbare Flagge* sind die Bemühungen des Erzählers, sich selbst aus der Perspektive der 'Russen' zu sehen. Dabei stößt er häufig auf Reaktions-, Handlungs- und Denkmuster, die jeder Logik und Rationalität entbehren und die ihm als ein "vollkommenes Rätsel" (UF, 132) erscheinen. "Wir haben so oft schon bei den Russen eine uns völlig unverständliche Denkweise gefunden, daß wir alles für möglich hielten" (UF, 146), resümiert er und bestätigt damit nolens-volens eines der verbreitetsten Stereotype über die 'Russen'. Trotzdem gibt er nicht seine Versuche auf, in ihre Gedankenwelt einzudringen und sich mit ihren Augen zu sehen, was für ihn wichtig zu sein scheint. So gibt er beispielsweise in der Szene mit den beiden usbekischen 'Brandstiftern' zu: "Ich gäbe etwas darum, wenn ich je erfahren könnte, was sie sich bei unserem Gelächter gedacht haben." (S. 133) Oder in der Passage, wo ein junger russischer Soldat beim Überlaufen zur deutschen Sanitätskompanie mit lautem Gelächter und Gesang empfangen wird: "Der Russe war indessen herangekommen. Er muß uns für völlig verrückt gehalten haben." (UF, 62) Allerdings nicht derartige psychologische Individualstudien, sondern vielmehr das Interesse für die Wahrnehmung des Krieges und der deutschen Besatzung durch die ganze sowjetische Bevölkerung bringt die Persönlichkeit des Erzählers erst recht zur Geltung: "Wir haben uns merkwürdigerweise nie klargemacht, welche ungeheure Wut die Russen über den Überfall auf ihr Land gehabt haben müssen." (UF, 125) Es fehlt ferner nicht an selbstkritischen Reflexionen über die Verantwortung für das maßlose, in seiner Brutalität und Unmenschlichkeit kaum fassbare Unheil des Krieges, von dem die sowjetische Bevölkerung betroffen wurde, die aber auch in konkrete Hilfe umgesetzt wird. Das dokumentiert beispielsweise eine Episode in der Kathedrale von Sewastopol, wo die Soldaten der Sanitätskompanie verwundete sowjetische

Zivilisten mit ärztlicher Hilfe und Verpflegung versorgen: „Der Pope schüttelte mir immer wieder voll Dankbarkeit die Hand. Aber eigentlich waren ja wir selber es, die diese Katakombe mit soviel Unglück angefüllt hatten.“ (UF, 139)

Mit viel Toleranz und Aufopferung bemüht sich die Sanitätskompanie um das Vertrauen der sowjetischen Bürger, indem man ihnen selbst vertraut:

„Wir konnten die Gefangenen nicht bewachen. Wir wollten es auch nicht. Wir wollten sie für uns gewinnen. Nur einer von ihnen ist geflüchtet. Die anderen sind bei der Kompanie geblieben.“ (UF, 217)

Damit wird ein Thema angesprochen, das in Rußland erst in den 90er Jahren, also rund fünfzig Jahre nach dem Krieg, an die Öffentlichkeit gelang. Es handelt sich um Hunderttausende Angehörige der Roten Armee, die während des Zweiten Weltkrieges durch Gefangenschaft oder Überlaufen in den Dienst bei der Wehrmacht traten. Im Bericht *Die unsichtbare Flagge* wird die Zahl von etwa einer Million ehemaliger Sowjetsoldaten genannt. (UF, 62) Außerdem behauptet der Erzähler:

“Hunderttausende von Russen kämpften schon in der deutschen Armee mit derselben Tapferkeit, mit der sie vor kurzem noch in der Roten Armee gekämpft hatten. Sie kämpften für die Befreiung ihres Landes von dem System der Sowjets.” (S. 172)

Man fragt sich: Ist es etwa den sowjetischen Armeemitgliedern gleichgültig, auf welcher Seite sie kämpfen? Wofür hat man dann so heldenhaft in der Roten Armee gekämpft? An einer anderen Textstelle kommt der Gedanke des Erzählers wieder:

„Die russischen Gefangenen waren zum größten Teil bereit, gegen die Sowjets zu kämpfen. Aber im Laufe des Krieges führten die Sowjets den Patriotismus in ihrem Lande wieder ein.“ (UF, 125)

Gegen beide Aussagen läßt sich einiges einwenden. Die erste erfaßt nur eine Seite dieser Erscheinung, wobei die angebliche feindliche Einstellung der Rotarmisten gegenüber dem sowjetischen System ohne Begründung vorgeschoben wird; vernachlässigt wird aber die Tatsache, daß die deutsche Gefangenschaft für die Betroffenen ein sicheres Urteil in der

Heimat wegen der ‚Zusammenarbeit mit dem Feind‘ bedeutete.¹⁵⁴ Zum zweiten Punkt der Äußerung sei angemerkt, daß der Patriotismus nicht erst während des Krieges „eingeführt“ wurde, sondern sich ursprünglich als eine wichtige Linie der gesellschaftspolitischen Erziehung in der UdSSR etablierte. Außerdem wurde der Angriffskrieg gegen die Sowjetunion schon am 22. Juli 1941 als Großer Vaterländischer Krieg des sowjetischen Volkes gegen das faschistische Deutschland angekündigt und unter der Parole: Unsere Sache ist gerecht. Der Feind wird geschlagen, wir werden den Sieg davontragen! (Наше дело правое. Враг будет разбит, победа будет за нами!) von der Kommunistischen Partei durchgeführt. Daß in einem Verteidigungskrieg, der es für die Sowjetunion tatsächlich war, der Patriotismus zur mobilisierenden Nationalidee wird, ist selbstverständlich.

Nicht zu vergessen ist ferner, daß die Sanitätskompanie durch die südlichen und südwestlichen Gebiete des Landes marschierte, in denen antisowjetische Stimmungen hochkamen. Betroffen waren große Teile der ukrainischen Bevölkerung sowie kleine kaukasische Ethnien, die unter der unbedacht und gewaltsam durchgeführten Enteignung und Kollektivierung und unter der völkermörderischen Nationalisierungspolitik Stalins besonders stark litten. In den besser kontrollierbaren zentralen, ursprünglich russischen Gebieten war die Position der Sowjetmacht dagegen so gut wie unerschütterlich. So zeigte sich hier nach dem Ausbruch des Krieges auch die antifaschistische Propaganda der sowjetischen Kriegsführung besonders wirksam. Trotzdem läßt sich die Aussage des Erzählers: “Für einfache Russen war natürlich jeder Deutsche ein Vertreter des Systems” (UF, 125) sowie sein Gegensatz: “Die Russen unterschieden zwischen uns und den Anderen genauer als wir selbst” (UF, 159) schon allein wegen des inhaltlichen Widerspruchs nicht unkritisch hinnehmen; da solche Feststellungen aber kaum begründet beziehungsweise relativiert werden, tragen sie zur Verzerrung des Russen-Bildes bei.

Eine wichtige Komponente des Rußlandbildes im Bericht *Die unsichtbare Flagge* ist die Darstellung russischer Landschaften und Orte, die oft an friedliche Bilder einer Reise erinnern:

¹⁵⁴ Das Schicksal der sowjetischen Kriegsgefangenen wird z. B. im in der vorliegenden Dissertation behandelten Roman *Gruppenbild mit Dame* von Heinrich Böll thematisiert.

“Viele Wochen marschierten wir von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang durch die endlosen ernteschweren Felder der Ukraine. Meistens biwakierten wir. Es war bequemer. Wir gewannen dabei eine Stunde Schlaf. Auf einer Strohschütte unter dem Sternenhimmel schliefen wir ein. Zuweilen weckte uns die Kühle der Nacht, zuweilen auch die weiche Schnauze eines Pferdes, das sich losgerissen hatte und die Strohschütte zu fressen begann. Die Küche mußte schon um Mitternacht mit dem Kaffekochen beginnen, denn im Morgengrauen ging es weiter.” (UF, 67)

Ihre Darstellung ist aber nicht auf die bloße Deskription des Handlungsortes, der immer konkretisiert wird, reduziert. Oft fungieren sie als Stimmungsräume, die einerseits die wechselnden, maßgeblich von der jeweiligen Frontlage beeinflussten inneren Zustände des Autors und seiner Kameraden reflektieren, andererseits aber auch selbst eine nicht unterzuschätzende Wirkung auf die Gemütslage der Kompanie ausüben. Freut sich man beim Anblick malerischer Gegenden, zum Beispiel der „ständig wechselnden kaukasischen Landschaft [...], deren Merkmale Weite und Großartigkeit sind“ (UF, 164), so vertieft „eine verrückte Gegend“ (UF, 175) am Terek, „unheimlich und voller Dämonen“ (UF, 176) die Ungewißheit und Besorgnis über die Lage, in der sich von der Truppe abgeschnittene Soldaten der Sanitätskompanie befinden.

Bei der Darstellung russischer Landschaften und Orte wird die Erzählabsicht durch das stilistische Mittel der Kontrastierung erreicht. Miniaturartige, prägnante Einblicke in die Vergangenheit russischer Städte und Orte am Schwarzen Meer stehen in einer auffälligen Dissonanz zur grauenhaften Gegenwart: Der Krieg, der einst diese blühenden Kulturen zerstört hatte, droht nun mit Vernichtung der modernen Zivilisation.

Das ästhetisch empfindsame, künstlerisch geschärfte Auge des Erzählers erblickt durch die Zerstörungen des modernen Krieges und Verwüstungen der Zeit nicht nur die Schönheiten der Natur, sondern auch die bewegende Vergangenheit russischer Städte und Orte. So erfährt der Leser beispielsweise von der Kultur der Sarmaten und Skyten, die vor zweitausend Jahren weite Krimsteppen bewohnten (UF, 107), von märchenhaft schönen Schlössern der Tatarenkhane von Bachtschissaraj (UF, 111), von Krimkriegen und Herrschern. Besonders fasziniert zeigt sich der Erzähler von den Orten am Schwarzen Meer; die Strahlungen der einst blühenden hellinistischen Kultur prägen ihr Flair noch über Jahrtausende hinweg. So sieht er zum Beispiel Sewastopol: „Man sah über eine Hügelkuppel nur einige hohe Häuser, die im Licht der untergehenden Sonne in silbrigem Glanz über einer Dunstschicht schwebten wie Fata

Morgana.“ (UF, 115) In der Atmosphäre des allgemeinen Zusammenbruchs, der durch den Sonnenuntergang als Symbol für die Beendung des Lebens gesteigert wird, kommt ihm die Stadt irreal, geheimnisvoll und faszinierend zugleich vor. Bewundernswert wegen seiner Schönheit und reichen Geschichte erscheint in seiner Darstellung auch das

„alte Tiflis, mit dem wunderbar fremd klingenden Namen, die Stätte so vieler historischer Ereignisse, einst die Hauptstadt der georgischen Könige, erobert von Arabern, Mongolen, Türken und Persern, der Sitz des Kadscharensultans Agha Mohammed, der Platz, an dem Josef Dschugaschwili seine politische Laufbahn begonnen hatte, 1918 schon einmal von den Deutschen besetzt – vielleicht war das Quartier von morgen.

Von Komotini bis Mosdok, dreihundert Kilometer westlich von Konstantinopel bis zweihundert Kilometer nördlich von Tiflis, hatten wir das Schwarze Meer in seiner nördlichen Hälfte umkreist. Am Strande der Ägeis, an der Küste von Alexandropolis, waren wir auf den Spuren des Odysseus in der Höhle des Polyphem gewesen. Bei Batum, im alten Kolchis, hätten wir das Land betreten, aus dem Jason das Goldene Vließ holte.“ (UF, 169)

Das Schicksal¹⁵⁵ führt den Erzähler an die historischen Stätten, in denen die Ursprünge seiner klassisch-humanistischen Weltanschauung liegen. Dabei vermeidet er eine einseitige Fixierung auf griechische Wurzeln der abendländischen Kultur und sieht deren Quelle in einer umfassenden Synthese von mittelmeerischen und orientalischen Denk- und Lebensform. Sein offensichtliches Interesse gilt neben der Antike dem „großen geheimnisvollen Asien“ (UF, 169) als Wiege mächtiger Zivilisationen. Insofern ist Rußland, in dem vielfältige Kulturen seit über zwei Jahrtausenden zusammenleben oder einander ablösen, sich gegenseitig bereichern, für den Erzähler ein einzigartiges kulturgeschichtliches Phänomen.

Allerdings lassen einige Textaussagen eine gewisse Überlegenheit des Europäers gegenüber dem Asiatischen nicht vollkommen ausschließen. An einer Stelle wird das asiatische Element mit dem System der Sowjets in Verbindung gebracht:

„Die Wissenschaft der Geographie zieht eine imaginäre Linie von der Nord-Ost-Ecke des Kaspischen Meeres den Uralfluß entlang zu den südlichen Ausläufern des Uralgebirges. Die Wissenschaft der Geographie bezeichnet diese Linie als die Grenze zwischen Europa und Asien. Aber die Grenze zwischen Europa und Asien geht durch die Seelen der Menschen. Peter der Große war Europäer. Wladimir Uljanow, den sie Lenin nennen, war Asiater.“ (UF, 80)

¹⁵⁵ Hinweis auf den Fatalismus des Erzählers z.B. auf S. 170; ein Kapitel des Berichtes hat den Titel *Ferien vom Schicksal*.

Denkt man an das humanistische Weltbild des Erzählers einerseits und an seine offensichtliche Ablehnung des Sozialismus andererseits, so macht sich in dieser Aussage ein Hauch von einer etwas herablassenden Haltung gegenüber ‚Asiaten‘ spürbar. Die Episode des Verhörs von zwei verwundeten Rotarmisten asiatischer Provenienz, die den Benzinvorrat der Sanitätskompanie angezündet haben, bestätigt diese Vermutung:

„‘Habt ihr das Benzin angezündet?’ – ‚Ja!’ – ‚Warum?’ Achselzucken. [...] Das Ganze war ein vollkommenes Rätsel. Sie hatten nach ihrer Tat keinen Fluchtversuch gemacht. [...] Dabei zeigten sie keine Gemütsbewegung. ‚Was seid ihr für ein Volksstamm?’ – ‚Usbeken!’ Also Mittelasien. ‚Wißt ihr, daß ihr erschossen werdet?’ – ‚Ja!’ ‚Und warum habt ihr es getan?’ Keine Antwort. ‚Seid Ihr Mitglieder der kommunistischen Partei?’ ‚Nein!’ Das brauchte nicht wahr zu sein, aber sie wußten gerade eben, wer Stalin war. Sonst wußten sie so wenig, daß wir an ihrer Angabe nicht zu zweifeln brauchten.“ (UF, 131f.)

Die rhetorische Frage des Erzählers „Waren vierhundert Liter Benzin zwei Menschenleben wert?“ (UF, 133) passt zwar in das humanistische Konzept des Berichtes, wirkt aber in dieser Situation moralisierend und eher überflüssig, so wie auch die Bemerkung: „Der Schirrmeister [...] hätte die Kerle am liebsten verprügelt. Aber man kann doch nicht Verwundete verprügeln“ (ebd). Schließlich werden die beiden anscheinend eher aus Mitleid wegen ihrer Untauglichkeit und stumpfen Gefühlslosigkeit mit gutmütigem Gelächter und dem wohltuenden Gefühl, wieder mal eine humane Tat vollbracht zu haben, von der Sanitätskompanie weggejagt:

„Plötzlich fing die beiden zu rennen. Wir mußten alle lachen. Aber dieses Lachen durften wir uns leisten. Die Sonne schien. Das Meer, das alte Propontis, rauschte. Uns war sehr wohl in unserer Haut.“ (UF, 134)

Noch ein Hinweis im Text unterstützt das verbreitete europäische Stereotyp von der Grausamkeit und Brutalität der ‚Asiaten‘. Aus der Perspektive des distanzierten Beobachters berichtet das erzählende ‚Ich‘ von der barbarischen Tat der vermutlich aus Soldaten asiatischer Provenienz bestehenden Truppe während des Einmarsches der Roten Armee in Ostpreußen:

„Das Kloster wurde kurze Zeit später von einer asiatischen Truppe erobert. Die frommen Patres und ihre gebrechlichen Schützlinge (Bewohner eines Altersheimes – G.M.) sind alle erschlagen worden.“ (UF, 329)

Ein weiterer Kontrast entsteht bei der Darstellung der Außen- und Innenräume. In diesem Gegensatzpaar erfüllt die Landschaft die Funktion einer dekorativen Kulisse, während sich

die Haupthandlung in einem engeren Raum abspielt. Den aufopfernden Kampf für das Leben der Verwundeten führen die Angehörigen der Sanitätskompanie in Räumen, die dafür wenig geeignet sind: in zerstörten, halbwegs eingerichteten Gebäuden oder Zelten. Hier herrscht eine „wilde Welt von Blut und Eiter, Gestank und Gefahr, Angst und Erbsensuppe, Kälte und Tapferkeit“ (UF, 289). Aber angesichts der mächtigen, majestätischen, in ihrer kühlen Ewigkeit und urwüchsigen Kraft unnahbaren Natur sind die menschlichen Gefühle, Leiden, sogar das Leben nur kurze, vergängliche Augenblicke. Einzigartige Bilder russischer Landschaften erschüttern manchen deutschen Soldaten und regen – vielleicht erstmalig – zum Nachdenken über den Sinn des Geschehens an. Dabei geht der Erzähler über seinen sonst klaren, schlichten, also lakonischen Erzählstil hinaus und gibt seine Gemütsbewegungen durch elegante, ausdrucksvolle Metaphern wider:

„Plötzlich kam ein scharfer Windstoß. Der Nebel verflüchtete sich. Aus seinen letzten Schleiern tauchte das Kaukasusgebirge vor unseren Augen auf. Es war, als werde in diesem Augenblick die Schönheit der Welt aus den Nebeln geboren. Funkelnd in der Sonne, in leuchtendem, unberührtem Weiß, phantastisch gezackt in den tiefblau gewordenen Himmel ragend, als sei die Weite der Steppe in einer ungeheuren Brandung erstarrt, so stand – einer der großen Horizonte der Welt – die Kette der Viertausender zwischen dem Kasbek und dem Elbrus vor unserem geblendeten Auge. Unter dem Aspekt der Erhabenheit der Schöpfung scheinen des Menschen unendliche und verzweifelte Bemühungen nicht mehr Sinn zu haben als das graue Gewimmel der Steppe. Zuweilen scheint der Mensch von dem gleichen unheimlichen Wahnsinn, von der gleichen leidenschaftlichen Sehnsucht nach Vernichtung erfaßt zu werden, welche die Lemmingszüge ins Meer treibt. Harloff, der schweigsame Mann, ergriffen von dem Bild, das vor seinem Auge stand, streckte plötzlich in großer Geste seine harte, zerarbeitete Hand gegen die Pracht der Berge aus mit den Worten: ‚Und wir führen Krieg!‘“ (UF, 181)

In der Auseinandersetzung des Erzählers mit dem Thema Krieg ist auffallend, daß er den Krieg eher allgemein als großes menschliches Unheil verurteilt, als ihn politisch zu begreifen; seine besondere Kritik gilt den modernen, hochtechnisierten Mitteln der Menschentötung. Weniger konturiert ist dagegen seine Einstellung zum Angriff gegen die Sowjetunion, was allerdings zu seiner mehr moralisch-humanistischen als politisch-gesellschaftlichen Position gegenüber der Politik der nationalsozialistischen Regierung passt.

1.2.1. Zusammenfassung

Die vierjährige ‚Wanderung‘ des Erzählers durch Rußland ist zwar nicht einmal annähernd in homerischer Breite angelegt, ist aber ein Medium zur Realisierung seines epischen Anliegens, nämlich zu demonstrieren, daß die humanistische Weltanschauung als verbindlicher Wert des menschlichen Daseins über Jahrtausende hinweg erhalten bleibt; in der antihumanistischen Zeit muß sie allerdings ums Überleben kämpfen.

Das klassisch-humanistische Weltbild des auktorialen Erzählers, in dessen antiken Idealen er immer wieder Zuflucht von der hochtechnisierten, immer weniger kontrollierbaren antihumanen Kriegsgegenwart sucht, aber vor allem seine Intention, „andere“ Deutsche darzustellen, die dem nationalsozialistischen Denken definitiv fernbleiben, setzt nicht nur die Haltung der Angehörigen der Sanitätskompanie in einen gewissen Rahmen, sie verlangt auch die adäquate Gegenreaktion der Russen: Die menschenwürdige Behandlung der ‚feindlichen‘ Zivilbevölkerung, Gefangenen und Verwundeten durch die Deutschen soll durch positives Verhalten der Gegenseite bekräftigt werden. Oder anders formuliert: Im Spiegelbild des Fremden gewinnt erst das Eigene an gewünschten Konturen.

Dies bedingt eine gewisse Idealisierung der wechselseitigen Beziehungen, allerdings nur auf der persönlich-individuellen Ebene; die Verbrechen gegen die Menschlichkeit und gegen die Menschen, die der Nationalsozialismus, aber auch das sowjetische System begingen, haben eine distanziert-ablehnende Haltung des Erzählers zur Folge, die schließlich im resignierten Resümee Ausdruck findet: „Weder auf der einen noch auf der anderen Seite ist man in der richtigen Front.“

2. Darstellung der sowjetischen Besetzung in Ostdeutschland 1944-1945

2.1. Einführung in das Thema

Das vorliegende Kapitel beschäftigt sich mit Ereignissen, die sich bei der Besetzung Ostpreußens durch die Rote Armee seit ihrer Großoffensive im Januar 1945 abspielten und in der deutschen Literatur der Nachkriegszeit thematisiert wurden; im Mittelpunkt des

Forschungsinteresses stehen außerdem die ersten Umgestaltungsmaßnahmen der sowjetischen Militärmission in östlichen Gebieten Deutschlands sowie die Reaktion der Zivilbevölkerung auf den sozialistischen Aufbau. In den mittlerweile unübersehbar gewordenen literarischen Texten über Alltag und Schlachten des Zweiten Weltkrieges, über persönliche psychische und physische Traumata und Leiden ganzer Völker kommen die angedeuteten Themen verhältnismäßig selten, oft lediglich episodenhaft zum Ausdruck. Wenn man an die gesellschaftspolitischen Folgen denkt, die die Tätigkeit sowjetischer Verwaltungsorgane für die Weiterentwicklung der östlichen Gebiete Deutschlands hatte, aber auch an die Auswirkung, die die Begleiterscheinungen des vorangehenden sowjetischen Einmarsches in Ostpreußen weitgehend auf die Beziehungen zwischen zwei Völkern hatten, wäre eventuell eine angespanntere Aufmerksamkeit der deutschen Autoren zu diesem Problemkreis zu erwarten. Man kann aber auch sehr wohl verstehen, daß sich nur wenige von ihnen trauten, über diese schmerzvolle Seite der deutschen Geschichte zu schreiben.

Das trifft vor allem auf fiktive Texte zu. Die Dokumentarliteratur bietet hingegen vergleichsweise umfangreicheres Material; die ersten deutschen historischen Studien und Sammelbände von Berichten der Zeitzeugen über Vertreibung, Verschiebung und Übergriffe der Roten Armee in ostpreußischen Gebieten erscheinen ab Mitte der fünfziger Jahre – man brauchte Zeit, um an die Verarbeitung schmerzhafter Erinnerungen vorsichtig heranzugehen – und sie bleiben Einzelpublikationen.¹⁵⁶ Auf der Welle des erneuten Interesses der historischen Wissenschaften und der westdeutschen Öffentlichkeit zum Themenbereich Zweiter Weltkrieg Anfang der achtziger Jahre erscheint eine Reihe historisch-dokumentarischer Studien über die Ereignisse der letzten Kriegsmonate und der ersten Nachkriegsjahre in Ostdeutschland, die über Fernsehen und Publikationen¹⁵⁷ große öffentliche Resonanz zum bisher tabuisierten Problemkreis hervorruft. Viele Überlebende melden sich erstmals zu Wort, denn der Weg zur endgültigen Bewältigung der Vergangenheit geht nicht über deren Verdrängung, sondern über eine offene Aussprache aller Beteiligten.

¹⁵⁶ Zu nennen ist z.B. die fünfbandige *Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa*. Hg. v. Theodor Schieder. Beih. 1-3. Groß-Denkte/Wolfenbüttel 1954-1961; Theodor Schieder: Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten als wissenschaftliches Problem. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, Jg. 8, 1960.

¹⁵⁷ z.B. die dreiteilige Fernsehserie des Deutschen Fernsehens *Flucht und Vertreibung* (Januar 1981) von Eva Berthold und Jost von Morr und der nachgedruckte Sammelband *Geflohen und Vertrieben: Augenzeugen berichten*. Hg. v. Rudolf Mühlfenzl unter Mitarbeit von Fritz Peter Habel. Königstein/Ts. 1981.

Daß dieses Thema nach wie vor aktuell bleibt und nach weiterer Aufarbeitung und öffentlicher Diskussion verlangt, zeigen neuere historische Studien.¹⁵⁸ Durch den Zugang zu bisher geheimen sowjetischen und osteuropäischen Archiven kam umfangreiches dokumentarisches Material ans Licht der Öffentlichkeit, das zur Erläuterung einiger Schattenseiten verhalf beziehungsweise neue Sichtweisen auf bereits Bekanntes öffnete.

Der vorliegende Dissertationsabschnitt will versuchen, am Beispiel unterschiedlicher literarischer Texte dieses umstrittene und immer noch einzelne unklare Momente, Widersprüche und gegenseitige Vorwürfe aufweisendes Kapitel deutsch-russischer Beziehungsgeschichte – allerdings nur ansatzweise – zu behandeln. Daß das Verhältnis zwischen zwei Völkern im Spiegel des Krieges, den sie gegeneinander führten beziehungsweise führen mußten und in dem sie sich gegenseitig viel Leid zufügten, ein äußerst diffiziles und delikates Forschungsobjekt darstellt, ist offenbar. Das Leitmotiv der Dokumentation von Guido Knopp – gegenseitige Schuld darf nicht aufgerechnet, sehr wohl aber ausgesprochen werden – kann zum geschichtlichen Grundsatz der weiteren Entwicklung deutsch-russischer und europäischer Beziehungen werden, denn eine offene gemeinsame Auseinandersetzung mit dem, wie es war, ist wichtig dafür, wie es ist und wie es sein wird.

Eine bekannte Schwierigkeit besteht darin, daß über einzelne Ereignisse der Geschichte meist aus mehreren Quellen berichtet wird, die nicht selten die Partei der Betroffenen nehmen. Unsere Aufgabe ist es, unterschiedliche Perspektiven mit Hinweisen auf subjektive Faktoren, dort wo es möglich ist, zu zeigen und somit das Bild von Rußland und von Russen in der deutschsprachigen Literatur seit 1943 eventuell durch neue Facetten zu komplettieren.

Auf jeden Fall kommt der Beachtung sozialer, ideologischer, außen- und innenpolitischer, aber auch persönlicher Hintergründe des angesprochenen Themenkreises in der Darstellung verschiedener Autoren eine wichtige Bedeutung zu. Die herangezogenen historisch-dokumentarischen Studien von Rudolf Mühlfenzl, Guido Knopp und Norman M. Naimark

¹⁵⁸ Genannt seien z. B. die Studie *Die große Flucht. Das Schicksal der Vertriebenen* von Guido Knopp, die 2001 als Publikation des Econ Verlages München (1. Auflage) und Anfang 2004 als ZDF-Serie große öffentliche Resonanz fand, und ebenfalls hocheingeschätzte, umfassende, auf Aufarbeitung umfangreichen dokumentarischen Materials fundierte Monographie des amerikanischen Forschers Norman M. Naimark: *Die Russen in Deutschland: die sowjetische Besatzungszone 1945 bis 1949* [Aus dem Amerikan. von Hans-Ulrich Seebohm und Hans-Joachim Maass]. Berlin 1997.

zeigen ebenfalls differierende Auffassungen einzelner Erscheinungen, Ursachen und Auswirkung der sowjetischen Besatzung.

Die von vorneweg zu vermutenden Unterschiede in der Schilderung der sowjetischen Besatzung in der ost- und westdeutschen Literatur sind maßgeblich durch die jeweilige Propaganda bedingt, von der vor allem die Werke der DDR-Autoren stark beeinflusst waren. Die Behandlung der Thematik erfolgt hier in engen, von der Partei gesetzten Grenzen; im Mittelpunkt der Darstellung stehen die große Aufbauarbeit und die friedensbewahrende Mission der Sowjetischen Armee und gleichzeitig die Tabuisierung der Themen, die negative Erscheinungen der Besatzung enthüllen konnten. In den Texten mancher westdeutscher Autoren rücken diese hingegen in den Vordergrund, positive Momente der Besatzung werden kaum erwähnt, dafür kommen nicht selten ideologische Vorurteile hoch.

Die Feststellung ideologischer Abhängigkeit der Texte soll aber nicht bedeuten, daß wir ihren literarischen Wert herabsetzen wollen. Sie sind ohne Zweifel für das vollständigere Bild der literarischen Prozesse im Nachkriegsdeutschland von Belang.

In diesem Kapitel werden in chronologischer Reihenfolge nach ihrem Erscheinungsjahr sowohl fiktive Texte als auch Erfahrungsdokumente betrachtet, die aus unterschiedlichen Perspektiven und mit diversem Grad der persönlicher Bezogenheit über die Besatzung Ostdeutschlands durch sowjetische Truppen berichten. Das sind das Erinnerungsbuch *Namen, die keiner mehr nennt* (1962) von Marion Gräfin Dönhoff, die Erzählung „*Die Möhre*“ (1971) von Peter Härtling, der Roman *Jauche und Levkojen* (1975) von Christine Brückner, der Roman *Uns geht's ja noch gold* (1972) von Walter Kempowski als zweiter Teil seiner *deutschen Chronik*, der autobiographische Bericht *Die Revolution entläßt ihre Kinder* (1955) von Wolfgang Leonhard und die autobiographische Erzählung „*Die Großmutter mit der Pistole*“ von Gisela Karau. Die Auswahl mehrerer Texte zur Untersuchung ist vor allem durch die oben angedeutete umfangreiche Aufgabenstellung begründet, wobei in einer Arbeit unterschiedliche, allerdings nicht alle Perspektiven bei einer literarischen Behandlung des Themas gezeigt werden sollen. Im Rahmen der imagologischen Forschungsmethode ist es

ferner von Interesse, auf Unterschiede bei der Schilderung von „Russen“ durch ost- und westdeutsche Autoren einzugehen.

Unabhängig von den festgestellten unterschiedlichen Akzentuierungen einzelner Aspekte in der Darstellung sowjetischer Besatzung Ostpreußens in den erwähnten historischen Arbeiten läßt sich grundsätzlich folgender Ablauf der Ereignisse der letzten Kriegsmomente rekonstruieren: Die durch die Sommeroffensive 1944 schnell einrückenden sowjetischen Truppen lösen die erste Welle der Flucht aus den Grenzgebieten Ostpreußens aus; von nun an reißt die „Lava“ der Fliehenden in Richtung Westen nicht mehr ab. Zu einem unmittelbaren Kontakt zwischen den Angehörigen der Roten Armee und deutscher Zivilbevölkerung kommt es allerdings noch nicht, obwohl die Flüchtlingstrecks immer wieder zum Angriffsziel für sowjetische Tiefflieger werden. Die ersten Begegnungen ergeben sich im Oktober 1944 durch die Herbstoffensive der Roten Armee – die Bilder aus dem kleinen Ort Nemmersdorf, der zum Inbegriff des Leidens deutscher Zivilbevölkerung unter der Willkür sowjetischer „Sieger“ wird, gehen einige Tage später durch ganz Europa und erschüttern durch die Brutalität des Geschehenen.

2.2. Marion Gräfin Dönhoff: *Namen, die keiner mehr nennt*

Die Ereignisse der Flucht aus den ostpreußischen Gebieten werden im Erinnerungsbuch *Namen, die keiner mehr nennt* von Marion Gräfin Dönhoff thematisiert. In dem 1962 erschienenen Werk¹⁵⁹ schildert die Autorin aus der Perspektive der Zeitzeugin traumatische Erlebnisse Hunderttausender Menschen, die ihre Heimat für immer verlassen und eine überstürzte Flucht ins Ungewisse antreten mußten:

„Wir waren mit hineingerissen in jenes große Chaos, in dem freche Anmaßung, bedenkenlose Brutalität verbrämt mit phantastischen Illusionen zu schlichter Kopflösigkeit und entwaffnender Unfähigkeit geworden waren. Damals gingen in dem Gewirr vorwärts stürmender russischer Panzer, zurückflutender deutscher Einheiten, fliehender Frauen, Kinder und Greise 600 Jahre Geschichte unter.“ (Namen, 6)

¹⁵⁹ Hier: Marion Gräfin Dönhoff: *Namen, die keiner mehr nennt: Ostpreußen – Menschen und Geschichte*. 3. Auflage. München 1991.

Unverkennbar ist die Absicht der Verfasserin, sich von rein emotionalen Einschätzungen zu distanzieren und auf die Ursachen und Urheber des Geschehens einzugehen. Ihre Anklage richtet sich vor allem gegen die Mentalität des Nationalsozialismus und seiner Führer, die für ihre illusorischen Ziele – „jene sollten für immer die Sklaven sein, diese wollten für immer die Herrschaft stellen.“ (Namen, 9) – deutsche Frauen, Kinder und ältere Menschen die Rechnung tragen ließen, aber auch gegen den Krieg im Ganzen, der ebenso zahlreiche wie sinnlose Opfer auf beiden Seiten forderte. Die brutale Vorgehensweise der sowjetischen Armeeinghörigen auf dem Weg nach Berlin erscheint eher als Antwort auf die unzähligen Verbrechen, die vom deutschen Faschismus an den Völkern der Sowjetunion in vier Jahren Krieg begangen wurden – so kann man die von der Autorin als „äußerst“, aber auch als „vergeltend“ bezeichnete Grausamkeit der Russen, zu der sie „sich entschieden“, interpretieren. (Namen, 12) Auffallend ist darüber hinaus, wie zurückhaltend, wenn überhaupt, Marion Gräfin Dönhoff sowjetische Luftangriffe auf Flüchtlingstrecks und Ausschreitungen der Rotarmisten gegenüber den in ihren Heimatorten verbliebenen Zivilisten kommentiert – in den meisten Fällen bleibt es lediglich bei fast dokumentarischer Fixierung der Ereignisse. So wird zum Beispiel über das Massaker in Nemmersdorf berichtet (Namen, 18f.), wobei die Verfasserin zugibt, unter dem Einfluß der massiven nationalsozialistischen Propaganda anfangs an der Glaubwürdigkeit der Bilder, die die äußerste Brutalität, Haß und Rachesucht der „Russen“ bezeugen, gezweifelt zu haben.¹⁶⁰

Offensichtlich verzichtet Marion Gräfin Dönhoff auf emotionsbeladene Anschuldigungen der sowjetischen Seite in der Hoffnung, jede am Krieg beteiligte Partei soll selbst die eigene Schuld am Leid des fremden Volkes bekennen; ihr Erinnerungsbuch ist damit ein Beitrag zur geistigen Vorbereitung der Ostpolitik Brandts, wie es im Vorwort des Verlags heißt, einer Politik, die gegenseitige Versöhnung und Verständigung zum Ziel hatte.

¹⁶⁰ Im Buch von G. Knopp werden einige Zeugenaussagen angeführt, die bestätigen, daß der Mord an 26 Einwohnern von Nemmersdorf für Propagandaziele noch grauenhafter gestaltet wurde. Es gibt allerdings bislang kein klares Bild davon, was sich tatsächlich an diesem kleinen ostpreußischen Ort abspielte.

2.3. Peter Härtling: *Die Möhre*

Die Erzählung *Die Möhre* von Peter Härtling erschien 1971 im Ersten Jahrbuch der Kinderliteratur *Geh und spiel mit dem Riesen*¹⁶¹. Es handelt sich um eine authentische Geschichte, bemerkt der Erzähler, die einem kleinen Jungen namens Otto am Ende des Zweiten Weltkrieges passiert ist. Seine große Familie findet auf der Flucht Unterkunft in einem kleinen Ort, in den bald die russischen Truppen einmarschieren. Der unter ständigem Hunger leidende Otto stiehlt eine Möhre aus dem Garten des Hausbesitzers, wird aber von diesem auf frischer Tat ertappt und erbarmungslos verprügelt.

Die Erzählung besteht aus zwei miteinander inhaltlich verbundenen Geschichten. Die erste berichtet vom Einmarsch der russischen Soldaten ins Dorf, die zweite schildert die hartherzige Tat des Hausbesitzers gegenüber dem Flüchtlingskind. Den Berührungspunkt beider Erzählungen bildet das unterschiedliche Verhalten des „Feindes“ und des wohlhabenden Einheimischen gegenüber den in der Kriegsnot hungernden Kindern, das jeweils anders ist, als man es erwartet.

Der Erzähler berichtet von „großer Angst“, die der Einmarsch der Roten Armee auslöst. Während die Erwachsenen keinen Schritt auf die Straße wagen, spielen die Kinder draußen weiter. Kinder bleiben Kinder, auch im Krieg, auch wenn sie nun nicht im Kindergarten, sondern in stehengelassenen Autos, Lastwagen, Panzern spielen müssen. Im Unterschied zu Erwachsenen können Kinder auf Ereignisse und Handlungen der Menschen natürlich und ohne Vorurteile reagieren. So wie beispielsweise Otto, der einen russischen Soldaten auf dem Pferdewagen an der Spitze der einmarschierenden Soldatenkolonne – genauer: sein geschicktes Kutschieren, bewundert. In diesem Augenblick erscheint der Russe dem Kleinen als Tänzer, nicht als einer der gefürchteten Besatzer. Die große Angst, ja Panik der Erwachsenen vor den einmarschierenden Russen und das Spiel der Kinder bilden Kontroverse im Verhalten gegenüber den Fremden; ein weiterer Kontrast entsteht auf der anderen Ebene, nämlich im Verhalten gegenüber den Flüchtlingskindern, das einerseits Russen, andererseits bemittelte Dorfbewohner zeigen.

¹⁶¹ Peter Härtling: *Die Möhre*. In: *Geh und spiel mit dem Riesen*. Erstes Jahrbuch der Kinderliteratur. Hg. v. Hans-Joachim Gelberg. Weinheim und Basel 1971, S. 319-320.

Durch die Dorfstraße vorbeifahrend, werfen die Soldaten den Kindern weiße Brote zu, die die Kleinen nach Hause mitnehmen können. Kein großes Ereignis, doch es kommt ihm eine besondere Bedeutung zu, wenn man innerhalb der Erzählsituation zwischen den „feindlichen“ Soldaten und den bemittelten Deutschen aus dem Dorf vergleicht, bei denen die bettelnden Kinder nur „selten“ „etwas“ bekommen. Die russischen Soldaten teilen mit den deutschen Kindern Brot aus ihrer kärglichen Ration, während der Hausbesitzer dem kleinen Otto nicht einmal eine Karotte gönnt, von denen er in seinem Garten eine Menge hat.

Wie Otto vom Hunger zum Diebstahl der Möhre getrieben wird, so mag auch die Reaktion des Hausbesitzers ihre Gründe haben. Im Zorn des Hausbesitzers, gegen den kleinen Jungen gerichtet, finden seine Unzufriedenheit und Gereiztheit gegenüber der Flüchtlingsfamilie ihren Ausdruck und nicht zuletzt Unsicherheit und Angst vor den Russen, die in seinem Haus einquartiert sind und von denen man alles erwarten muß. Im Mittelpunkt der Darstellung bleibt jedoch die Gegenüberstellung des menschlichen Verhaltens der Fremden und der Hartherzigkeit einiger Einheimischen in einer konkreten Situation.

2.4. Christine Brückner: *Jauche und Levkojen*

Im Familienroman *Jauche und Levkojen* (1975) von Christine Brückner¹⁶² bilden die Ereignisse der letzten Kriegsmonate den historisch-politischen Hintergrund für die Darstellung des Untergangs einer alten Adelsfamilie aus Hinterpommern. Das Bild von Russen kommt allerdings nur in wenigen Textstellen zum Ausdruck – das Hauptthema ist die Geschichte von vier Generationen der Gutsbesitzer Quint, die mit dem Zweiten Weltkrieg endet – und wird aus zwei unterschiedlichen Perspektiven gezeigt. Zum einen zeigt es sich in den Briefen von dem an die Ostfront versetzten Oberleutnant Viktor Quint an die Ehefrau Maximiliane, die letzte Gutserbin von Pönichen. Ein überzeugter Nationalsozialist, der diese Ideologie fest verinnerlicht und es bis zum Dienst in Hitlers Bunker gebracht hat, schwärmt er für „russische Erde“ als „künftigen großdeutschen Lebensraum[es]“ (JuL, 244) und hält es für seine Pflicht gegenüber „IHM“ und der deutschen Nation, gesunde arische Kinder in die Welt zu setzen als Beitrag zur Besiedlung der künftigen Reichsgebiete im Osten. Ebenso ernsthaft

¹⁶² Christine Brückner: *Jauche und Levkojen*. 5. Auflage. Berlin, Frankfurt am Main, Wien 1975.

glaubt er an die zivilisierende Mission des Rußland-Feldzuges; seine Briefe von der Ostfront lesen sich wie Auszüge aus Göbbelsschen Propagandaheften, wie es folgende Passage veranschaulicht: „Ein großes Betätigungsfeld liegt vor uns! Bis aus diesem unterentwickelten Agrarland ein zivilisiertes Kulturland werden wird. In den Dörfern noch Ziehbrunnen! Keine Elektrizität, sondern Ölfunzeln! Die Bevölkerung schläft auf dem Ofen, ganze Familien! Es wimmelt von Ungeziefer.“ (JuL, 262) Von nationalsozialistischen Parolen benebelt, bleibt er bis zum Ende bei Illusionen, die ihm eine klare Sicht auf das Geschehen verdecken, und schreibt im Winter 1945, als kein Zweifel mehr am Ausgang des Krieges besteht, an seine Frau vom gemeinsamen Lebensziel im Osten. (JuL, 280)

Inzwischen erreicht die Fluchtwelle das kleine Gut Pönichen in Hinterpommern. Die faschistische Propaganda hat unerwartete Blüten getrieben, und durch immer neue „Schreckensnachrichten“ der Flüchtlinge kommt es zum Stimmungsumschwung in der Bevölkerung: „Der jahrelang geschürte Haß gegen die Sowjetrussen wird zur Angst.“ (JuL, 281). Und doch ist von dieser Angst oder Panik oder anderen Gefühlen und Gemütszuständen, die das Verlassen der Heimat begleiten sollten, im Roman *Jauche und Levkojen* nicht viel zu spüren. Sachlich, ohne großes Aufhebens bereitet man sich auf die Flucht vor, beinahe selbstverständlich fällt die Entscheidung des Gutsbesitzer-Ehepaars, im alten Familiennest aus dem Leben zu scheiden, und selbst Maximiliane, die Freiherrentochter, die allein mit vier Kindern unterwegs nach Berlin ist, zeigt wenig von den Entbehrungen und Schrecken der Flucht. Kein Haß, keine Angst – sie schmiert sich nicht das Gesicht schwarz, wie andere Frauen, um der Verfolgung durch die Rotarmisten zu entgehen, – keine anderen Gefühle oder Äußerungen des Verhältnisses gegenüber den „nach Vergeltung und Kriegsbeute dürstenden russischen Soldaten“ (JuL, 296); nicht einmal dann, als sie in einem Schutzkeller dem sexuellen Trieb eines aus Asien stammenden Soldaten mehrmals nachgeben muß. Außergewöhnlich ist ihre Reaktion auf das Geschehene: „Ein großes Erbarmen kommt über sie, mit dem fremden Soldaten, mit sich selbst und den Kindern, ein Erbarmen, das sich ausweitet zu Erbarmen mit der ganzen trostlosen Welt [...]. Eine Vergewaltigung war es nicht, was da stattfand.“ (JuL, 298) Auch der kirgisische Soldat zeigt eine Art Sorge, indem er Lebensmittel und Decken bringt; die beiden versuchen sogar ein Gespräch (ebd). Im allgemeinen spontane, widerspruchsvolle, oft kaum begreifliche und schon gar nicht vorhersagbare Verhaltensweisen der „Russen“ - während ein Rotarmist Maximiliane die goldene Uhr abnimmt, bekommen die Kinder Brot

und Büchsenfleisch von anderen (JuL, 297) – werden von der Erzählerin auf die Formel gebracht: „Sie nehmen und sie geben, sie schießen oder helfen“:

2.5. Walter Kempowski: *Uns geht's ja noch gold*

Der Roman *Uns geht's ja noch gold* von Walter Kempowski¹⁶³ ist für die Aufarbeitung der bezeichneten Thematik von besonderer Bedeutung durch seinen dokumentarischen Charakter, aber auch weil er als einer der wenigen Texte ein umfangreiches, vielfältiges, akribisch zusammengesetztes zeitgeschichtliches Material über die Besetzung östlicher Gebiete Deutschlands durch die Rote Armee und die Anfangsperiode des sozialistischen Neuaufbaus liefert. Es ist das zweite Buch der insgesamt elfbändigen autobiographischen Familienchronik, das aus der fast dreißigjährigen Distanz die Jahre 1945-1948 behandelt. Seine Hauptthemen sind die Auseinandersetzung der Deutschen mit der sowjetischen Besatzungsmacht, das Einrichten des Lebens unter sich schnell verändernden, aber immer noch schweren Bedingungen der Nachkriegsexistenz und die Reaktion auf die Sozialisierung „mit all ihren Grausamkeiten, Irrtümern, Hilflosigkeiten, mit menschlichen Unzulänglichkeiten, ratlosem Trotz und fixer Anpassung“¹⁶⁴. Erzählt wird aus der Perspektive des sechzehnjährigen Walter Kempowski (zum Ende des Erzählens wird er achtzehn Jahre alt); es handelt sich um ein „Nachkriegsschicksal“. Der junge Protagonist versucht, sich durch Schwierigkeiten der ersten Jahre nach dem Krieg durchzuschlagen – exemplarisch für die gesamte Bevölkerung Deutschlands. Während der Vater als vermißt gemeldet ist, der ältere Bruder Robert in russischer Gefangenschaft bleibt und von der in Dänemark verheirateten Schwester Ulla jede Nachricht fehlt, bemüht er sich mit seiner Mutter, die Familie Kempowski, die jetzt nur noch aus ihnen beiden und dem alten Großvater besteht, im bürgerlichen Gleis aufrechtzuerhalten. Unter dem Druck der äußeren Umstände handelt Walter allerdings nicht typisch für seine Klasse: Er läßt sich in Tauschgeschäfte ein, verkehrt mit Schwarzhändlern und Schmugglern, stiehlt Kohle und Bücher. Auf der Suche nach dem besseren Leben kommt er in die amerikanische Besatzungszone; nun geht es ihm wieder

¹⁶³ Walter Kempowski: *Uns geht's ja noch gold*. Roman einer Familie. München 1972.

¹⁶⁴ Ingeborg Drewitz: Prosa aus dem Zettelkasten. In: *Zeitverdichtung*. Essays. Kritiken. Portraits. Wien, München, Zürich 1980, S. 161-166, hier S. 163.

einmal „gold“, und um es zu demonstrieren, will er kurz nach Rostock reisen. Da wird er aber verhaftet und wegen Spionage zu fünfundzwanzig Jahren Zwangsarbeit verurteilt.

Die Montage einer großen Menge eigener Erfahrungen und Erinnerungen, umfangreichen dokumentarischen Materials – der Autor verwendet Briefe der Familienangehörigen, Interviews mit Zeitgenossen, Archivunterlagen, Zeitungsberichte, aber auch fiktive Figuren und erfundene Episoden –, zu einzelnen Bildern, denen auf den ersten Blick inhaltlicher Zusammenhang fehlt, prägen den eigenartigen Stil von Walter Kempowski, dem er, einmal gefunden, in seinem ganzen Romanwerk treu bleibt. Dabei verzichtet er betont auf eigene Kommentare, was bei der Unmenge von Details eine eigentümliche Kombination ergibt.¹⁶⁵ Kennzeichnend für seine literarische Arbeitsweise ist die Sprachreproduktion¹⁶⁶, zusammengesetzt aus dem Familienjargon, Sprachgewohnheiten des bürgerlichen Milieus, Sprüchen für alle Lebenslagen, politischen Losungen, Liedern, die die realistische Atmosphäre des Dargestellten bestimmen. Mit Hilfe unzähliger, akribisch recherchierter Details rekonstruiert Walter Kempowski eine konkrete historische Situation, das Bild der gesellschaftlich-politischen Wirklichkeit in Deutschland nach 1945. Welche Bedeutung diese für die Darstellung von Rußland und Russen hat, will die weiterführende Untersuchung erläutern.

Der Roman *Uns geht's ja noch gold* beginnt mit dem Einmarsch der Rotarmisten in Rostock. Der sechzehnjährige Walter beobachtet die sowjetischen Soldaten aus dem Fenster der Wohnung, des „bürgerlichen Reservats“¹⁶⁷, dessen Wände der Familie Kempowski Sicherheit und Schutz bedeuten. So hat sie jedenfalls die Nazizeit – „gut“ – durchgelebt: „nicht ausgebombt und am Leben“. (Uns, 9) Nun versucht die Mutter, mit den selben Mitteln den Russeneinmarsch zu überstehen: „Komm lieber vom Fenster weg... Sonst werden sie noch aufmerksam.“ (Uns, 7f.) Das funktioniert aber nicht mehr. Die Integrität der bürgerlichen „Bastion“ – der Wohnung Kempowski – wird von den sowjetischen Soldaten massiv bedroht.

¹⁶⁵ Kurt Rothmann: Deutschsprachige Schriftsteller seit 1945 in Einzeldarstellungen. Stuttgart 1985, S. 209-212, hier S. 210.

¹⁶⁶Sylvia Schwab: Autobiographik und Lebenserfahrung. Versuch einer Typologie deutschsprachiger autobiographischer Schriften zw. 1965 u. 1975. Würzburg 1981, S. 59.

¹⁶⁷ Manfred Dierks: Walter Kempowski. Autorenbücher 39/1984. München, S. 111.

Dieses Motiv wiederholt sich am Ende des Romans und lässt die Familie den fremden Eingriff nochmals erleben: „Im Morgengrauen holten sie mich aus dem Bett. Zwei trugen Lederjacken.“ (Uns, 371)

Die Russen holen die Kempowskis aus ihrem bürgerlichen Kokon heraus, indem sie die Mutter und den Sohn zum Putzen einsetzten. Doch der geringe Schaden, den die Kempowskis erleiden, ist im Vergleich zu dem, was überall passiert, ja ein „glimpflich Davonkommen“¹⁶⁸, so reden sie sich zumindest ein: „Uns geht’s ja noch gold“. Nach dieser Devise versucht die Mutter, die bürgerliche Identität der Familie auch unter neuen Machthabern aufrechtzuerhalten. Am Beispiel der eigenen Familie stellt Walter Kempowski die Beharrungs- und Überlebenskraft des deutschen Bürgertums im zwanzigsten Jahrhundert dar. Nach Norbert Mecklenburg wird diese als „Institution von einer derartigen Dauerhaftigkeit vorgeführt, die weder nationalsozialistische, noch [...] kommunistische Ordnung nennenswert verändern“.¹⁶⁹

Die Abwehrreaktion von Margarethe Kempowski gegenüber Ausschreitungen der randalierenden sowjetischen Soldaten – „ganz ruhig, gar nicht beachten“ (Uns, 14) – zeigt sich als typisches Verhaltensmodell. Sich verstecken, nicht auffallen, schlimmstenfalls weglaufen – auf ähnliche Weise versuchen die Einwohner Rostocks, den direkten Kontakt zu den Rotarmisten zu vermeiden: „Kopf einziehen. Sich vergraben, unsichtbar machen, in Luft einlösen.“ (Uns, 21) Das gilt insbesondere für deutsche Frauen: Da Schutz von niemand zu erwarten ist, versuchen sie selbst, ihr weibliches Wesen hinter mehrschichtiger Kleidung und durch absichtliche Beschmutzung zu verbergen: „Dick angezogen, wie Tonnen. Das Gesicht schwarz gemacht, das Haar strähnig.“ (Uns, 22)

Mehrere Textstellen bezeugen die in Siegesrausch und Rachesucht begangenen Taten der sowjetischen Soldaten: Vergewaltigung, Foltern, Mord, wie zum Beispiel diese: „Frau Dr. von

¹⁶⁸ Gertrude Harlass: Walter Kempowski: Uns geht’s ja noch gold. In: „Die Welt der Bücher“. Literarische Beihefte zur Herder- Korrespondenz. Freiburg 4.1969/70. H. 9. S. 463-464, hier S. 464.

¹⁶⁹ Norbert Mecklenburg: Faschismus und Alltag in deutscher Gegenwartspoesa. Kempowski und andere. In: Gegenwartsliteratur und Drittes Reich. Hg. v. Hans Wagener. Stuttgart 1977. S. 11-32, hier S. 18.

Eschersleben, von nebenan, vergewaltigt!.. Und Gunthermann, Professor Gunthermann erschossen. Der hatte die Tür nicht schnell genug aufgekrigelt, hatte sich wohl anziehen wollen. Durch die Tür geschossen, tot.” (Uns, 25), oder: “Im Keller der Kommandatur – [...] da schrieen die Gefangenen. Da würde fürchterlich gefoltert!” (Uns, 135); Plündern – “Die Zimmer waren fußhoch mit Plünderkram bedeckt. Die Schränke aufgebrochen und alles herausgerissen. Die Betten aufgeschlitzt... Und in die Uhr hineingeschossen.” (Uns, 45); Vandalismus und Klassenhaß – “Kein Stecker war mehr in der Wand, keine Fensterscheibe heil. Die Ledertapete heruntergerissen und das Parkett aufgehackt... / Alte Familienporträts an der Wand, mit Messern zerschnitten, die Fetzen hingen herunter.” (Uns, 62) Daß die „Sieger“ plündern und mit ehemaligen Nazis und ihren Sympathisanten kurzen Prozeß machen, hat man eigentlich erwartet; womit man allerdings kaum gerechnet hat ist, daß diese Aktionen über Monate hindurch dauern werden: „Er (Dick Ewers – *G. M.*) habe gedacht: zwei, drei Wochen plündern – schön und gut.“ (Uns, 134)

Obwohl Walter Kempowski in seinen Romanen ein sorgfältig ausgewähltes authentisches Material verwendet, strebt er, wie Franz Josef Görtz meint, nie eine absolute historische Objektivität an.¹⁷⁰ Das geht zum einen aus der Gattungsbezeichnung seiner Werke hervor (*Uns geht's ja noch gold* ist ein bürgerlicher Roman – Roman einer Familie), zum anderen aber will sich der Autor offensichtlich absichern, indem er auf die Titelseite das Motto „Alles frei erfunden!“ setzt.¹⁷¹ Authentische Aussagen über die “Sieger” vermengen sich mit damals kursierenden Gerüchten und Vermutungen, die zum Teil überlieferte Stereotypen beinhalten. Folgende Textstellen weisen das nach: „Übermorgen übrigens, gegen 12.30 Uhr, kämen die Engländer. Die Iwans packten schon, zögen Leine, latschten wieder ab gen Ost, in ihre Steppe.“ (Uns, 80), oder: „Böses Blut machte das Gerücht, daß die Russen immer noch Kartoffeln zu Schnaps verarbeiten.“ (Uns, 257) Mit Blick auf die Zeugenaussagen aus weiteren dokumentarischen Quellen läßt sich vermuten, daß einzelne Bilder von den kriegsbeutesüchtigen Rotarmisten im vorliegenden Text nicht sehr weit von der Realität entfernt sind – auch wenn man den Einfluß der agonisierenden nationalsozialistischen Ideologie, die durch Russen-Schreckenbilder die deutsche Bevölkerung für den letzten Widerstand zu mobilisieren suchte, die emotional beladenen Erzählungen der Flüchtlinge und Zeitzeugen, die oben angesprochenen

¹⁷⁰ Franz Josef Görtz: Walter Kempowski als Historiker. In: *Akzente*, 20/1973. München, S. 243-254, hier S. 254.

¹⁷¹ Siehe dazu: Volker Hage: Eine Art Gedächtnistraining. In: *Akzente* 19/1972. München, S. 340.

Befürchtungen und negativen Erwartungen von dem Einmarsch der Roten Armee, aber auch die stellenweise groteske Darstellungsart berücksichtigt, die insbesondere auf die Schilderung der Fremden zutrifft:

„Das richtige Plündervolk, das sei ja noch gar nicht da! Wir würden uns noch wundern. Das komme erst noch, mit Säcken auf dem Rücken, barfuß, Portemonnaies voll Eheringe und so auf diese Tour. Beil in der Hand: Finger abhacken, wenn der Ring nicht abgeht. Uhren: die ganze Hosentasche voll.“ (Uns, 39)

Vor dem Einmarsch der Sowjetischen Armee in Rostock haben die Einwohner, soweit ihren Äußerungen zu entnehmen ist, im allgemeinen knappe, nicht selten widerspruchsvolle, meist stereotypisierte Vorstellungen, allerdings nicht unbedingt negativer Art. Die Ambivalenz bisheriger Bilder von Russen besteht einerseits in deren Stereotypisierung als Nation der klassischen Kultur, die hauptsächlich unter der Bildungsbourgeoisie verbreitet waren und auf Leistungen russischer Künstler des neunzehnten Jahrhunderts zurückzuführen sind, einerseits, und viel älterer, seit den Anfängen deutsch-russischer Beziehungsgeschichte verfestigter Bilder von Russen als eines der asiatischen Völker, andererseits. Die Kollision alter literarisch und musikalisch geprägter Vorstellungen mit aktuellen Berichten über die Ausschreitungen rache- und beutesüchtigen sowjetischen Soldaten löst bei manchem zunächst Verunsicherung und Versuche aus, negative Erscheinungsformen der russischen Mentalität auf asiatische Ansätze zurückzuführen. So meint beispielsweise Cornelli: „Und plündern? Das müßten wir aus der russischen Seele verstehen, das sei asiatische Tradition, das meinen die nicht böse.“ (Uns, 26) Aber an einer anderen Textstelle bemerkt er: „Aber: Russen! Wer hätte das gedacht... Warum, o warum.“ (Uns, 9)

Durch die Ereignisse der Besetzung verwischen sich positive Züge des Bildes von Russen; nun spricht man von ihnen mit Furcht oder selbstschützendem Spott. Die ironische Ausdrucksweise von Mitschülern Walters gegenüber den Fremden gilt ebenfalls als Abwehrreaktion, andererseits geht dabei das Verständnis verloren, daß man sich dadurch selbst entlarvt¹⁷²: „Früher habe man noch Sympathie gehabt für die Russen – so eine gewisse Urwüchsigkeit: T 34, nicht dotzukriegen und Tschaikowski, 6 Sinfonien. Der komme ja bald an die Deutschen ran... Aber Kultur, *das* sei doch längst vorbei...“ (Uns, 204) Als der Lehrer Dreihut

¹⁷² Vgl.: Dietrich Weber: Walter Kempowski. In: Deutsche Literatur der Gegenwart in Einzeldarstellungen. Hg. v. Dietrich Weber. Band 2. Stuttgart 1977, S. 278-296, hier S. 287.

darauf auf kulturelle Traditionen Rußlands hinweist – „Tolstoi, denken Sie mal, und Dostojewski...“ (ebd) –, bekommt er eine beinahe zynische Antwort: „Ja, die alten Russen. Die sind ja mehr in Deutschland gewesen als in ihrem eignen Land. Haben in Baden-Baden herumgesessen und gesoffen.“ (Uns, 205)

Natürlich gab es auch Fälle, wo sich sowjetische Armeeinghörige hilfsbereit und durchaus respektvoll gegenüber den deutschen Zivilisten zeigten; nur sind diese Fälle, wie Guido Knopp bemerkt, zu wenig im Vergleich zu zahlreichen Untaten, deren Dimension und Auswirkung bislang kaum einzuschätzen ist. Solch ein korrektes Benehmen weist im Kempowskis Text ein junger Offizier auf, der allerdings kein Russe, sondern ein Este ist: Er spricht Deutsch, spielt Klavier, trägt Heines „Lorelei“ vor, bekennt sich zur Liebe zu Deutschland und verkörpert somit unerfüllte Erwartungen der Besiegten: „Wenn sie alle so wären.“ (Uns, 24)

Bemerkenswert ist die Reaktion einer der Hauptfiguren des Romans, Walters Mutter, auf den Einmarsch der Rotarmisten in Rostock. Mit spießbürgerlichem Egoismus überlegt sie, ob die Soldaten zum Plündern in den zweiten Stock, in dem ihre Wohnung liegt, raufkommen (Uns, 9) Die sowjetische Besetzung und Umgestaltungsmaßnahmen der neuen Macht interessieren sie nur, inwieweit das geregelte Leben der Familie davon betroffen ist. Während über das „Schlimme aus der Nachbarschaft“ (Uns, 25) kopfschüttelnd erzählt wird, ist sie froh, daß man heil davon gekommen ist. Die Geschehnisse der Zeit – Einmarsch der Sowjetischen Armee in Rostock, begleitet von Plünderungen, Vergewaltigungen, Morden, die ersten Aufbauversuche – werden aus der fast ungestörten Ruhe der Familie beobachtet. Diese erscheinen als vorübergehende Ereignisse, die die Grundsätze einer bürgerlichen Familie kaum ernsthaft zu erschüttern vermögen. Die Ursachen ihres Abstiegs liegen weniger an der unruhigen Zeit, sondern sind vielmehr durch innere Umstände markiert. Die verspätet eingetroffene Nachricht vom Tod des Vaters ist der Ausgangspunkt; darauf folgen Walters Rauschmiß aus dem Gymnasium, Beschränkung der Wohnverhältnisse durch den Einzug der Flüchtlinge, Großvaters Tod und schließlich die Verhaftungen Walters, Roberts und der Mutter.¹⁷³

¹⁷³ Gertrude Harlass, S. 464.

Nachdem man sich der Langfristigkeit der sowjetischen Militärpräsenz in Ostdeutschland bewußt wird, versucht man, sich dem Leben unter neuen Umständen anzupassen. Die Stimmungspalette reicht von Schrecken und Haß über die Verunsicherung – „Was wohl als nächstes passiere, fragte sie (die Mutter – G.M.) sich“ (Uns, 9) – bis hin zur vorsichtigen Hoffnung auf das Bessere, die beispielsweise Cornelli äußert: „Ob es eine neue Epoche werde? Mendelssohn wieder hören und Tschaikowski?.. Würde endlich Vernunft und Liebe diese Welt regieren?“ (Uns, 25)

Die zum Teil positive Erwartungshaltung der deutschen Bevölkerung gegenüber der neuen Ordnung ist auf den Vergleich mit dem alten System zurückzuführen; man erinnert sich oft daran, wie es unter Nazis war. Dabei grenzt man sich ausdrücklich vom Nationalsozialismus ab: „Immer war ich schon gegen die Nazis gewesen, Pflichtgefolgschaft und nicht beim Militär“ (Uns, 11), betont Walter, und seine Mutter ist froh, den „Naziquatsch“ (Uns, 9) überstanden zu haben. In der ersten Zeit versucht noch mancher, eine Art Entschuldigung für die Taten der sowjetischen Soldaten zu finden: „Übrigens wir, Deutschen, wir hätten doch auch geplündert. Das müsse man doch zugeben. Nicht so offen, mehr heimlich. Göring und diese Leute... Nein, wir wären auch keine Heiligen gewesen.“ (Uns, 26ff), so Cornelli. „Bei den Nazis, da hätt's aber auch Typen gegeben!“ (Uns, 127) gibt Robert zu. Die Gewaltaktionen der Rotarmisten, aber vor allem sozialistische Reformen in Ostdeutschland haben sehr bald Resignation, Enttäuschung und Sehnsucht des Bürgertums nach der alten Ordnung zur Folge, die wenigstens die bürgerlichen Grundsätze nicht bedrohte: „Wir saßen auf den Schreibtischen und zählten immer wieder auf, was der Russe alles Schlimmes macht, und daß was geschehen muß. Da hätte man die Nazis ja auch ebensogut behalten können.“ (Uns, 275)

Vorläufig will man aber jetzt, wo der langersehnte Frieden angebrochen ist, den Machtwechsel als Wende zu positiven Änderungen interpretieren. So sieht zum Beispiel Margarethe Kempowski in der Genehmigung des Gottesdienstes vom sowjetischen Kommandanten ein gutes Zeichen – „nun kriegt das alles wieder seinen Schick [...] das wär erst der Anfang, so würd das nun weitergehn“ (Uns, 47) – und plant ihre Anschaffungen, „wenn's wieder alles gibt“ (Uns, 15) In der allgemeinen Desorientierung der ersten Monate der sowjetischen Besatzung versuchen die Bürger, verlorene Grundwerte in der Religion wiederzugewinnen: Zum sonntäglichen Gottesdienst ist die Kirche voll, wie noch nie zuvor. Bemerkenswerterweise wird man auch hier Mißtrauen und Angst gegenüber den neuen

Machthabenden nicht los: „Ob die Russen uns am Ende eine Falle stellen? Würden sie warten, bis alle in der Kirche sind, die Türe zuschließen und den ganzen Laden anzünden?“ (Uns, 48), indem den Rotarmisten die Methoden der Hitlerokkupation zugeschrieben werden. Die störende Präsenz sowjetischer Soldaten auf deutschem Boden kommt symbolisch in der Passage zum Ausdruck, wo sich ein „einfacher Muschkote“ während des Gottesdienstes in die Kirche eindringt, um seine Haushaltsaufgaben zu erledigen. (Uns, 51) Die Rücksichtslosigkeit gegenüber der gutbürgerlichen Gesellschaft wird unverzüglich mit Ironie bestraft: „Das wollte er doch miterleben, was die hier machen, sitzen so da, rühren sich nicht... Jetzt blätterte der Russe in der Bibel, kuckte hinter den Altar und kriegte einen Schrubber zu fassen, Eimer, Feudel und Kehrblech. Dann ging er raus.“ (ebd)

Cornelli erhofft sich einen Halt in der erneuten Gesamt-Bibel-Lesung, und die Kempowskis besuchen auch noch geistige Vertiefungsvorträge. Der Wunsch, sich von der unklaren Realität in der problemlosen Filmwelt abzulenken, spricht sich in der zunehmenden Popularität der Kinos aus; auch die Veranstaltungen, auf denen hauptsächlich Emigranten und sogenannte Opfer des Krieges zum Wort kommen, sind am Anfang gut besucht. Sonst ist alles „so ungewiß und dunkel“ (Uns, 72), bis es endgültig klar wird, daß die sowjetische Besatzungsmacht im östlichen Teil Deutschlands die sozialistische Ordnung einführen will. Manfred Dierks sieht in diesem „Vorgang zunehmender Desorientierung“ nur ein „stabiles Moment“, nämlich „durchgehaltene[n] Protest“¹⁷⁴. Dieser äußert sich vor allem sprachlich im Familienjargon, hinter dessen Schutzwand die Kempowskis in der Konfrontation mit neuen Realien ihre bürgerliche Kontinuität aufrechtzuerhalten suchen. Die neue Zeit bringt auch neuen Wortschatz mit wie „ummodellern“, „Ärmel hochkrepeln“, „Aufbau“, „Initiative“. „Stimmt’s oder habe ich recht“, „Nichts Genaues weiß man nicht“, „die Kurven kriegen“, „schön über die Runden kommen“ sind eine Art „Gütezeichen einer – trotz allem – noch immer heilen Welt“¹⁷⁵. Anfangs hat der Protest der Deutschen die Ausschreitungen der Rotarmisten zum Ziel, später aber auch die Maßnahmen der sowjetischen Besatzungsmacht zum „demokratischen Aufbau“ in Ostdeutschland, der in seiner ersten Phase eher ein Abbau war, wenn man an Demontage und Enteignung denkt. Darin sieht das Bürgertum die

¹⁷⁴ Manfred Dierks: Walter Kempowski, S. 24.

¹⁷⁵ Günter Blöcker: Walter Kempowskis verschämte Apotheose. In: Merkur, 27/1973, S. 86-87, hier S. 87.

wirkliche Gefahr für seine weitere Existenz und versucht sich dagegen, zumindest mit sprachlichen Mitteln, zu wehren. Die negative Reaktion einzelner Vertreter der bürgerlichen Schicht auf die Tätigkeit der sowjetischen Besatzungsmacht ist offensichtlich auf Klassenwidersprüche zurückzuführen, wie es folgende Aussagen belegen: “Bodenreform, warum nun bloß? Das waren doch alles nette Leute gewesen, diese Gutsbesitzer...” (Uns, 141), meint Walter; sein Bruder stimmt ihm zu: “Und die Apotheken verstaatlichen und die Kinos, einfach raussetzen die Besitzer, kann man das?” Man ist nicht gerade glücklich, daß der neue Bürgermeister aus dem Arbeitermilieu stammt: “Nichts gegen Arbeiter, brave, biedere Leute; aber eben Arbeiter, nicht?” (Uns, 124) Das “Proletarische” wird als “grauenhaft” und als Pendant des Sowjetischen angesehen; da sich dagegen nichts tun läßt, muß man darüber lachen: “Alles mußten sie ummodelln. Kaiser-Wilhelmstraße in Rosa-Luxemburg-Straße. Rosa Luxemburg? Wer war das überhaupt? [...] Und Karl-Marx-Platz. Das klang ja grauenhaft; so proletarisch. Faust in die Höhe oder Schalmeienkapelle.” (Uns, 90) Durchaus offen wird über die Fremdartigkeit der sozialistischen Ordnung gesprochen: “Und mit ihrem Kommunismus hätten sie im eigenen Land genug zu tun” (Uns, 130) oder: “An sich habe man gar nichts gegen sozialistische Ideen, in Grenzen wohlgermerkt, in Grenzen. Aber die Russen machten den Fehler, *ihr* System *uns* aufzuzwingen” (Uns, 275) mit der Begründung: “Man könne doch keine Philosophie zur Staatsdoktrin machen, hieß es, was würden die Leute sagen, wenn wir plötzlich alle nach Kant oder Schelling leben wollten, oder was weiß ich nach wem.” (Uns, 273)

Die neue Ordnung läßt die Deutschen sich jedenfalls mehr mit dem gegenwärtigen Geschehen auseinandersetzen als in der Nazizeit¹⁷⁶; es werden die Stimmen laut: “Jetzt gingen sie ja direkt systematisch vor! Da müsse man doch was dagegen tun!” (Uns, 134) Die Entscheidung der beiden Brüder Kempowski, der oppositionellen LDP (in der Westzone FDP – G.M.) beizutreten sowie die Übergabe von Frachtbriefen, in denen die nach Rußland verschleppten Güter aufgelistet sind, an die amerikanische Besatzungsmacht – die Aktion, die dann später die ganze Familie ins Gefängnis bringen wird – kann man als Äußerung des Protestes gegen die sowjetische Ordnung betrachten. „Jugendlicher Idealismus – man wollte die Welt retten“, erklärt Walter Kempowski in einem Interview.¹⁷⁷

¹⁷⁶ Vgl. dazu: Volker Hage: Eine Art Gedächtnistraining, S. 347.

¹⁷⁷ Aussage zur Person. Zwölf deutsche Autoren im Gespräch mit Ekkehart Rudolf. Tübingen 1977, S. 101-119, hier S. 102.

Auch Walters Mitschüler wehren sich gegen den aufgezwungenen Russischunterricht mit dem einzigen zulänglichen Mittel, von dem sie weitgehend Gebrauch machen, nämlich Ironie und Hohn; wer will denn "eine zerlumpete Sprache" (Uns, 205) "wie ein ungewaschener Hals" (ebd) lernen.

Die „entspannte, beinahe heitere, jedenfalls durchaus unpolemische Tonart“ Kempowskis, meint Günter Blöcker, steht „eher kontrovers zum Thema und zur aktuellen Situation“.¹⁷⁸ Geht es um negative Begleiterscheinungen der sowjetischen Besatzung, um gesellschaftspolitische Umgestaltungen in Ostdeutschland oder um das Verhältnis der Bevölkerung dazu, gewinnt das alles bei Walter Kempowski eine „ganz unangemessene Harmlosigkeit“¹⁷⁹. Der Autor ist sich jedoch dieser „Harmlosigkeit“ bewußt; im Gegenteil, er strebt sie absichtlich an. In einem Interview mit Volker Hage erklärt er: „Die ‚Harmlosigkeit‘ – ich finde, diese Harmlosigkeit neben dem Grauenhaften ist ja viel schlimmer, als wenn ich jetzt nur Grauenhaftes beschreibe. Gerade die Idylle bringt den Leser dazu, nach dem Grauenhaften zu fragen.“¹⁸⁰ Damit erfüllt er eine der von Günter Wallraff formulierten wichtigen Prinzipien des Dokumentarismus: „Vor allem das Mittel des Kontrastierens, das auf Widersprüche und Brüche der Realität hinweist, setzt den Leser in die Lage, selbst aus dem ausgebreiteten Material Schlußfolgerungen zu ziehen“¹⁸¹. Der Verzicht des Autors auf explizite Kommentare dient gerade diesem Zweck: er will dem Leser „auch nicht gleich die Bedeutung eines Faktums mitliefern“.¹⁸²

Besonders deutlich wird die „pointierte Gegenüberstellung existenzieller Situationen und sprachlicher Versatzstücke“, die den Leser zu „Aufmerksamkeit und kritischer Reflexion“¹⁸³ veranlassen sollen, in der Darstellung sowjetischer Soldaten. Die einmarschierenden Rotarmisten wirken durchaus harmlos: alte LKWs, Stroh im Wagen, eine Balalaika,

¹⁷⁸ Günter Blöcker: Walter Kempowskis verschämte Apotheose, S. 86.

¹⁷⁹ ebd, S. 87.

¹⁸⁰ Volker Hage: Eine Art Gedächtnistraining, S. 344.

¹⁸¹ Zitiert nach Franz Josef Görtz

¹⁸² Christian Linder: Schreiben und Leben. Gespräche mit Schriftstellern. Köln 1974, S. 47-59, S. 55.

¹⁸³ Sylvia Schwab: Autobiographik und Lebenserfahrung, S. 63.

„struppige Pferdchen“ (Uns, 12) – ein beinahe ländlich-friedliches Arrangement. Die ironische Distanz, aus der die neuen Machthaber betrachtet werden, steigert den Eindruck der Harmlosigkeit. An mehreren Textstellen werden sowjetische Soldaten als einfältige, dumme „Muschkoten“ (Uns, 22; 51) dargestellt, zum Beispiel: „Einer wär mit einer Standuhr zu Paulchen Stolle gekommen, ... ob er ihm nicht zwei kleine Uhren aus der einen großen machen kann! / Oach! Das war ja wahnsinnig komisch!“ (Uns, 80)

Der ironische Ton dient hier wie auch im ganzen Text als Mittel der psychologischen Abwehr gegen die Taten der Rotarmisten: „Die wären ja so bescheuert, die montierten sogar die Wasserhähne ab... Die dachten, da käm Wasser raus, wenn sie die zu Hause einbauten.“ (ebd) Im nächsten Minimonolog heißt es:

Oach, diese Russen! Was hatte man das alles erlebt. Die waren ja zum Scheißen zu doof! Vollkommen balla-balla. / Hinterm Sofa, die Abseite, die hatten sie nicht entdeckt, alles voll Uhren und Wäsche. Und in Viererreihen marschieren, wo gibt's denn sowas. So strambulsig. / Und „Leberwurst! Leberwurst“ diese verrückten Lieder. Zum Dotlachen. / Und: die konnten ja noch nicht einmal richtig radfahren; wie die Clowns. (Uns, 79)

Oft aber grenzt Ironie an Zynismus, wenn im gleichen Ton über die Leiden der deutschen Zivilbevölkerung berichtet wird: „Drüben, Heinemanns Frau, auch vergewaltigt. Ausgebombt, zwei Söhne gefallen und nun noch vergewaltigt. Das sei ja schon bald komisch.“ (Uns, 40) Oder: „Neulich erst war jemand zusammengeschlagen worden, weil er keinen Ausweis bei sich trug. Ganz geschwollenes Gesicht. Das kam einem irgendwie komisch vor, das dicke Gesicht.“ (Uns, 77) Durch solche Äußerungen, um D. Weber noch einmal zu zitieren, stellt sich das Bürgertum bloß.¹⁸⁴

Den sowjetischen Offizieren erweist man ebenfalls keine Hochachtung. Sie wirken kaum als Garanten der Ordnung und Ruhe im allgemeinen Chaos. Im Gegenteil, unter stillschweigendem Einverständnis der Kommandaturangehörigen werden Plünderaktionen und Vergewaltigungen fortgesetzt. Ihre Reaktion auf Beschwerden der Bevölkerung wegen Plünderung wird an folgender Stelle deutlich: “Sie seien dort sehr freundlich gewesen: wenn er den Namen wisse des Leutnants und das Regiment...” (Uns, 70) Auch der Kommandant von Rostok zeigt sich als hart und zynisch: “Frau Kröhl erzählte, der neue Bürgermeister habe den Kommandanten gefragt, was er machen soll, die Leute verhungerten! / Den Friedhof erweitern, sei die

¹⁸⁴ Dietrich Weber: Walter Kempowski, S. 288.

Antwort gewesen.“ (Uns, 108) Deshalb ist es kein Wunder, wenn die Rostocker Mißtrauen und Ironie gegenüber dem sowjetischen Kommandanten äußern:

“Frauen tanzten miteinander ... und Stadtkommandant Krilow mit seinem Sohn, Krakowiak. Wir sollten das auch versuchen und alle gutt Freunde sein! rief er. / ‘Sowas kriegen auch bloß die Russen fertig, völlig bescheuert’. / Mit den Füßen habe er getrampelt, wie so’n kleines Kind, Krilow, und gerufen: ‘Ich will nicht, daß ihr Angst vor mir habt!’ / ‘Und sowas will nun Stadtkommandant sein.’” (Uns, 199)

Neben der Ironie ist die Grotteske ein weiteres wichtiges Merkmal des Stils von Walter Kempowski: “In ihr findet einerseits die politische und moralische Satire ihren schärfsten Ausdruck; andererseits hat sie die Tendenz, sich angesichts des globalen Irrsinns zu verselbständigen zu Zynismen oder resignativ-melancholischen Bildern.”¹⁸⁵ Besonders anschaulich wird das an Manfreds (Freund von Walter – G.M.) Vorstellung von den Russen:

„In einem finnischen Wörterbuch stehe: ‚Selbst in Butter gebraten ist der Russe ungeraten‘, und die müßten es ja wissen. / Ihm käme das so vor wie lauter braune Heuschrecken, die hier einfallen und alles kahlfressen. Wenn er davon ein Bild malen sollte, dann würde er einen grünen Garten malen, in den sich von rechts unten braune Heuschrecken reinfressen, mit stählernen Zähnen. Hinter sich nur kahle Zweige. Von rechts unten nach links oben. Diagonal.“ (Uns, 39)

Mit kindlicher Unbefangenheit und Bestimmtheit ziehen Walters Mitschüler den Schlußstrich unter alle Eindrücke von der sowjetischen Besatzungsmacht: „Alles sei anders bei den Russen, alles verrückt“ (Uns, 204); die eigenen Verhaltensnormen gelten als „normal“. Es ist bemerkenswert, daß die Gymnasiasten mit dem für ihr Alter charakteristischen jugendlichen Maximalismus in ihren Aussagen über die Russen oft ins Extreme geraten, wie oben angeführte Beispiele zeigen. “Und Estland haben sie sich auch einkassiert. Die ganze Welt kassieren sie sich ein! Passen Sie mal auf: SOWJETREPUBLIK DEUTSCHLAND, so heißt das eines Tages noch.” (Uns, 206) Hier wird den „Russen“ der Anspruch auf die Weltherrschaft zugeschrieben, der zu den Zielen des Nationalsozialismus gehörte.

Es gibt im Roman allerdings eine Figur, die sich ironischer oder haßerfüllter Aussagen den Russen gegenüber enthält. Das ist der Anthroposoph Cornelli, eine fiktive Person, die der Autor erfunden hat, um einerseits seiner Mutter Trost und Halt in der schweren Zeit zu geben,

¹⁸⁵ebd., S. 289.

andererseits aber um „Alternativen zu zeigen, die sich dem Ich-Erzähler als erstrebenswert anbieten“¹⁸⁶. Der leicht moralisierende Ton Cornellis bringt Dissonanz in die allgemein lockere Stimmung des Romans; offensichtlich deswegen will Walter Kempowski auf seine Ironie nicht verzichten, indem er seine Figur in den Überlegungen über die Naivität der russischen Seele ins Absurde versteigen läßt:

„Plündern, brandschatzen, vergewaltigen. Wer könnte denn wissen, ob wir so schnell von dem Nazikram erlöst worden wären, wenn die Kommandeurs nicht freies Plündern versprochen hätten. [...] Plündern – das habe ja auch etwas Kräftigendes an sich, wenn man es recht betrachte, wie der Boden, den man aufreißt, damit etwas Frisches, Grünes hervorzubrechen vermöge.“ (Uns, 26)

Abgesehen von solchen Erklärungen ist Cornelli die einzige Romanfigur, die von der geschichtlichen Schuld des deutschen Volkes spricht (die Erzähltechnik des Autors gibt dem Leser keine Möglichkeit, die Stellungnahme der anderen Gesprächspartner – der Mutter, des Großvaters, Walters selbst – zu erfahren): „Wir verdienen es ja nicht anders. [...] Wenn man bedenke, was Hitler und damit wir – wir! – den Völkern Europas angetan hätten!“ (Uns, 26) Die Untaten der Russen betrachtet er als eine „verdiente Strafe“ (ebd), die seit dem Beginn der Judenverfolgung schon vorherzusehen war: „Das rächt sich.“ (ebd) Und wieder gewinnt das rigorose Thema die „unangemessene Harmlosigkeit“:

„Sollten sie nur plündern, das geschehe uns recht. Und wenn sie uns alle an die Wand stellten, nur zu. Stellvertretende Sühne für all das Leid, das unser deutsches Volk über die Menschheit gebracht. Hoch erhobenen Hauptes. Selbst die Schränke öffnen: hier nehmt, damit all das Schlimme wieder aufgewogen wird.“ (Uns, S. 28)

Seine Stimme verliert sich jedoch in der zunehmenden Unzufriedenheit mit den „Russen“. Man will sie nicht verstehen. Man will nicht nach ihrer Ordnung leben. Man versucht, sie als etwas Fremdartiges abzustößeln. Da es dafür keine anderen Möglichkeiten gibt, setzt man die Kraft der Ironie ein. Die Russen sind zwar die neuen Machthaber, dafür aber dumm, einfältig und primitiv.

¹⁸⁶ Christian Linder: Schreiben und Leben. Gespräche mit Schriftstellern. Köln 1974, S. 47-59, hier S. 55.

2.6. Wolfgang Leonhard: *Die Revolution entläßt ihre Kinder*

In seinem autobiographischen Bericht „Die Revolution entläßt ihre Kinder“ erzählt Wolfgang Leonhard über sein Leben in der Sowjetunion von der Mitte der dreißiger Jahre bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges und vom demokratischen Aufbau im östlichen Teil Deutschlands aus der Sicht eines Beteiligten. Als dreizehnjähriger Junge mit seiner Mutter nach Moskau emigriert, ist er in der Sowjetunion aufgewachsen, politisch geschult und später unter anderen erwählten Parteifunktionären nach Ostdeutschland delegiert worden, um in der sowjetischen Besatzungszone die Reste des nationalsozialistischen Systems auszurotten und demokratische Umwandlungen durchzuführen. Durch die Schilderung seines eigenen politischen Werdegangs zeigt Wolfgang Leonhard zum ersten Mal in der Literatur die Ausbildung der Spitzenfunktionäre in der Sowjetunion. Ein ergebener Anhänger der kommunistischen Ideologie, bekommt er jedoch allmählich auf Grund persönlicher Erfahrungen und Auseinandersetzungen mit dem stalinistischen System zunehmende „politische Bauchschmerzen“ (Revolution, 600), die 1947 seinen endgültigen Bruch mit dem Kommunismus bedingen.

Das Buch wurde 1955, einige Jahre nach den geschilderten Ereignissen geschrieben.¹⁸⁷ Der Autor zeigt diese aus zwei Perspektiven – vom Standpunkt eines überzeugten jungen Kommunisten und aus der Sicht eines Enttäuschten. Durch gewisse zeitliche Distanz versucht er, emotional gesteuerte Argumentation zu verhindern. Das betrifft die Darstellung seines Lebens in der Sowjetunion, aber auch die Besatzung Ostdeutschlands durch die sowjetische Armee, die der Verfasser selbst bei seiner Ankunft in Ost-Berlin in den ersten Maitagen 1945 mit wichtigen politischen Aufgaben und durch seine Tätigkeit in den höheren Parteistrukturen miterlebt hat.

Das im Zusammenhang mit der Besatzung Ostdeutschlands entstehendes Rußlandbild wird auf zwei Ebenen dargestellt. Auf einer zeigt der Verfasser das stalinistische Parteisystem und deren Funktionäre, auf der anderen berichtet er vom Verhältnis der einfachen sowjetischen Soldaten zur deutschen Zivilbevölkerung. Im Unterschied zu den anderen, meist fiktiven Texten, in denen das Thema der sowjetischen Besatzung Ostdeutschlands kurz oder in kleinen

¹⁸⁷ Hier: Wolfgang Leonhard: *Die Revolution entläßt ihre Kinder*. 21. Auflage. Köln 2003.

Episoden zum Ausdruck kommt und kaum durch Kommentare beziehungsweise Reflexionen des Autors erläutert wird, weist das Buch von Wolfgang Leonhard als Text der politischen Literatur vor allem auf die ideologischen Hintergründe hin. In Leonhards Schilderung zeigt sich das sowjetische totalitäre System als ein gut funktionierender, streng hierarchisierter Apparat, der in alle Lebensbereiche eindringt. Im Rahmen des behandelten Themas kommt dieses System einerseits in den Gestalten der höheren Offiziere der sowjetischen Besatzungsmacht zum Ausdruck, die speziell für ihre neuen ideologischen Aufgaben in Deutschland ausgebildet wurden, andererseits in der Besatzungspolitik der Sowjetunion im Nachkriegsdeutschland, die durch die politische Verwaltung der Roten Armee und durch die sowjetischen Kommandanturen durchgeführt werden sollte. Die übliche Praktik der kommunistischen Regierungsspitze, die die partei-politischen Richtlinien über viele wichtige Fragen schlagartig und radikal änderte, zeigte sich auch in ihrer inkonsequenten und nicht selten widersprüchlichen Politik in der sowjetischen Besatzungszone. Folgende Textpassage dokumentiert zum Beispiel Gegensätze zwischen der proklamierten Besatzungspolitik der Alliierten im Nachkriegsdeutschland und ihrer Verwirklichung durch die sowjetische Militärverwaltung vor Ort:

„Ich glaubte daran, daß die Sowjetunion den deutschen Antifaschisten und Demokraten nach der Zerschlagung der Hitler-Armee selbstlos helfen würde, ein neues demokratisches Deutschland aufzubauen. Hatte sie nicht, so sagte ich mir, durch die Unterstützung des Nationalkomitees bewiesen, daß es in ihrem Interesse lag, wenn die deutschen Kräfte selbst ein unabhängiges Deutschland errichten? Schien nicht auch unsere Entsendung – noch vor Beendigung der Feindseligkeiten! – ein Beweis dafür zu sein, daß die Sowjetunion nicht als Eroberer auftreten wollte, sondern als Macht, die den deutschen Antifaschisten im Kampf gegen den Nazismus zu helfen bereit war? Hatte nicht Stalin selbst wiederholt einen Unterschied zwischen dem deutschen Volk und dem Hitler-Staat gemacht?“ (Revolution, 423)

Die Aussagen über die große Mission der Roten Armee gehörten zur neuen Politik der Sowjetunion in Ostdeutschland, dessen Schicksal sie in ihrem eigenen Interesse besiegeln wollte. Zur Rechtfertigung des Eroberungscharakters der Militärmission der Roten Armee und zur Motivierung unpopulärer Maßnahmen dienten die von den kommunistischen Ideologien propagierten Feind- beziehungsweise Zerrbilder von Deutschen, meint der Verfasser, wie sie zum Beispiel in einer Wochenschau über Deutschland, die er in Moskau kurz vor seiner Abreise nach Berlin gesehen hat, artikuliert wurden :

„Sie war so gezeigt, als ob man in Deutschland um jedes Haus kämpfen mußte, die gesamte Bevölkerung hinter der SS stünde und es keinen einzigen Hitlergegner gebe“, während die Reportagen aus den befreiten Städten Prag, Sofia und Bukarest die jubelnde und begeisterte Bevölkerung zeigte. (Revolution, 403)

Von den ersten Begegnungen mit den Vertretern der sowjetischen Besatzungsmacht hat der Autor allerdings einen durchaus positiven Eindruck. Russische Offiziere zeigen sich „freundlich, fast ein bißchen hochachtungsvoll“, auch „höflich“ und „zuvorkommend“. (Revolution, 425) Das gilt insbesondere für die Offiziere der Ersten Belorussischen Front unter dem Kommando von General Galadshijew, die „fast alle deutsch sprachen und ihre Hauptaufgabe darin sahen, einen guten Kontakt mit der Bevölkerung herzustellen“ (ebd). Das Verhalten der „Russen“ gegenüber den Funktionären der „Gruppe Ulbricht“ ist offensichtlich durch die entsprechende Anweisung aus Moskau zu begründen sowie dadurch, daß die letzteren als „Mitglieder der neuen deutschen Regierung“ aufgenommen waren. Einen guten Eindruck macht auf den Verfasser auch die Kompetenz der Leiter der politischen Verwaltung, aus der ein ernstes Herangehen der sowjetischen Regierungsspitze bei der Vorbereitung und Lösung wichtiger politischer Fragen schließen läßt: Die Repräsentanten der Sowjetmacht waren „zweifellos in Moskau für ihre Aufgabe sorgfältig ausgebildet worden. Sie kannten die deutsche Geschichte besser, als viele Deutsche“, heißt es im Text. (Revolution, 428)

Die theoretische Ausbildung in den sowjetischen Parteihochschulen war auf hohem Niveau, besonders wenn es um Sonderaufträge ging, betont Wolfgang Leonhard. Um so größer war der Abstand zwischen der orthodoxen kommunistischen Lehre und der Wirklichkeit. Er zeigt sich besorgt: „Aber kannten sie die jetzige Stimmung der Deutschen? Wußten sie, was die deutsche Bevölkerung dachte und fühlte?“ (Revolution, 430) Die Antwort auf diese Fragen läßt sich durch seine weitere Darstellung der Tätigkeit der sowjetischen Besatzungsmacht in Ostdeutschland vermuten. Besonders deutlich wird es an der Charakterisierung der sowjetischen Bezirkskommandanten. Sie erscheinen im Buch als groteske Figuren, die nicht einmal fähig sind, eine ihrer wichtigsten Aufgaben, und zwar die Einsetzung der deutschen Bezirksverwaltungen und – bürgermeister, zu erfüllen. Ebenso wie sie selbst anscheinend aus reinem Zufall, ohne Deutschkenntnisse und erforderliche Fachkompetenz, zu Kommandanten ernannt wurden, versuchen sie nun Mitglieder der neuen deutschen Verwaltungen praktisch aufs Geratewohl zu bestimmen. Wolfgang Leonhard berichtet von kuriosen Fällen, in denen

einige Kommandanten willkürlich ausgewählte Personen, unter denen sogar ehemalige Nazis sind, zu Bürgermeistern der neuen demokratischen Verwaltung Berlins ernennen wollen:

„Ein Kommandant war nach Eintreffen des Befehls, Bezirksbürgermeistereien zu bilden, einfach auf die Straße gegangen. Einen zufällig vorübergehenden Mann, der ihm aus irgendeinem Grunde sympathisch erschien, zupfte er am Ärmel und erklärte: ‘Komm, du jetzt Bürgermeister.’“ (Revolution, S. 438)

Ähnlich sieht es mit der Gründung der Einheitsfront der vier Parteien (der Kommunistischen, Sozial-Demokratischen, Liberal-Demokratischen und der CDU) in einigen Bezirken Berlins aus. Die Kommandanten fordern von den ihnen unterstellten deutschen Verwaltungen oft nur die formale Bildung dieser Parteien, um möglichst schnell über die Erfüllung der Parteidirektiven nach Moskau berichten zu können. Viele sowjetische Kommandanten sind in der Darstellung Wolfgang Leonhards austauschbare, inkompetente, zur Erfüllung ihrer Aufgaben unfähige Menschen, die ihre Arbeit teilweise den deutschen Selbstverwaltungsorganen übertragen und sie dabei zwar nicht behindern, ihnen aber auch keine große Unterstützung leisten. Statt dessen fordern sie strikte Erfüllung aller Anordnungen des Parteiapparats, der in Ostdeutschland auf die Sowjetunion orientierte Politik durchführte. Aber manchmal verfallen einige von ihnen in ein anderes Extrem und mißbrauchen die ihnen anvertraute Macht. So beschreibt der Verfasser seinen hartnäckigen Kampf gegen den Kommandanten des Berliner Bezirks Kreuzberg, der eine ausschließlich aus russischen Emigranten bestehende „deutsche“ Verwaltung einsetzte (Revolution, 446) – ein absurder und zugleich besorgniserregender Fall, ein Zeugnis der Willkür und der Einmischung in die Tätigkeit der deutschen Selbstverwaltungsorgane.

Auf einer anderen Ebene entwickeln sich die im Bericht dargestellten Verhältnisse zwischen den einfachen Soldaten der Roten Armee und der deutschen Zivilbevölkerung. Im Unterschied zu den hohen Offizieren der politischen Verwaltung und den Kommandanten besetzten sie unmittelbar deutsche Städte und Dörfer und stellen den Kontakt zu den Deutschen her. Dem in der Sowjetunion aufgewachsenen und politisch ausgebildeten jungen deutschen Parteifunktionär kommen die ersten Meldungen der erschrockenen deutschen Bürger über Plünderungen und Vergewaltigungen als „unwahrscheinlich“ und von der Nazipropaganda beeinflusst vor:

„Sollen wirklich solche Fälle vorgekommen sein? Ich war erschüttert, glaubte aber fest daran, daß es sich um eine bedauerliche Einzelercheinung gehandelt haben müsse.“ (Revolution, 427)

Erst nachdem er die erschreckenden Schilderungen „in den nächsten Tagen und Wochen zu Dutzenden und Hunderten in allen Variationen und Abwandlungen immer und immer wieder“ (Revolution, ebd) hört, wird ihm das zunehmende Ausmaß der „Übergriffe“ (Revolution, 462) der „singende[n], jubelnde[n] und oft auch betrunkene[n] Rotarmisten“ (Revolution 455) bewußt. Zwar wird ein Fall erwähnt, in dem ein sowjetischer Offizier „wütend und empört über das Benehmen sowjetischer Soldaten“ (Revolution, ebd) schimpft, doch scheint die allgemeine Situation unkontrollierbar und chaotisch zu sein:

„Am Beispiel Kreuzbergs erkannte ich zum ersten Mal nicht nur die Ohnmacht der Kommandanten gegenüber den Massen von betrunkenen, randalierenden, sich jeglicher Kontrolle entziehenden sowjetischen Soldaten, sondern auch die Ohnmacht der Politischen Hauptverwaltung sowohl gegenüber den disziplinelosen Rotarmisten als auch gegenüber selbstherrlichen Kommandanten“. (Revolution, 449)

Leonhards Resümee: Welche demokratischen Ziele die sowjetische Besetzung auch verfolgen mochte, - sie war ein artfremdes Element, das die wirkliche demokratische Umgestaltung Ostdeutschlands für viele Jahrzehnte behinderte.

2.7. Gisela Karau: *Die Großmutter mit der Pistole*

Gegenseitige Beziehungen zwischen Offizieren der sowjetischen Militärverwaltung und deutscher Zivilbevölkerung in den ersten Nachkriegsmonaten werden zum Thema der autobiographischen Erzählung *Die Großmutter mit der Pistole* von Gisela Karau. Sie wurde viele Jahre nach den geschilderten Ereignissen geschrieben und erschien in der Anthologie „Moskauer Begegnungen“, in der eine Gruppe der Autoren aus der DDR über ihre Erlebnisse und Eindrücke im und vom „Freundschaftsland“ und von Begegnungen mit seinen Menschen berichten.

Im Mittelpunkt der Geschichte stehen Verhältnisse, die durch das Zusammenleben in einem Haus eines russischen Offizierspaars sowie seiner sowjetischen Untermieter und einer

„ausgebombten“, bei der Großmutter untergebrachten deutschen Familie entstanden, die für einige Monate Nachbarn wurden.

Die Besetzung Ost-Berlins durch die Rote Armee und die unmittelbare Nähe sowjetischer Militärpersonen stört anscheinend kaum ernsthaft die Ruhe der deutschen Familie. Im Gegenteil, unüberhörbar ist der heitere Ton, mit dem rückblickend aus der Perspektive eines zwölfjährigen Mädchens über den ersten Friedenssommer erzählt wird, der durch die Anwesenheit von sowjetischen Quartieranten noch „fröhlicher“ wird. (GmP, 8) Als sie dann das Haus verlassen, ist man traurig; in Erinnerung bleiben die „Wärme und das kräftige bunte Leben“ (GmP, 15) der „Russen“, das auch der deutschen Familie über die Schwierigkeiten der Nachkriegszeit hinwegzukommen half.

Sofern es der enge Rahmen der Erzählung erlaubt, bemüht sich die Autorin um die Ausstattung der Hauptakteure der Geschichte mit individuellen Charakterzügen, die dennoch auffallend einseitig, ebenso flach wie oberflächlich bleiben: Negative Eigenschaften, wenn überhaupt vorhanden, werden verharmlost oder durch mehrere positive ausgeglichen. Lustig, gewandt, manchmal auch sorglos-leichtsinnig zeigt sich Marfa Semjonowna; ihr braver Ehemann Kapitän Sascha Koserin ist aufbrausend, aber gutmütig; für den gutaussehenden eitlen Nikolai schwärmt die junge Erzählerin; Georgij ist immer hilfsbereit. Aber auch andere ständig wechselnde sowjetische Untermieter zeigen sich „lustig“ und „kinderfreundlich“. (GmP, 9) Es sind eben die Russen, die als „Sieger“ den ersten Schritt zur Entstehung und Entwicklung freundschaftlicher Verhältnisse mit den Deutschen machen: Sie helfen im Haushalt, versorgen die hungernde Familie mit Lebensmitteln, spielen mit den Kindern (GmP, 11); gemeinsame Kinobesuche krönen das idyllische Bild, das ein genaues Gegenteil zum Verhalten deutscher Soldaten und Offizieren darstellt. „Offiziere dieser Art waren uns neu“, gesteht die Erzählerin, „für einen deutschen Mann in Uniform wäre es doch nie in Frage gekommen, mit Kindern spazierenzugehen oder mit Milchkanen, wie das die Russen taten.“ (ebd) Von Ausschreitungen alkoholisierter Rotarmisten, von Vergeltungsdurst, Kriegsbeutesucht und Vandalismus fehlt in der Erzählung von Gisela Karau jede Spur. Auch die Annäherungsversuche gegenüber den deutschen Frauen – dieses Thema konnte die Erzählerin offensichtlich nicht umgehen – haben einen durchaus harmlosen Charakter und werden sofort von der auf einmal strengen Marfa Koserina abgestellt. (GmP, 9)

Bemerkenswert sind die Verhältnisse zwischen den sowjetischen Armeeingehörigen und einer „echten deutschen Frau“, Großmutter Otilie. Ihre von Selbstachtung zeugende, furchtlose Verhaltensweise im Umgang mit den Russen mag deren Respekt ihr gegenüber erklären, der wiederum etwas übertrieben wirkt, denkt man an die Stelle, wo Kapitän Sascha Koserin „mit der Miene eines gescholtenen Schuljungen [...] die Vorwürfe einer deutschen Bürgersfrau“, nämlich ihre Beschwerden über die Plünderer „geduldig hinnahm“. (GmP, 12) Den Höhepunkt der Erzählung bildet die Episode mit der Pistole, in der die alte Dame den in blinder Eifersucht und Alkoholrausch tobenden Kapitän ruhigstellt, der merkwürdigerweise „nicht wagt[e]“, seine persönliche Waffe zurückzunehmen und erst am nächsten Morgen es „zaghafte“ versucht. (GmP, 12f.) Eine beinahe groteske Situation, in der eine alte deutsche Frau für eine Nacht zum Herrn der Lage wird.

Der subjektive Charakter der Darstellung, die durch persönliche Erlebnisse und Kommentare der Erzählerin gefiltert ist, wird zusätzlich durch ihre vermutliche Intention verstärkt, freundschaftliche Verhältnisse zwischen den Russen und Deutschen während der sowjetischen Besetzung zu schildern. Das idealisierte Bild russischer Soldaten und Offiziere ist offensichtlich angepaßt an die DDR-Staatsideologie, die von ihren Autoren eine makellose, klischeehafte Darstellung der Sowjetunion und der sowjetischen Menschen forderte. Die Bedeutung der positiven Momente ist demnach übertrieben, von negativen ist kaum die Rede. Dadurch entsteht ein erstarrtes, entstelltes, aber „politisch korrektes“ Bild vom „großen Bruder“, das für einige Jahrzehnte die Gestaltung der gegenseitigen Beziehungen in der ostdeutschen Literatur prägte.

2.8. Zusammenfassung

Die differenzierenden Bilder des Verhältnisses zwischen den sowjetischen Besatzungssoldaten und –offizieren und der deutschen Zivilbevölkerung sind in den im vorliegenden Kapitel untersuchten Texten auf unterschiedliche Perspektiven bei der Betrachtung des aufgeworfenen Problems zurückzuführen, auf persönlichen Bezug zum Geschehen, auf die Erzählabsicht sowie auf den Grad der Souveränität des jeweiligen Autors gegenüber der Ideologie. In der Erzählung *Die Möhre* von Peter Härtling liegt der

Schwerpunkt auf der Gegenüberstellung des humanen Verhaltens einmarschierender russischer Soldaten und der Gleichgültigkeit wohlhabender Dorfbewohner gegenüber den Flüchtlingskindern. Im Roman *Jauche und Levkojen* schneidet Christine Brückner die Themen der Flucht aus den östlichen Gebieten Deutschlands vor dem Einmarsch der Roten Armee sowie der gegenseitigen Beziehungen sowjetischer Militärpersonen und deutscher Zivilbevölkerung an, deren Dimension und traumatisierende Folgen jedoch kaum dargestellt werden. Die autobiographische Erzählung *Die Großmutter mit der Pistole* der ostdeutschen Autorin Gisela Karau thematisiert die sowjetische Besatzung Ost-Berlins; das Bild von fremden Soldaten zeichnet sich durch eine unverkennbare ideologische Überformung aus und ist stark idealisiert. Das Bild von Russen im Roman *Uns geht's ja noch gold* setzt sich aus der Darstellung der Soldaten und Offiziere der sowjetischen Besatzungsmacht aus drei Perspektiven zusammen: den Gegensätzen zwischen Besiegten und Siegern, Bürgertum und Proletariern sowie Nazis und Sowjetsoldaten. Die pointilistische Erzählweise Walter Kempowskis läßt aus den zersplitterten Bemerkungen keine geschlossenen, individuellen Charakterbilder entstehen. Es wird hauptsächlich allgemein über „Russen“ gesprochen. Der Schwerpunkt liegt dabei nicht auf den Personen selbst, sondern bezieht sich eher auf ihre Handlungen sowie auf die Reflexion der Bevölkerung. Die ironische Darstellungsweise, die als psychologische Abwehrreaktion der Deutschen zu betrachten ist, erzielt eine Gegenwirkung, bei der die Gewalttaten der sowjetischen Soldaten die kontrovers zum Thema stehende Harmlosigkeit gewinnen. Das entspricht wohl der Absicht des Autors: Bei seinem Verzicht auf jeglichen Kommentar soll der Kontrast zwischen dem Ernstem und Komischen den Leser zur kritischen Auseinandersetzung mit dem Thema anregen.

Die Untersuchung der genannten Texte läßt die vorläufige Schlußfolgerung zu, daß eine distanzierte Darstellung der sowjetischen Besatzung Ostdeutschlands und eine ernsthafte Auseinandersetzung mit Ursachen und Folgen des Geschehens nur in Einzelfällen zum Ausdruck kommt. Vielmehr ist es ein Angebot zur Diskussion, indem das Urteil über das Geschehene vom Leser erwartet wird.

3. Bilder von Rußland und Russen in der deutschen Literatur über sowjetische Kriegsgefangenschaft am Beispiel der Romane *Der Arzt von Stalingrad* von Heinz G. Konsalik und *Soweit die Füße tragen* von Josef Martin Bauer

3.1. Einführung

Das Leben in der Sowjetunion im Ganzen sowie seine einzelnen, manchmal spezifischen Komponenten werden in einer Reihe literarischer Texte über den Zweiten Weltkrieg thematisiert, die der ostdeutsche Kritiker Günther Cwojdrak als „zweite Literatur“ bezeichnete. Neben der „seriösen“, sich kritisch-realistisch besinnenden Literatur der westdeutschen bürgerlichen Gesellschaft, so Cwojdrak, hat sich eine „so primitive wie aggressive zweite Literatur“¹⁸⁸ etabliert, die wegen ihrer fragwürdigen literarästhetischen Qualität in den „offiziellen“ Literaturkreisen weitgehend ignoriert wird. Was allerdings nichts an der Tatsache ändert: Dieses als „Kitsch“, „populäre Lesestoffe“, als „Massen-“, „Unterhaltungs-“ oder aber als „Trivilliteratur“¹⁸⁹ abgewertete Schrifttum hat allerdings schnell solche Produktions-, Verbreitungs- und Rezeptionshöhen erreicht, daß seine Existenz nicht mehr unbeachtet bleiben durfte.

Es geht vor allem um sogenannte Landserhefte und Kriegsromane, die, ohne sich zeitkritisch mit dem Dritten Reich auseinandersetzen, den Krieg als großes Abenteuer und Bewährungsort germanischer Tugenden darstellen. Besorgniserregend scheinen dabei weniger die erzählerische Anspruchslosigkeit dieser Texte, sondern vielmehr die vermittelten inhaltlichen Botschaften, die zahlreichen Vorurteile, Stereotypen und Klischees, die in leicht zugänglicher Form – über Fernsehen, Rundfunk, Illustrierte und preiswerte Taschenausgaben – ein vielschichtiges deutsches Lesepublikum erreichen. Das erscheint umso bedenklicher, als diese mediale Produktion angesichts enormer Gesamtauflagen und eines nicht zu unterschätzenden Leserinteresses, um Günther Cwojdrak noch einmal zu zitieren, „das Bewußtsein, das Geschichtsbild und die Zukunftsperspektive von Millionen Menschen in Westdeutschland

¹⁸⁸ Günther Cwojdrak: Die Zweite Literatur. In: Neue deutsche Literatur, 9 (1961), H. 5, S. 77-92, hier S. 77.

¹⁸⁹ Peter Nusser: Trivilliteratur, Stuttgart 1991, S. 2. In der vorliegenden Studie wird von der literatursoziologisch orientierten Definition der „Trivilliteratur“ von Peter Nusser ausgegangen, die sowohl den ästhetischen (das Triviale als leicht Eingängige), als auch den gesellschaftlichen Aspekt (das Triviale als das weit Verbreitete) vereinbart. – ebd, S. 3.

[formt]“¹⁹⁰. Dieser Einfluß ist allerdings gegenseitig: Als genuines Marktprodukt sollen diese Werke in Stil, Sprache und Inhalt den Erwartungen der Verbraucher gerecht werden, so daß sich jeder Bürger mit den handelnden Figuren und ihrer Welt identifizieren könnte.¹⁹¹

Aus der Fülle von Texten, die der sogenannten „Kriegsgefangenenliteratur“ zuzuordnen sind, wurden zur Untersuchung des Bildes von Rußland und den Russen im vorliegenden Kapitel die Romane *Der Arzt von Stalingrad* von Heinz G. Kosalik und *Soweit die Füße tragen* von Josef Martin Bauer herangezogen. Die Auswahl dieser Werke zum Forschungsobjekt war begründet vor allem durch ihre offensichtliche Auswirkung auf das Lesepublikum durch die oben angesprochenen hohen Auflagen sowie ihre Massenverbreitung im In- und Ausland.¹⁹² Rezeptionsprobleme erscheinen dabei besonders relevant angesichts zu vermutender gattungsspezifischer Elemente wie Stereotypisierung und Etablierung von völkerfeindlichen Vorurteilen. Allerdings wurde der Frage nach der Repräsentativität der Bilder von Sowjetrußland und sowjetischen Menschen in beiden Romanen speziell nicht nachgegangen, weil dafür mehrere Texte unterschiedlicher Autoren auf die Darstellung des Landes im Osten befragt und die Ergebnisse verglichen werden sollten. Vielmehr wird vom ungewöhnlichen Verbreitungsgrad besonders des Kosalik-Romans auf den repräsentativen Charakter des Rußlandbildes solcher Trivialliteratur geschlossen, auch unter Berufung auf Hans Wagener, der die beiden Romane unter den „wichtigsten und typischsten“ Werke dieser Art Literatur erwähnt.¹⁹³

Die Grundfragestellung der vorliegenden Untersuchung bezieht sich auf die Schilderung der Verhältnisse in der Sowjetunion aus der Sicht deutscher Kriegsgefangener und umfaßt folgende Aufgabenbereiche:

¹⁹⁰ Günther Cwojdrak: *Zweite Literatur*, S. 78.

¹⁹¹ Walter Nutz: *Der Krieg als Abenteuer und Idylle. Landserhefte und triviale Kriegsromane*. In: *Gegenwartsliteratur und Drittes Reich. Deutsche Autoren in der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit*. Hg. v. Hans Wagener. Stuttgart 1977, S. 265-283, hier S. 267f.

¹⁹² Siehe dazu: Hans-Jürgen Ulrichs: *Variablen des „autoritären Charakters“ (Adorno) in Heinz G. Kosaliks *Der Arzt von Stalingrad**. In: *Krieg und Literatur*. Nr.10 (1993), S. 47-78, hier S. 47.

¹⁹³ Hans Wagener: *Soldaten zwischen Gehorsam und Gewissen. Kriegsromane und -tagebücher*. In: *Gegenwartsliteratur und Drittes Reich. Deutsche Autoren in der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit*. Hg. v. Hans Wagener. Stuttgart 1977, S. 241-264, hier S. 242, 244.

1. Auf der Grundlage historisch-dokumentarischer Monographien von A. Hilger¹⁹⁴, A. Lehmann¹⁹⁵, R. Overmans¹⁹⁶ sollen gesellschaftliche, politische und ideologische Rahmenbedingungen skizziert werden, die hinter der jeweiligen Darstellung und ihrer Rezeption stehen. Dabei geht es nicht darum, daß die rußlandbezogenen Bilder auf ihre Realitätsnähe hin überprüft werden sollen: Aus verständlichen Gründen wäre solch ein Vergleich für jedes einzelne Bild kaum möglich; außerdem läßt sich das Verhältnis dieser Bilder zur historischen Wirklichkeit nicht immer nachweisen. Von daher stützt dieser Teil der Studie sich auf verfügbaren historisch-dokumentarischen Stoff und hat keinerlei Absicht, einigen Bildern Vorzug zu geben oder, im Gegenteil, andere zu beeinträchtigen.
2. Als wichtige Aufgabe gilt es, der Frage nachzugehen, ob in den Romanen eine individuelle Auseinandersetzung mit dem Dritten Reich sowie eine zeitkritische Reflexion über die Ursachen, Erscheinungsformen und Auswirkungen des Zweiten Weltkrieges stattgefunden hat.
3. Schließlich sollen die beiden Texte auf Intensität und Häufigkeit der rußlandbezogenen Stereotype und Vorurteile befragt werden.¹⁹⁷ Dokumentarische Zeugnisse über das Leben der deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion sind aussagekräftige Quellen und damit ein wichtiger Bestandteil des Rußlandbildes im Nachkriegsdeutschland, weil sie trotz ihrer spezifischen Perspektive einen tieferen Einblick in das Leben in der UdSSR gewähren, als den nationalsozialistisch geprägten Kriegsberichten der deutschen Wehrmacht zu entnehmen war. Bis 1947 blieben die Nachrichten vom Schicksal der Gefangenen und die Informationen über die Lebens- und Arbeitsbedingungen in sowjetischer Gefangenschaft wie auch über aktuelle gesellschaftspolitische und

¹⁹⁴ Andreas Hilger: Deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion, 1941-1956. Kriegsgefangenenpolitik, Lageralltag und Erinnerung. 1. Auflage. Essen 2000.

¹⁹⁵ Albrecht *Lehmann*: Gefangenschaft und Heimkehr. München 1986.

¹⁹⁶ Rüdiger Overmans: Soldaten hinter Stacheldraht. Deutsche Kriegsgefangene des Zweiten Weltkrieges. Berlin, München 2000.

¹⁹⁷ Es wird davon ausgegangen, daß sie als triviale Kriegsromane einen gewissen Grad an Stereotypisierung aufweisen sollen. Siehe dazu W. Nutz: Der Krieg als Abenteuer und Idylle, S. 268. Weitere Hinweise auf Stereotypisierung der Texte trivialen Charakters bei Peter Nusser: Trivilliteratur.

ökonomische Verhältnisse in der Sowjetunion unregelmäßig, mangelhaft und widerspruchsvoll.

Darüber hinaus lassen das Ausmaß des im sowjetischen Gewahrsam erlebten Leides und die geringe zeitliche Distanz zum Geschehen, die eine selbstkritische Auseinandersetzung mit dem Thema nur zum Teil ermöglichen konnte, einen subjektiven Charakter dieser Darstellungen vermuten. Mit der Heimkehr der ersten deutschen Kriegsgefangenen aus der Sowjetunion 1947 wird die Beschäftigung mit diesem Teil deutscher Geschichte im Rahmen der Vergangenheitsbewältigung und Identitätsfindung der Deutschen nach der verheerenden Niederlage im Zweiten Weltkrieg Gegenstand einer regen öffentlichen Diskussion für ein ganzes Jahrzehnt.

3.2. Heinz G. Kosalik: *Der Arzt von Stalingrad*

Der Roman *Der Arzt von Stalingrad* von Heinz G. Kosalik¹⁹⁸ erscheint in der späten Nachkriegszeit (1956, der Film kommt zwei Jahre später), als die Flut fiktionaler Texte und autobiographischer Berichte und Tagebücher der Heimkehrer über die sowjetische Kriegsgefangenschaft sichtlich nachläßt. Die Verhandlungen Konrad Adenauers in Moskau im Sommer 1955 über das Schicksal Tausender in sowjetischem Gewahrsam befindlicher Deutscher brachte das Interesse der westdeutschen Gesellschaft am Thema *Zweiter Weltkrieg* und seiner Folgeerscheinungen auf einen neuen Punkt. Auf der Welle großer öffentlicher Resonanz auf die erfolgreiche UdSSR-Reise Adenauers und erneuter Aufmerksamkeit auf die Heimkehrerproblematik erscheint der erste Roman von Kosalik über Rußland, dem mehrere andere folgen.¹⁹⁹ Das aktuelle Thema sowjetischer Gefangenschaft, der mit zahlreichen Mythen umwobene, geheimnisvolle Handlungsort Stalingrad, ein deutscher Arzt als Hauptfigur, Liebesbeziehungen und der allgemein unterhaltende Ton der Darstellung machen die westdeutsche Leserschaft gespannt auf Kosaliks neuen Roman, der zu seinem größten

¹⁹⁸ Heinz G. Kosalik: *Der Arzt von Stalingrad*, 43. Auflage, München 2000.

¹⁹⁹ z.B.: *Russische Sinfonie* (1962), *Liebesnächte in der Taiga* (1966), *Liebe am Don* (1970), *Ninotschka, die Herrin der Taiga* (1973), *Die Verdammten der Taiga* (1974), *Kosakenliebe* (1975) und v.a.m., insgesamt an die 20 Titel.

schriftstellerischen Erfolg wird – so hatte er zum Beispiel 1991 eine Auflage von fast zweieinhalb Millionen Exemplaren²⁰⁰; 2000 erschien die 43. Auflage des Bestsellers.

Als wichtiges Auswahlkriterium für den Roman *Der Arzt von Stalingrad* galt, daß er eine Fülle der Bilder von Russen und Rußland bietet, die einzeln ausgewertet und danach bestimmten thematischen Gruppen zugeordnet wurden; in diesem Sinne stützt sich die vorliegende Untersuchung auf eine systematische Inhaltsanalyse. Im Hauptkapitel wurden nur einige, besonders charakteristische Textstellen zur Illustration von Thesen herangezogen. Einen vollständigeren Einblick in die Darstellung des Fremden soll der Anhang gewähren, in dem mehrere Passagen und Aussagen einzelner Figuren zum Thema aufgeführt sind. Auf dieser Grundlage lassen sich vorläufige Zusammenfassungen über die Qualität der rußlandbezogenen Bilder bei Konsalik geben.

Es wäre aber kaum sinnvoll, diese Bilder isoliert vom Gesamtkontext zu betrachten, zumal sie in vielen Romanstellen in enger Verbindung mit den Bildern von Deutschen zum Ausdruck kommen. Aus diesem Grund scheint es zweckmäßig, einen Überblick über beide Gruppen von Bildern zu erstellen.

Die Ergebnisse vorliegender Studie überschneiden sich zum Teil mit Schlußfolgerungen, zu denen Hans-Jürgen Ulrichs in seiner Monographie „Variablen des ‚autoritären Charakters‘ (Adorno) in Heinz G. Kosaliks *Der Arzt von Stalingrad*“ kommt. Bei der Aufarbeitung des Kapitels wurde oft auf diesen Beitrag zurückgegriffen, allerdings in Kenntnis seiner Spezifik: H.-J. Ulrichs geht vor allem vom literatur-soziologischen Standpunkt aus und erforscht, inwieweit im Roman „Elemente [...] nachzuweisen sind, die gegebenenfalls Vorurteile sowie antidemokratische Tendenzen bei den Rezipienten verstärken können, und welche ideologischen Inhalte ... transportiert werden“²⁰¹. Der letztere Punkt ist ohne weiteres für die vorliegende Arbeit akzeptabel, wie auch die Rezeptionsfrage, der allerdings wegen ausufernden Fragestellungen des Kapitels speziell nicht nachgegangen werden kann.

²⁰⁰ Siehe dazu: Rudolf Riedler: Gespräch mit dem Autor. In: Heinz G. Kosalik. Portrait eines Bestsellerautors, Hg. v. Alexander U. Martens. München 1991, S. 16-28, hier S. 19.

²⁰¹ Hans-Jürgen Ulrichs: Variablen, S. 47f.

Das schwere Los deutscher Gefangener des Zweiten Weltkrieges in Rußland wird am Beispiel eines Lagers in der Nähe von Stalingrad dargestellt. Es wird zum Ort der Bewährung moralischer Tugenden und fachlicher Kompetenz gefangener Ärzte, zum Schauplatz des täglichen Kampfes ehemaliger Wehrmachtangehöriger um körperliches Überleben und menschliche Grundrechte. In diesem Sinne folgt Kosalik den Traditionen des Existentialismus der 50er Jahre, der den Krieg aus engerer Perspektive als Grenzsituation des menschlichen Daseins betrachtet, ohne nach sozialen und politischen Zusammenhängen zu fragen.²⁰² Immerhin reicht die Bezogenheit des Autors auf damals aktuelle gesellschaftliche Philosophie allein als Erklärung für die fehlende (selbst)kritische Reflexion über die Zeit des Dritten Reiches lange nicht aus; dafür soll ein breiterer Kontext herangezogen werden.

Aus der Konfrontation mit dem sowjetischen System gehen deutsche Gefangene allerdings als Sieger aus; sie sind jeder Situation gewachsen. Es fallen oft große Worte über Kameradschaft, Offiziersehre, Pflichterfüllung, menschliche und ärztliche Berufung. Von der letzteren gibt es im Roman mehrere außerordentliche Exempel: Unter erbärmlichsten Bedingungen eines Gefangenenlagers, mitten in der öden kalmykischen Steppe führen die deutschen Chirurgen unter der Leitung von Dr. Franz Böhler unvorstellbar komplizierte Operationen durch. Angesichts offensichtlicher kultureller, sittlicher und medizinischer Überlegenheit der Gefangenen gibt die sowjetische Lagerverwaltung schließlich Versuche auf, die „verfluchten Deutschen“ „kleinzukriegen“ (Arzt, 57); nach einigen Jahren gezwungenen Zusammenseins entsteht sogar eine Art Freundschaft zwischen russischen Ärzten und ihren deutschen Kollegen. Mit der Entlassung deutscher Gefangener in die Heimat endet die Geschichte.

Das Bild von Rußland und Russen wird in *Der Arzt von Stalingrad* auf die Darstellung des Kriegsgefangenenlagerdaseins und seines sowjetischen Personals eingeschränkt und kommt in den Aussagen der handelnden Personen und Kommentaren des Erzählers zum Ausdruck. Bereits der erste Blick auf sowjetische Romanfiguren verrät formale Mängel wie unkorrekte Schreibung sowie Unnatürlichkeit fast aller als russisch angegebener Namen – ernstzunehmendes Versäumnis für einen Schriftsteller, der sich um die Exaktheit jedes Details bemühen will²⁰³ und sich gern als „Berufsrusse“²⁰⁴, „richtiger Russe“²⁰⁵ oder „Köllner mit der

²⁰² Hans Wagener: Soldaten zwischen, S. 261.

²⁰³ Rudolf Riedler: Gespräch mit dem Autor, S. 33.

russischen Seele²⁰⁶ nennen hört. So liest man Wadislaw Kuwakino statt Władislaw Kuwakin; die Ehefrau des Lagerkommandanten Worotilow trägt einen männlichen Vornamen Jascha; die Vor- und Nachnamen Bascha (Hervorhebung hier und weiter von mir – G.M.) Tarassowa, Janina Salja, Michail Pjatjal, Tajj Pawlowitsch, Terufina Tschurilowa, Sergej Basow-Kresin klingen ebenfalls fremd für ein russisches Ohr. Ob es sich dabei um absichtliche Verzerrung oder um bloße Unaufmerksamkeit des Schriftstellers handelt, läßt sich nicht mehr nachweisen.²⁰⁷

Die Vertreter der sowjetischen Seite werden in „Russen“ und „Asiaten“ eingeteilt – Hinweis auf die alten, stereotypen Vorstellungen vom unterentwickelten, asiatischen Rußland. Dabei braucht die nationalsozialistische Begrifflichkeit nicht unbedingt im Vordergrund zu stehen; die Unwissenheit über die ethnologische Vielfalt der in der Sowjetunion lebenden Völker reicht aus.²⁰⁸

Auffallend ist ferner, daß der Erzähler die Bezeichnungen „sowjetisch“, „Sowjetunion“ oder „Sowjetrußland“ vermeidet und sie durch die in Westeuropa gebräuchlicheren Wendungen „russisch“ und „Rußland“ ersetzt. In diesem Zusammenhang scheint die These von Hans-Jürgen Ulrichs durchaus sinnvoll, der meint, daß diese Begriffe zu „technokratisch“ seien und die den Russen im Roman zugeschriebene zivilisatorische Unterentwicklung dementieren würden.²⁰⁹

²⁰⁴ Roger Anderegge: Der Berufsrusse. In: Heinz G. Kosalik. Portrait eines Bestsellerautors. Hg. v. Alexander U. Martens. München 1991, S. 49-59, hier S. 49.

²⁰⁵ Bodo Harenberg: Heinz G. Kosalik – Rekordmann der Buchmesse. In: Heinz G. Kosalik. Portrait eines Bestsellerautors. Hg. v. Alexander U. Martens. München 1991, S. 35-37, hier S. 35.

²⁰⁶ Jörg Weigand: Kosalik – die Leidenschaft des Erzählens. In: Heinz G. Kosalik. Portrait eines Bestsellerautors. Hg. v. Alexander U. Martens. München 1991, S. 7-12, hier S. 11.

²⁰⁷ Für die letztere Annahme spricht folgendes Eingeständnis: „Das fließt so ganz von selbst. Da wird kein Wort, kein Komma mehr korrigiert, das geht so in die Druckerei oder in die Redaktionen.“ In: Brigitte Blobel: ‚Ich bin ein Volksschriftsteller‘. In: Heinz G. Kosalik. Portrait eines Bestsellerautors. Hg. v. Alexander U. Martens. München 1991, S. 44-48, hier S. 46.

²⁰⁸ Vgl. dazu Alexander Blank: Die deutschen Kriegsgefangenen in der UdSSR, Köln 1979.

²⁰⁹ Hans-Jürgen Ulrichs: Variablen, S. 55f.

Bereits das Äußere der sowjetischen Figuren kann bei genauer Betrachtung diese Annahme bestätigen. Sehr oft haben sie asiatische Gesichtszüge und zeigen Charaktereigenschaften, die in Europa traditionell den Asiaten zugeschrieben werden, obwohl die Namen eindeutig genug auf die slawische Abstammung ihrer Träger hinweisen. So sieht zum Beispiel Kommissar Kuwakino aus:

„Der Kommissar Kuwakino war ein mittelgroßer, untersetzter Mann mit einem Mongolengesicht. Seine Augen, weit auseinanderstehend und ein wenig geschlitz durch die asiatischen Fettpolster unter den Lidern, blickten kühl und oftmals gelangweilt, als sei ihm die Welt das Ekelhafteste und der Mensch auf ihr überhaupt nicht wert, beachtet zu werden.“ (Arzt, 60)

So viel kann also ein Blick auf das Äußere des Menschen vermitteln, insbesondere wenn sich der Erzähler bemüht, die Wahrnehmung des Geschilderten in die ‚richtige‘ Bahn zu lenken beziehungsweise Fehlinterpretationen zu verhindern. So wird dem Leser die Anstrengung des Nachdenkens erspart, indem er fertige Schlüsse geliefert bekommt; allerdings sei angemerkt, daß eine kritische Reflexion von dieser Art Literatur nicht unbedingt vorausgesetzt wird, denn im Vordergrund steht das unterhaltende, abenteuerliche Element.

Der Fanatismus und die Grausamkeit des sowjetischen Kommissars kennen anscheinend keine Grenzen, wie auch sein Haß und seine Rachesucht gegenüber den Deutschen: „‘Gehen wir‘, sagte er. ‚Es ist schrecklich für mich, so viel deutschen Geruch einatmen zu müssen.‘“ (Arzt, 123) Nach der Prügelei mit Dr. von Sellnow wird der deutsche Arzt zu seinem Erbfeind: „Wütend folgte ihm Kuwakino. Er hatte sich vorgenommen, Dr. von Sellnow so zu vernichten, wie noch nie ein Mensch vernichtet worden war...“ (Arzt, 223)

Noch krasser kommt „asiatisches“ Wesen beim Professor Taij Pawlowitsch zum Vorschein. Hinter dem abschreckenden Äußeren des „zwergenhaften“ (Arzt, 260) Asiaten mit dem „Gesicht eines mumifizierten Affen“ (Arzt 309), mit „kleinen schrägen Augen“ (Arzt, 286) und dem „weißen Tatarenbart“ (Arzt, 245) auf der „asiatischen Fratze“ (Arzt, 314), (wenn man ein genaueres Porträt von ihm haben möchte), verbirgt sich ein „große[r], starke[r], unheimliche[r] Gegner“. (Arzt, 309) Sein lückenhaftes Fachwissen sowie seine bis ins Groteske gesteigerten negativen Charaktereigenschaften kommen durch den kontrastierenden Vergleich mit der hohen ärztlichen und menschlichen Moral deutscher Kollegen erst recht ans Licht. Der Fall Sascha Kislew offenbart nicht nur seine medizinische Ohnmacht in einer

Notsituation, sondern deckt Arroganz, Unehrllichkeit, Niedertracht und Schadenfreude auf, die vor allem gegen Dr. Böhler gerichtet sind:

„Warte, du deutsches Schwein, dachte er wütend, gleich bist du wie ein Wurm, den ich mit Ekel zertreten werde. Ein Stalinpreisträger für Chirurgie läßt sich nicht von einem deutschen Plenni zeigen, wie man einen Magenkrebs operiert! [...] Wir sind die Herren der Welt! Wir dulden keinen höheren über uns! Nicht einmal Gott! [...] Wir sind die Herren der Erde! Wir Russen! Wir Asiaten!“ (Arzt, 308f.)

Seine Unbeherrschtheit, Bosheit und sein fanatischer Haß gegenüber den Deutschen kommen durch häufige Wutanfälle zum Ausdruck, die den mit hohen medizinischen Titeln ausgezeichneten Medizinprofessor antithetisch in den animalischen Bereich rücken, wie es an folgender Textstelle zu erkennen ist:

„Hinaus!“ schrie der Professor. Sein asiatisches Gesicht war verzerrt. Er sah jetzt wirklich aus wie ein alter, wütender Affe. Seine Haut war braunrot, in dem breiten Gesicht standen schräg, eng wie Schlitze, die Augen.“ (Arzt, 307)

Damit scheint „Rußlands größter Chirurg“ (Arzt, 259) überwiegend monströse Eigenschaften zu personifizieren. Der nächste Passus dokumentiert Pawlowitschs leichtfertige Vernachlässigung der menschlichen und ärztlichen Ethik sowie seine Eitelkeit, wenn es um den eigenen medizinischen Ruf geht: „Ich brauche diesen Mann da... Ich muß an ihm studieren und ihm noch einmal den Schädel öffnen, um zu sehen, was in ihm vorging!“ (Arzt, 287) Gegenüber dieser himmelschreienden Entwertung des Lebens eines hilflosen Gefangenen kommen die Taten beider ehemaliger SS-Ärzte, denen schreckliche Menschenversuche während des Krieges vorgeworfen werden, in ihrer aktuellen Opferlage beinahe harmlos vor. Es findet eine absichtliche Verlagerung der Akzente statt: Die öffentliche Aufmerksamkeit von nationaler beziehungsweise individueller Schuld und Mitverantwortung in der Zeit des Dritten Reiches wird dadurch abgelenkt, daß die Gegenseite als Nation oder Person beschuldigt wird. Um eine ähnliche Perspektivenverschiebung geht es auch bei der kontrastiven Darstellung deutscher und sowjetischer Romanfiguren, indem sie und ihre Handlungsweisen dem plakativen Gut-Böse-Schema zugeordnet werden.

Die Geringschätzung des menschlichen Lebens wird in *Der Arzt von Stalingrad* vor allem den „Asiaten“ zugeschrieben, aus denen fast ausschließlich die Lagerbewachung besteht: „[...] es

sind Asiaten, denen das Leben nichts gilt...“ (Arzt, 218) Daß eine solche Bemerkung aus dem Munde des „Russen“ Dr. Kresin kommt, dem allerdings selbst eine ziemlich zynische Lebensauffassung zugeschrieben wird, kann als Hinweis auf offensichtliche Mängel in der offiziellen sowjetischen Nationenpolitik gelesen werden: In diesem wie in mehreren anderen Textbeispielen ist ein herablassendes, verächtliches Verhalten der „Großrussen“ gegenüber Vertretern asiatischer Völker der Sowjetunion, die meist auf niedrigere soziale Stufen verdrängt werden, kaum zu übersehen. Aber auch höher positionierte „Asiaten“ wie Professor Taj Pawlowitsch und Kommissar Kuwakino werden von Russen diskriminiert:

„Der Kommissar beugte sich über den Teller und schmatzte. Über sein gelbliches Gesicht mit den leicht geschlitzten Augen fielen die glatten schwarzen Haare. Ein Asiate, dachte Major Worotilow. In seinem Hals würgte der Ekel.“ (Arzt, 65)

„Er (Dr. Kresin – G.M.) rannte zur Tür und brüllte durch den stillen Gang: ‚Hier ist er, Iwanow! [...] Schlag den alten Affen nieder und komm!‘“ (Arzt, 324)

Handgreiflichkeiten der aus Asien stammenden sowjetischen Soldaten gegenüber deutschen Gefangenen, beispielsweise der „[...] Kirgisen und Mongolen, die nicht sprachen, sondern einfach zuschlugen...“ (Arzt, 63), gehören anscheinend zum normalen Lagerdasein, wie es folgender Textauszug dokumentiert: „Im Block 9 haben drei Kirgisen sieben Gefangene blutig geschlagen, weil sie beim Zählappell nicht schnell genug auf ihren Platz liefen.“ (Arzt, 52) Und offensichtlich wegen ihrer berüchtigten angeborenen Brutalität wurde der Mord an der Küchenhilfe Bascha Tarassowa den asiatischen Bewachungsmannschaften zugesprochen. Neben Rücksichtslosigkeit und Härte zeigen sie auch eine kulturelle und geistige Unterentwicklung und geben damit den deutschen Gefangenen die Chance, sich zumindest durch Hohn und Spott für die menschenunwürdige Behandlung zu revanchieren:

„Ein Glanzstück leistete sich ein Mann aus Baracke VIII, Block 12. Er verkaufte den Schlips eines Bauunternehmers, den er diesem am Tag zuvor in Stalingrad gestohlen hatte, an einen Mongolen als Schärpe für zwölf Rubel. Der Mongole trug den Schlips um den Leib bis 12 Uhr mittags... da sah ihn Leutnant Markow, gab ihm ein paar schallende Ohrfeigen und entriß ihm die Krawatte.“ (Arzt, 40)

Das Bild der grausamen, brutalen, unkultivierten Soldaten asiatischer Provenienz wird komplettiert durch ihre Unterwürfigkeit und Feigheit gegenüber den Machthabenden:

„Mit sieben widerstrebenden Blutspendern, die nicht wußten, was mit ihnen geschehen sollte, erschien er wieder. [...] Ein Mongole begann zu schluchzen. Worotilow schlug ihm ins Gesicht, und er schwieg.“ (Arzt, 149)

Im rassistischen Übereifer übersieht der Erzähler manchmal offensichtliche formale und inhaltliche Inkongruenzen. So werden unter sowjetischen Wachposten häufig Mongolen erwähnt – die Mongolei war aber nie Teilrepublik der Sowjetunion. Oder die von deutschen Gefangenen gefürchtete und verhaßte russische Ärztin wird mit asiatischen Zügen ausgestattet, die offenbar ihre Brutalität unmißverständlich artikulieren sollen: So hat sie „gelbliche“ Haut „wie eine Kalmykin, wie eine Mandschufrau“. (Arzt, 125)

Vergleichbar mit der diffamierenden Darstellungsweise der Asiaten werden dem jüdischen Dolmetscher Aaron Utschomi abstoßendes Äußeres und unangenehme Charaktereigenschaften zugeschrieben. Sowohl bei den Gefangenen, als auch bei der sowjetischen Lagerverwaltung unbeliebt, muß er eine jammervolle Existenz zwischen Angst, Verachtung, Demütigung und Hohn führen: „Der kleine Jude war bleich und zitterte.“ (Arzt, 183) Seine Lage unterscheidet sich wenig von der deutscher Gefangener; trotzdem erweckt seine Figur weder Sympathie noch Mitleid. An seiner Gestalt wird noch einmal deutlich, daß die Inhalte der nationalsozialistischen Rassenlehre im Roman Kosaliks nicht nur ungeschminkt weitervermittelt, sondern auch auf die Gegenseite projiziert werden. Ähnlich der Einordnung der Juden in der faschistischen Nationenhierarchie, denen die unterste Stufe zugewiesen war, zeigt selbst ein „asiatischer“ Kommissar kaum verdeckten Abscheu gegenüber dem noch niedriger rangierenden Kollegen:

„Es fiel ihm (Kommissar Kuwakino – G.M.) schwer, zu dem kleinen, armseligen Juden Genosse zu sagen und ihn als seinesgleichen anzuerkennen. Aber er würgte es heraus, eingedenk der Ideologie, der er diente und die keine Rassen kannte und keine Hautfarben und keine Nationen, nur den Ruf der Roten Fahne der Revolution.“ (Arzt, 60)

Die Kommentare des Erzählers hier und an zahlreichen anderen Textstellen lassen keinen Zweifel an seinem unversöhnlichen Antikommunismus sowie Rassismus nationalsozialistischer Prägung, die, wie es die Lektüre des Textes zeigte, nicht nur die Darstellung der „Asiaten“, sondern auch der „Russen“ und Juden prägt. Bereits der vorläufige Überblick läßt erkennen, daß sich der Erzähler dabei überlieferter Stereotypen und Vorurteile

bedient. Teil III der Dissertation bietet eine allgemeine Übersicht über dieses diffizile Thema; zusammenfassend sei nochmals an die besonders oft wiederholten und gängigen Eigenschaften der „Russen“ erinnert. Auf die kürzeste Formel gebracht, galten sie allgemein als „rätselhaft“, „unausgeglichen“, „sanftmütig“ aber auch „grausam“ zugleich, auch nicht ganz ehrlich; der einfache Russe wird allerdings als ein „urwüchsiger, primitiver, gutmütiger Wilder“ charakterisiert.²¹⁰ Diese althergebrachten Vorstellungen von dem Volk der Russen, die sich über Jahrhunderte hinweg im Bewußtsein der Deutschen verfestigten, wurden durch neuere Erlebnisse der beiden Weltkriege, durch die Oktoberrevolution, den sozialistischen Aufbau in der Sowjetunion sowie das Geschehen im Dritten Reich partiell aktualisiert, aber auch je nach dem aktuellen Stand der deutsch-russischen Beziehungen anders akzentuiert oder komplettiert.

Das vorliegende Kapitel geht unter anderem der Frage nach, welche stereotype Vorstellungen von den Russen in *Der Arzt von Stalingrad* bestätigt oder/und eventuell verstärkt werden. Es läßt sich allerdings kaum nachweisen, in welchem Maße die dem Roman zugrundeliegenden Erinnerungen deutscher „Heimkehrer“ an die sowjetische Gefangenschaft²¹¹ das zustandegekommene Bild von Russen und Rußland prägen, wie hoch der Grad literarischer Verarbeitung ist und welchen Anteil an diesem Bild eigene Vorstellungen und Erlebnisse des Autors während des Krieges gegen die Sowjetunion haben.

Die Darstellung der „Russen“ im Roman wiederholt in Grundzügen das stereotype Muster der Schilderung von „Asiaten“. Der Blick auf Textbeispiele im Anhang zu diesem Kapitel offenbart, daß auch bei den Russen Brutalität, Härte, fanatischer Deutschen-Haß und menschenunwürdige Behandlung der Lagerinsassen ganz oben im Eigenschaftsregister stehen. Das zeigt sich sowohl an Schikanen gegenüber einzelnen Personen als auch an harten Strafmaßnahmen für das ganze Lager wie zum Beispiel die Kürzung der Brotration wegen eines Diebstahls (Arzt, 39), Lichtsperrre abends oder mehrstündiges, erniedrigendes Warten im Schneesturm vor der Kommandantur für die KP-Eintrittskandidaten. (Arzt, 114) Immer wieder werden die Deutschen in grober und demütigender Art auf ihre Gefangenenslage hingewiesen. So reagiert zum Beispiel Dr. Kresin auf die Beschwerde über die entwürdigende Behandlung deutscher Krankenschwestern:

²¹⁰ Albrecht Lehmann, *Gefangenschaft und Heimkehr*, S. 15.

„Sie haben gar nichts zu verlangen! Sie sind Gefangener, Dr. Böhler – das vergessen Sie wohl? Sie sind ein schmutziger Plenni! [...] Sie haben hier nichts zu verlangen, sondern nur zu gehorchen!“ (Arzt, 70)

Gleiche Töne klingen bei Major Worotilow und Dr. Kassalinskaja an, wenn es um ihr Verhalten gegenüber den Deutschen geht: „Warum unterhalte ich mich überhaupt mit Ihnen? [...] Sie sind ein Plenni! Das scheinen Sie wohl ganz vergessen zu haben!“ (Arzt, 199) und „Ich bin einem Gefangenen keine Rechenschaft schuldig.“ (Arzt, 51) Nicht selten wird man handgreiflich: „Piotr Markow schob die Unterlippe ein wenig vor. Dann schlug er mit der geballten Faust zu und traf Sauerbrunn zwischen den Augen.“ (Arzt, 61); nicht einmal vor den Ärzten macht man halt, wie es folgende Textpassagen illustrieren: „Er (Leutnant Markow – G.M.) kostete den Triumph der Stunde voll aus und trat Dr. Böhler mit breitem Grinsen ins Gesäß.“ (Arzt, 120), oder: „Worotilow trat dicht an Dr. Schultheiß heran. Wortlos hob er die Hand und schlug dem Arzt ins Gesicht.“ (Arzt, 166) Unter groben, brutalen russischen Ärzten ist Dr. Kasalinskaja keine Ausnahme; im Gegenteil, die schöne russische Ärztin wird von Gefangenen gefürchtet und gehaßt wie wohl kaum ein anderer Mitarbeiter der Lagerverwaltung, weil sie „rücksichtslos die Männer in die Wälder, Steinbrüche, Bergwerke und auf die Bauten nach Stalingrad jagte, mit dem stereotypen Wort: ‚Gesund!‘“ (Arzt, 12) Allein ihr Erscheinungsbild flößt den Gefangenen trotz bewundernswerter Schönheit Schrecken ein; dabei wird an stereotypen Symbolen nicht gespart: Bei ihrem ersten Auftritt im Roman trägt sie eine rote Bluse (Arzt, 11), die sie offensichtlich als Kommunistin identifizieren soll; an einer anderen Textstelle wird sie durch Juchtenstiefel und Reitergerte (Arzt, 83) zu einer rücksichtslosen Amazone hochstilisiert.

Aber besonders extrem zeigen sich negative Eigenschaften bei Leutnant Piotr Markow. Sein bolschewistischer Fanatismus kennt keine Grenzen, wie auch sein Haß und die in Gewalthandlungen und Demütigungen umgesetzte Rachesucht gegenüber den deutschen Gefangenen, wie es folgende Textauszüge dokumentieren:

„Wir haben immer Krieg, solange die Welt nicht restlos kommunistisch ist!“ Markow wurde ernst. Der Funke des Fanatismus glomm in seinen Augen. Sein Gesicht wurde kantig und brutal. „Erst wenn die rote Fahne die Weltflagge ist, gibt es Ruhe auf der Welt. So lange kämpfen wir gegen alle und alles...“ (Arzt, 50)

²¹¹ Hinweis darauf im Vorwort des Verlags zum Roman, S. 5.

„‘Ein russischer Schal ist mehr wert, als 10000 deutsche Leben!’ Piotr Markow [...] hatte es Dr. Böhler ins Gesicht geschrien. Jetzt stand er vor ihm, groß, hager, mit den Augen eines Fanatikers, zitternd vor Erregung... ein Hasser, der die Welt zerreißen konnte.“ (Arzt, 27)

„Markow trat zurück. In seinem Gesicht spiegelten sich Wut und tiefe Befriedigung. Er sah das Blut aus dem Gesicht Sauerbrunns rinnen und hätte jauchzen können, daß es deutsches Blut war. Er hatte das unheimliche Verlangen, dieses Blut zu trinken, um schreien zu können: ‘Ich fresse einen Deutschen...!’“ (Arzt, 61)

Im gleichen Atemzug spricht der Erzähler von der Unbeherrschtheit und Aggressivität der Russen, die in häufigen Wutausbrüchen ihren Ausdruck finden. Sie reden nicht, sondern „schreien“ oder „brüllen“, was neben der Neigung zur Gewalttätigkeit und den gegenseitigen Beleidigungen zur Umgangsnorm selbst im eigenen Kollegenkreis geworden zu sein scheint, wie es folgende Textstellen belegen:

„Piotr Markow tobte und zertrat die Tulpen. ‚Das ist Revolution!’ schrie er Major Worotilow an. ‚Rebellion! Ich lasse die Kerle auspeitschen!’“ (Arzt, 18);

„‘Schluß!’ schrie er (Dr. Kresin – G.M.) in seiner üblichen Art. ‚Du bleibst hier, du streunende Katze!’“ (Arzt, 218),

oder über Alexandra Kasalinsskaja heißt es: „Ihre Wildheit überwältigte sie. Sie tobte und war nicht mehr Herr über sich. ‚Alles, alles wird vernichtet werden!’“ (Arzt, 81)

Zu den Opfern der Härte und Rücksichtslosigkeit der Lagerverwaltung werden neben deutschen Gefangenen auch sowjetische Wachsoldaten und Unteroffiziere:

„Worotilow wandte sich an den Feldwebel. ‚Sie kommen heute zu mir ins Hauptlager! Mit allem Gepäck!’ [...] Der Feldwebel begann zu weinen. ‚Meine Frau’, jammerte er. ‚Ich habe sechs Kinder! Und alte gebrechliche Eltern! Gnade, Genosse Major, Gnade..!’ Worotilow schlug ihm ins Gesicht und wandte sich zum Gehen.“ (Arzt, 75)

Dabei scheint der Lagerkommandant konsequent seiner Maxime der Grausamkeit zu folgen, die er gelegentlich in einem der bemerkenswerten „ideologischen Gespräche“ mit Dr. Böhler äußert: „Weil die Grausamkeit die einzige Stärke ist, die wir euch Deutschen voraushaben“. (Arzt, 98)

Ganz in Übereinstimmung mit der nationalsozialistischen Rassenlehre betont der Erzähler, daß derartige Äußerungen der Grausamkeit, Bosheit, Aggressivität, des Hasses genetisch veranlagt beziehungsweise auf den „russischen Charakter“ zurückzuführen seien. Auf bemerkenswerte Art findet diese These Bestätigung durch die Betroffenen selbst, wenn sich zum Beispiel Dr. Kresin freut, „so herrlich primitiv zu sein“ (Arzt, 114), oder wenn an einer anderen Textstelle Major Worotilow die Wurzeln seiner Brutalität, der er sich doch bewußt ist, die aber nicht bekämpfen will, in seiner „russischen Natur“ sieht:

„Die 2439 Männer sahen verbissen auf Worotilow. In ihren Augen stand der Trotz, die innere Auflehnung, die Revolte. Worotilow sah es, er wurde steif und spürte Brutalität in sich aufsteigen. Das erschreckte ihn, aber er wehrte sich nicht dagegen. Es ist meine Natur, dachte er. Ich bin ein Russe! Ich bin der Sieger!“ (Arzt, 183)

Angesichts der selbstdeklarierten Primitivität streitet der Erzähler der sowjetischen Seite zivilisatorisches Leistungsvermögen ab und rückt den Russen in die Nähe des Urwüchsigen, ja des Tierhaften. Es lassen sich im Text mehrere Dutzend „animalische“ Metaphern anführen, mit denen ausschließlich alle russischen und asiatischen Handlungsträger charakterisiert werden. So wird Major Worotilow wegen seines kräftigen Körperbaus am häufigsten mit einem „Bullen“ verglichen (Arzt, 49; 51; 324), kann aber auch situationsgemäß wie ein „glücklicher Bär“ (Arzt, 51) oder wie eine „schmollende Bulldogge“ (Arzt, 88) aussehen; Dr. Kresin, der Mann mit dem „Bulldoggengesicht“ (Arzt, 131; 212), ähnelt je nach dem Gemütszustand einem „spukenden Affen“ (Arzt, 108) oder ist „wütend wie ein gereizter Stier“ (Arzt, 155) Am einfallsreichsten zeigt sich jedoch der Erzähler bei der Darstellung der Figuren von Professor Taj Pawlowitsch und Alexandra Kasalinsskaja, wobei nicht selten die animalischen Attribute auch von deren sowjetischen Kollegen stammen – ein weiteres Beispiel für die psychologische Projektion der eigenen Verhaltensweise auf die Gegenseite. „Rassige Stute“ (Arzt, 108), „asiatische Katze“ (Arzt, 140), „Tigerin“ (Arzt, 54), aber auch „Bestie“ (Arzt, 54), „Hexe“ (Arzt, 67), „Satan“ (Arzt, 55; 67), „Teufel“ (Arzt, 56) – heißt es aus dem Munde von Dr. Kresin über die russische Ärztin. Selbst die zarte, kranke Janina Salja gesteht ihrem Geliebten Dr. Schultheiß, ein „Tier“ zu sein, weil sie dem Liebesdrang von Major Worotilow nicht widerstehen kann. (Arzt, 103)

Und schließlich kann der Erzähler nicht umhin, die berüchtigte „russische Seele“ zu erwähnen, die den Katalog stereotyper Eigenschaften der Russen krönt. Sie kommt immerhin

gelegentlich sogar bei den „grausamsten“ Russen zum Vorschein, wie es zum Beispiel aus dem folgenden emotionalen Ausbruch von Major Worotilow deutlich wird: „Er war blaß, fahl, fast krank sah er aus. ‚Man hat seit 1919 versucht, uns Russen die Seele zu töten, uns zu einer Maschine der Partei zu machen, [...]. Aber die russische Seele lebt...‘“ (Arzt, 285) „Warum hat mir Gott die empfindsame russische Seele gegeben..?“ (Arzt, 344) quält sich Dr. Kresin, der noch wenige Monate zuvor zynisch erklärte: „Mein Gott ist die Flasche!“ (Arzt, 179) Dieses Kredo ist anscheinend für manchen anderen Kollegen ungeachtet der Dienstposition nach wie vor akzeptabel: Leutnant Markow wird im angetrunkenen Zustand handgreiflich gegenüber den deutschen Gefangenen (Arzt, 20); die Angehörigen der Lagerkommandantur feiern das Weihnachtsfest Wodka trinkend (Arzt, 223); selbst General Polowitzkij wird von Dr. Kresin ebenfalls bei dieser Beschäftigung überrascht. (Arzt, 151)

Die Geringschätzung allgemeinmenschlicher Moralnormen, die der Erzähler aus der niedrigen kulturellen und technisch-zivilisatorischen Entwicklungsstufe der „Russen“ und „Asiaten“ herleitet, findet ihren Ausdruck unter anderem in der Neigung fast aller dargestellten Einheimischen zu körperlichen Gelüsten. So will der „Bulle“ Worotilow nicht einmal Rücksicht auf die schwere Krankheit von Janina Salja nehmen und sein Temperament zügeln (Arzt, 102); an anderen Textstellen deuten die Äußerungen von Dr. Kresin und Wadislaw Kuwakino auf ihre stürmisch erlebten Jugendjahre hin. (Arzt, 234) Auf besonders prägnante Weise kommt allerdings das leidenschaftliche Wesen bei russischen Frauen zum Vorschein: Terufina Tschurilowa zeigt Sympathie für Dr. Böhler, aus krankhafter Eifersucht auf Dr. Schultheiß nimmt sich Janina Salja das Leben, die Küchenhilfe Bascha Tarassowa hat zahlreiche Beziehungen sowohl mit sowjetischen Bewachungsmannschaften als auch mit deutschen Kriegsgefangenen, und die sexuellen Ausschweifungen von Alexandra Kasalinsskaja lassen keine Zweifel an ihrer Nymphomanie.

Die althergebrachte stereotype Vorstellung von russischer Unehrlichkeit und einer Neigung zum Diebstahl wird im Text ebenfalls zum nationalen Übel der sowjetischen Bevölkerung stilisiert; offensichtlich zur größeren Überzeugungskraft wird ein entsprechendes Urteil einem Einheimischen in den Mund gelegt: „‘Das alte Lied!’ schrie Kresin außer sich. ‚Geklaut! Gibt es einen Russen, der nicht klaut?‘“ (Arzt, 136) Gleichzeitig gilt es unter deutschen Gefangenen angesichts der harten Strafmaßnahmen beinahe für Heldentum, gelegentlich etwas bei den

„Siegern“ zu „organisieren“; die böse Tat wird dabei durch den besonderen Status der Gefangenschaft entschuldigt oder vielmehr für „Ehrensache“ gehalten, weil sie von vielen als „Fortsetzung des Krieges“²¹² betrachtet wird.

Zusammenfassend läßt sich anhand zahlreicher Textbeispiele feststellen, daß sich im Roman *Der Arzt von Stalingrad* das berüchtigte „Naturhafte“ des russischen Menschen auf Primitivität, Unerzogenheit und Neigung zu üblen Angewohnheiten reduziert wird. Als besonders schwerwiegend erscheinen diese Eigenschaften deshalb, weil sie dem sogenannten russischen Charakter als selbstverständliche Konstanten zugeschrieben werden, wie man aus der Aussage Dr. Böhlers schlußfolgern kann: „Dr. Böhler erhob sich. Seine Blicke kreuzten sich mit denen Alexandras. Er las in ihnen Schadenfreude und einen stillen Triumph. Sie wird immer eine Russin bleiben, dachte er. Nichts wird sie ändern...“ (Arzt, 101) Bereits die Bezeichnung „Russe“ wird damit zum Inbegriff negativer Merkmale.

Schließlich darf noch ein Interpretationsaspekt nicht unerwähnt bleiben, der zwar nicht unmittelbar zum Thema gehört, aber wichtige Aufschlüsse zur Ermittlung des Rußlandbildes im untersuchten Text liefert. Es handelt sich um den anderen Gegenpol der Relation „das Eigene“ – „das Fremde“, nämlich um das Bild der Deutschen. Einen besonders markanten Ausdruck findet dieses Verhältnis in der Gegenüberstellung der oben angesprochenen allgemeinen zivilisatorischen Zurückgebliebenheit der sowjetischen Romanfiguren und des kulturellen, moralischen und beruflichen Vorrangs der Gefangenen, der auch in der historischen Realität zum festen Bestandteil des deutschen Bildes von Rußland gehörte. Albrecht Lehmann weist in diesem Zusammenhang auf ein „stets vorhandenes Gefühl einer Überlegenheit der Deutschen über die russische Bevölkerung“ hin, das sich in sowjetischer Gefangenschaft durch direkten Kontakt, hauptsächlich beim Arbeitseinsatz, noch verstärken konnte.²¹³ Bei Konsalik ist es allerdings überdimensional und äußert sich durch die ständige Entgegensetzung der menschlichen und fachlichen Qualitäten deutscher Gefangener und der Vertreter der sowjetischen Seite: Die Überlegenheit der Deutschen erscheint umso offensichtlicher, als gerade diese Eigenschaften bei den „Russen“ entweder nicht vorhanden oder als negative Pendantes festzustellen sind. Während die deutschen Ärzte mitten in einer

²¹² Albrecht Lehmann: *Gefangenschaft und Heimkehr*, S. 77.

²¹³ ebd., S. 97.

kalmykischen Steppe, ohne medizinische Ausrüstung, ohne Instrumente, Arznei-, Narkose- und Verbandmittel komplizierteste Operationen an der Grenze des Unmöglichen durchführen, zeigen ihre sowjetischen Kollegen einen gravierenden Mangel an fachlicher Ausbildung und Erfahrung. So scheint die undifferenzierte Gesundheitschreibung deutscher Gefangener für schwere Arbeiten die Höchstleistung von Dr. Kasalinsskaja zu sein; es entsteht der Eindruck, daß die russische Ärztin bewußt oder aufgrund unzureichender medizinischer Kompetenz die Genesung der Kranken sabotiert, indem sie die falsche Behandlung anordnet (K, 23) oder einer vorzubeugenden massenhaften Malaria-Erkrankung der Gefangenen gleichgültig zusieht (Arzt, 95). Sie ist nicht einmal imstande, den Patienten zu narkotisieren (K, 15) Dabei kann sich auch Dr. Böhler den herablassenden Ton nicht verkneifen, als er mit Dr. Kasalinsskaja über „retikuloendotheliale Systeme“ spricht und beinahe schadenfroh bemerkt: „... wenn Sie davon schon mal gehört haben sollten.“ (Arzt, 95)

Ähnlich ist die Darstellungsweise der Figur von Professor Tajj Pawlowitsch, bei dem ebenfalls weder von besonderen chirurgischen Fertigkeiten, noch von hoher Sittlichkeit die Rede sein kann. Das von Dr. Schultheiß skizzierte Portrait von Dr. Böhler, für den Humanismus, Pflichterfüllung und Selbstaufopferung definitiv über persönliche Vorteile stehen, stellt ein Gegenbild zu unterqualifizierten, unbeherrschten, rücksichtslosen sowjetischen Ärzten dar:

„Ich bewundere Böhler nicht nur als Arzt, sondern auch als Mensch. Immer ist er zurückhaltend und still, immer zur Stelle, nie erregt. Er ist als Arzt wagemutig und führt einen verbissenen stillen Kampf gegen den Tod, der hier allgegenwärtig ist. Er macht keine großen Worte. Was wären wir ohne ihn?“ (Arzt, 55f.)

Daß Dr. Böhler im eigenen Kreis beinahe als ein „Heiliger“ wirkt (Arzt, 21), liegt auch an seiner bewundernswerten ärztlichen Kunst, mit der er wahre Wunder vollbringt, denkt man an die Operation am Gehirntumor in einer halbdunklen Baracke, ohne Narkose, lediglich mit einem Hammer, Meißel und Bohrer (Arzt, 270f.) Es geht dabei weniger um die grundsätzliche Möglichkeit solcher chirurgischen Eingriffe schlechthin, geschweige denn unter den gegebenen Umständen – selbst die gegenwärtige Medizin hat kaum wohl den Stand erreicht, daß derartige Operationen so erfolgreich sein könnten – sondern vielmehr darum, daß durch die Ausstattung eines gefangenen deutschen Chirurgen mit beinahe übermenschlichen Qualitäten eine bewußte Polarisierung der Darstellung beider Gegenseiten stattfindet.

Eine gewisse Einschränkung erfährt das durchweg idealisierte Bild der Deutschen bei der Figur des Dr. von Sellnow. Zwar erlaubt er sich nicht selten scharfe Töne, die allerdings vom Erzähler als Zivilcourage im Kampf gegen die Willkür der sowjetischen Kommandantur für die menschliche Würde und Gefangenrechte interpretiert werden, wenn es jedoch um grundsätzliche Lebensfragen geht, zeigt er eine „richtige“, einzig mögliche Haltung. Die Leidenschaft zu Alexandra Kasalinsskaja verblaßt, sobald eine kleine Postkarte aus der Heimat im verschneiten Stalingrad eintrifft; und schon wird der anfangs genossene Ausbruch aus konventioneller bürgerlicher Ehe mit der kühlen Aristokratentochter zutiefst bereut. Die Entscheidung fällt eindeutig für die Familie; die Möglichkeit gemeinsamer Zukunft in Sowjetrußland mit der schönen, aber „wilden“, „unersättlichen“ (Arzt, 175) Alexandra wird nicht ernsthaft erwogen.

Mögen die beiden anderen deutschen Ärzte gewissen menschlichen Schwächen erliegen, wenn man an ihre Liaisons mit russischen Frauen denkt, so bleiben sie doch hohen Moralprinzipien treu, wenn es um die ärztliche Pflicht geht. So bringt Dr. Schultheiß ohne zu zögern dem medizinischen Dienst seine Gefühle zum Opfer: „Ich würde Janina lieben, wenn ich nicht selbst daran zerbrechen würde. Und das darf ich nicht... ich darf es nicht... Ich bin ein Arzt für Tausende gefangener, hilfloser Kameraden...“ (Arzt, 118) Auch der ewige Rebell Dr. von Sellnow zeigt sich pflichtbewußt: „Sie können Rindvieh und Hund, [...] zu mir sagen – ich antworte mit noch schöneren Worten. Aber mein ärztliches Gewissen lasse ich mir nicht antasten, und wenn ich dabei vor die Hunde gehen sollte!“ (Arzt, 108) Selbstverständlich ist für deutsche Ärzte auch der alltägliche harte Kampf für das menschenwürdige Leben der Gefangenen. Während es „unter den ruhmreichen Rotarmisten und tapferen Offizieren“ keinen gibt, „der für die Gerechtigkeit auch nur ein Wort riskieren“ konnte (Arzt, 257), geben die Deutschen den Mut nicht auf, bei der sowjetischen Staatsmaschinerie ihre Gefangenrechte zu erkämpfen. Die sowjetischen Kollegen scheinen dagegen ziemlich diffuse Wertvorstellungen zu besitzen und streiten bemerkenswerterweise humane Regungen in sich selbst ab, wie zum Beispiel in einem Gespräch zwischen Dr. von Sellnow und Dr. Kresin:

„‘Mein Gott, ich entdecke ja wahrhaftig eine menschliche Seite bei Ihnen...‘ Dr. Kresin verzog den breiten Mund. Sein Gesicht wurde rot. ‚Dann vergessen Sie es schnell wieder, Sie deutsches Schwein,‘ sagte er knurrend.“ (Arzt, 109)

Der Fall des Denunzianten Walter Grosse bildet die einzige Ausnahme in der idealisierten Darstellungsweise interner Beziehungen zwischen deutschen Gefangenen und ist eher als Negativfolie zur Hervorhebung sogenannter Gefangenensolidarität und Kameradschaft unter deutschen Lagerinsassen eingesetzt. Die historische Studie von Albrecht Lehmann belegt allerdings auf der Grundlage authentischer Quellen die Tatsache, daß die Bedeutung dieser Phänomene überschätzt ist und zu den geläufigen Mythen über die sowjetische Gefangenschaft gehört. So wird aus der sogenannten „Kriegskameradschaft“ die „Kumpelschaft“: „Der letzte Kamerad ist bei Stalingrad gefallen“, hieß die damals gängige Parole: Negative Erscheinungen wie gegenseitiges Mißtrauen, Bespitzelung, aber auch Kameradendiebstahl waren wegen mangelnder Versorgung, dem komplizierten Normensystem, der sozialen Schichtung der Lagergesellschaft, einem Privilegiensystem sowie der Hoffnung, schneller in die Heimat entlassen zu werden, praktisch in allen Kriegsgefangenenlagern festzustellen.²¹⁴

In gewissem Sinne können sich deutsche Gefangene für die häufigen menschenunwürdigen Behandlungen und Demütigungen seitens des sowjetischen Lagerpersonals revanchieren, indem sie sich über die vermeintliche zivilisatorische Zurückgebliebenheit der „Russen“ und „Asiaten“ lustig machen; die ironische Darstellungsweise eines sowjetischen Soldaten asiatischer Provenienz, der den bei den Gefangenen erworbenen Schlips stolz über seine Uniform trägt (Arzt, 40) oder des auf einen deutschen silbernen Uhrenanhänger „ganz wilden“ russischen Wachposten (Arzt, 26) illustrieren eine genußvoll erlebte vermeintliche Überlegenheit der Deutschen. Ein weiteres, besonders markantes Beispiel dafür bietet die im Kriegsepos verbreitete Geschichte mit der Kokosnuss²¹⁵; in Konsaliks Roman kommt ihr offenkundig die Funktion zu, das kulturelle Gefälle zwischen den deutschen Gefangenen und sowjetischen Soldaten hervorzuheben:

„Eine Kokosnuss. Leutnant Markow hob die Augenbrauen und schob die Unterlippe vor. Woher soll ein russischer Leutnant aus der Steppe eine Kokosnuss kennen? [...] ‚Was ist das?‘ brüllte Markow Peter Fischer an. Der Plenni grinste. ‚Ein Elefantenei‘ sagte er höflich. ‚Was?‘ ‚Ein Elefantenei!‘ Die neun anderen Plennis grinnten breit. Leutnant Markow bemerkte es und wurde rot. ‚Aufmachen!‘ schrie er.“ (Arzt, 277)

²¹⁴ Albrecht Lehmann: Gefangenschaft und Heimkehr, S. 40, 51, 75.

²¹⁵ Hinweis darauf bei A. Lehmann: Ders.: Gefangenschaft und Heimkehr, S. 42.

Erst durch einen engeren Kontakt mit den ‚Trägern der europäischen Zivilisation‘ dürfen die „unterentwickelten“ Einheimischen einen Bruchteil von deren Leistungen kennenlernen; es soll anscheinend durchaus reichen, um sie von den Vorteilen der westlichen Lebensweise zu überzeugen, wie es die Episode mit den Postpaketen aus Deutschland demonstriert:

„Büchsen... Tüten... Plattenfett... In Cellophan, Pergament, braunem Fettpapier. Die Russen staunten. Sie standen vor einem Märchen. [...] Die Rotarmisten aus den Steppen Sibiriens glotzten. Eine neue Welt tat sich vor ihnen auf... eine unbekannte, große, herrliche Welt des Wohlstandes und des Genusses. [...] ... die Deutschen waren reich... die Plennis waren sehr reich... Sie hatten zu essen, besser als Genosse Stalin im Kreml und Genosse Kommissar im schmutzigen Stalingrad. Die Plennis...“ (Arzt, 276f.)

Einen weiteren Höhepunkt der ebenso spektakulären wie primitiven Darstellung vermeintlicher materieller und kultureller Unterentwickeltheit des „sowjetischen Arbeiterparadieses“ bildet die Passage mit Eiermanns Schnellpudding:

„Er (Michail Pjatjal – G. M.) nahm die noch halbvolle Tüte hoch und roch an dem Pulver. ‚Was ist das?‘ fragte er. ‚Pudding‘, sagte Peter Fischer. ‚Das ist guter deutscher Arbeiterpudding...‘ ‚Was?‘ ‚Deutscher Arbeiterpudding. Den kann sich bei uns in Deutschland jeder Arbeiter leisten! Das ist eine Volksspeise!‘ Er lächelte. ‚Wann hast du den letzten Pudding gegessen, Michail?‘ ‚Vor vier Jahren...‘, seufzte Pjatjal. ‚Und ich bin doch auch ein Arbeiter! Und mein Bruder auch! Der arbeitet in Stalingrad auf dem Bau. Der hat noch nie Pudding gegessen.‘ ‚Er lebt ja auch nicht in Deutschland! [...] Für den Arbeiter wird in Deutschland alles getan... auch ohne Kommunismus!‘“ (Arzt, 280)

Da fällt ein Schlüsselwort. Die alten kultur-imperialistischen und rassistischen Stereotype werden in den 50er Jahren des Kalten Krieges zusätzlich überlagert von einem aktuellen Antikommunismus. Kosalik macht daraus keinen Hehl; in mehreren Interviews bekennt er eine fragwürdige Liebe zu Rußland, aber nicht zum Bolschewismus²¹⁶: „In den russischen Menschen, in das russische Land, in das, was man Rußland nennt, bin ich von Natur aus, ich möchte sagen, verliebt. Womit ich mich nicht befreunden kann, das ist die sowjetische Ideologie.“²¹⁷ Die rassistische, diffamierende Darstellungsweise fast aller sowjetischer Figuren in *Der Arzt von Stalingrad* läßt allerdings Zweifel an der Wahrhaftigkeit dieser Aussage aufkommen; da kann man Helmut Schödel durchaus recht geben, wenn er Kosaliks

²¹⁶ Roger Andregg: *Der Berufsrusse*, S. 19.

²¹⁷ Rudolf Riedler: *Gespräch mit dem Autor*, S. 18f.

Verhältnis zu Rußland und seiner Bevölkerung auf die prägnante Kurzformel bringt: „In diesem schönen Land leben häßliche Menschen.“²¹⁸

Vor dem Hintergrund der Einschränkung der Beziehungen zwischen den deutschen und sowjetischen Romanfiguren auf ein kritikloses Gut-Böse-Schema erscheint ferner die Feststellung als besonders bedenklich, daß von der pauschalen Idealisierung deutscher „Tugenden“ auch die beiden ehemaligen SS-Ärzte nicht ausgenommen sind. Diese Mediziner, die wegen ihrer Experimente mit Cholerabazillen an sowjetischer Bevölkerung während des Krieges zum Tode verurteilt werden, werden beinahe als Helden dargestellt, als sie das Angebot des ehemaligen Wehrmachtangehörigen Major Passadowski, sich für den Dienst am Sowjetstaat zu engagieren, stolz ablehnen. Pathetische Worte über Offiziersehre sowie Selbstrechtfertigungsversuche – „Es war menschenunwürdig, eine Vergewaltigung des Individuums... aber so vieles war in diesen Zeiten unwürdig und abscheulich!“ (Arzt, 228) – schlagen plötzlich in Beschuldigungen gegen die sowjetische Seite um: „... wir sind bereit, dafür zu sühnen, obgleich wir es rechtlich nicht einsehen, warum gerade der Russe, der Grausamste von allen, unser Richter sein soll.“ (Arzt, 229) Damit wird die Aufmerksamkeit von eigenen Verbrechen, die nicht wirklich bereut und nicht einmal als solche zugegeben werden, kleinmütig abgelenkt: „Opfer muß die Wissenschaft bringen... wir hätten Tausende nach Abschluß der Forschung retten können.“ (Arzt, 227); gleichzeitig werden der Gegenseite noch grausamere Untaten unterstellt, ohne jedoch Beweise zu erbringen.

Bei dieser Episode liegt die Vermutung nahe, daß es kaum in der Absicht des Erzählers ist, die nationalsozialistische Vergangenheit der einzelnen Figuren und des Landes im ganzen kritisch zu reflektieren. Hans Wagener weist darauf hin, daß in *Der Arzt von Stalingrad*, aber auch in *Soweit die Füße tragen*, wie auch in vielen anderen Kriegsgefangenenromanen, „das Dritte Reich höchstens als böse Vergangenheit vorausgesetzt [wird], ohne in der Gegenwartshandlung noch eine Rolle zu spielen.“²¹⁹ Zwar ist in einzelnen Äußerungen der Romanfiguren eine Antikriegsstimmung zu vernehmen, doch ist sie entweder nur ansatzweise angedeutet, ohne zu einer größeren Diskussion über die Ursachen und Auswirkungen des Krieges auf das Schicksal des Einzelnen und aller Betroffenen ausgebreitet zu werden, oder sie geht in die

²¹⁸ Helmut Schödel: Die Ein-Mann-Traumfabrik. In: Heinz G. Konsalik. Portrait eines Bestsellerautors, Hg. v. Alexander U. Martens. München 1991, S. 71-82, hier S. 81.

Richtung ‚den Krieg vergessen‘, statt über den Krieg zu sprechen. So regt sich beispielsweise Dr. von Sellnow über die für den Krieg sinnlos geopfert Lebensjahre auf, nennt jedoch keine konkreten Mitverantwortlichen:

„1939 ging’s raus nach Polen, dann Frankreich, dann Norwegen, dann Abstecher nach Griechenland und Italien, zuletzt dieses verfluchte Rußland. Und immer als Truppenarzt... [...] Neun Jahre, neun verlorene Jahre, die mir keiner wiedergibt! Der Staat nicht, das kommende Leben nicht, und Ihr Gott erst nicht!“ (Arzt, 22)

Dr. Schultheiß gibt daraufhin zu, durch den Krieg schon gar nichts an „realen Werten“ verloren zu haben und verschweigt ebenfalls, wer hinter dem nationalen Unglück steht: „Man hat mir nichts genommen als meine Jugend. Aber dafür liegt das Leben noch vor mir.“ (Arzt, 23) Es entsteht der Eindruck, daß die sowjetische Gefangenschaft mehr Schaden für Deutsche eingerichtet hat als der Krieg: „Und wenn ich wieder aus diesem verdammten Stalingrad herauskomme, bin ich ein alter Mann, weißhaarig, klapprig, zu nichts mehr zu gebrauchen“ (Arzt, 22), heißt es bei Dr. von Sellnow. Eine andere Textstelle bietet die Erzählung eines auf dem Sterbebett liegenden jungen Oberfähnrichs über die Schrecken der Stalingrader Schlacht, der ebenfalls die Verantwortlichen für die verheerende Niederlage und Gefangennahme von mehreren Dutzend Tausend Soldaten und Offizieren der Wehrmacht übersieht; stattdessen focussiert er die Aufmerksamkeit auf die eigene Feigheit und gibt sich Schuld, sich aus Angst dem grausamen Feind ergeben zu haben:

„Und nun kamen sie auf uns zu... Hunderte von diesen braunen Teufeln, [...] ... ich habe die Arme hochgehoben und vor Angst geschrien, [...]. [...] Und dafür büße ich jetzt... für meine Feigheit, für meine Angst...“ (Arzt, 33)

Nur an einer Stelle werden die Verbrechen des Nationalsozialismus halbwegs erwähnt, aber nicht von deutscher Seite:

„Wer wollte den Osten aufnorden? Wer hat unser Land ausgepresst...? Wer schickte nach Minsk und Smolensk Gauleiter, die mit Lastwagen Möbel, Gemälde und wertvolle Teppiche nach Deutschland schafften? Wer, du deutsches Mistvieh?! Ihr! Euer Führer, der euch allein ließ, als es euch dreckig ging!“ (Arzt, 28)

²¹⁹ Hans Wagener: Soldaten zwischen, S. 243f.

Da aber dieser Ausspruch dem primitiven, zynischen, rücksichtslosen, haßerfüllten Leutnant Markow zugeschrieben wird und als einer seiner üblichen Wutanfälle stattfindet, kann er kaum als ernsthafte Anklage gegen die Verbrechen des deutschen Faschismus wahrgenommen werden, zumal dieses Thema von anderen anwesenden „Russen“ – Dr. Kresin und Major Worotilow – keine Unterstützung findet. Für einen Großteil der Gefangenen ist die Beschäftigung mit Alltagsproblemen des Gewahrsams anscheinend viel aktueller als die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und dem Krieg; aber auch die durchweg „positiven“ Figuren wie Dr. Böhler lassen sich durch solche „heikle“ Themen nicht provozieren und meiden weitere Diskussionen:

„‘Der Krieg war ein Verbrechen an der Menschheit’, schrie sie (Dr. Kasalinsskaja – *G. M.*) ihn an. ‚Die Gefangenschaft ist seine gerechte Sühne‘. ‚Warum sträuben Sie sich, Alexandra? [...]‘“ (Arzt, 95)

Bei einem der häufigen „ideologischen Gespräche“ mit Major Worotilow weicht Dr. Böhler ebenfalls vor der Auseinandersetzung mit dem unangenehmen Gesprächsgegenstand aus:

„‘Ich weiß, daß es in den deutschen Gefangenenlagern unseren russischen Brüdern schlechter ging! Dort zeigte sich der Deutsche als Barbar!’ ‚Wollen wir darüber streiten?’ fragte Dr. Böhler. ‚Jetzt? Mir ist es viel zu heimatlich zumute, um mit Ihnen über diese Dinge zu diskutieren.‘“ (Arzt, 221)

Die gleiche Position nimmt er ein, wenn es um den Krieg und seine Ursachen geht:

„‘Und haben Sie Hitler nicht gestürzt, eben weil wir das nicht konnten? Befreiung des deutschen Volkes von der Knechtschaft des Tyrannen, hieß doch die offizielle Rechtfertigung des Krieges!’ Worotilow lächelte hämisch. ‚Den Krieg haben sie, die Deutschen, begonnen. Nicht wir. Sie sind in Polen eingefallen. Sie haben Belgien, Holland, Frankreich überrannt, Norwegen, Dänemark, Griechenland, Italien, Afrika, den Balkan und unser Mütterchen Rußland – trotz eines Freundschaftspaktes!’ Vergessen Sie das nicht! [...]‘ Dr. Böhler antwortete nicht.“ (Arzt, 258)

Die kleine Bemerkung des Erzählers – „Worotilow lächelte hämisch“ – entschärft den Anklageton seiner Rede und setzt den Versuch der Auseinandersetzung mit den Ursachen des Krieges auf gegenseitige undifferenzierte Beschuldigungen herab; darüber hinaus wirkt die Aufzählung der eroberten Länder eher als Bestätigung militärischer Hochleistungen der faschistischen Wehrmacht, statt die aggressive Expansionspolitik des Dritten Reiches anzuklagen. In diesem Zusammenhang fungieren deutsche Gefangene vor allem als Opfer des sowjetischen totalitären Staatssystems, das sich nun an ihnen für alle Verbrechen des Nationalismus rächen will:

„Ihr habt Stalingrad zermalmt... ihr habt die schöne Stadt an der Wolga pulverisiert... nun baut sie wieder auf... und wenn es sein muß, mit euren Knochen! Mit eurem Blut als Mörtel, mit eurem Fleisch als Steine, mit euren letzten Seufzern als Richtspruch!“ (Arzt, 12)

Am liebsten will man jedoch den Krieg vergessen. „Es ist so weise von Gott eingerichtet, daß sich über den Menschen im Laufe der Jahre das Vergessen senkt...“ hofft Dr. von Sellnow (Arzt, 146), und die Gegenseite scheint der gleichen Meinung zu sein, wie es Major Worotilow stellvertretend für seine Kollegen zum Ausdruck bringt: „Wir wollen ihn auch vergessen.“ (Arzt, 327) Die verwirrende Haltung sowjetischer Romanfiguren wird einigermaßen deutlich, wenn man sich noch einmal dem Vorwort zu *Der Arzt von Stalingrad* zuwendet. Die Absicht des Autors, „keine alten Wunden aufreißen“ zu wollen sowie sein Wunsch, durch den Roman alles andere als eine „Anklage“ und ein „Mahnmal“ bewirken zu wollen, senden eine durchaus klare Botschaft. Diese Worte sind offensichtlich auf Erlebnisse der sowjetische Gefangenschaft zu beziehen, sollte man meinen; was allerdings hinter dem guten Vorsatz steht, keinen „Haß zwischen den Völkern“ säen zu wollen, läßt sich bei kritischerem Blick ebenfalls durchschauen: Es soll nämlich keine Anklage schlechthin sein, die gegen die sowjetische, aber auch gegen die deutsche Seite zu erheben wäre, zumal die letztere im Roman von lauter „einsamen, gläubigen, hoffenden, duldenden Menschen“²²⁰ vertreten ist.

²²⁰ Konsalik: *Der Arzt von Stalingrad*, Vorwort zum Roman, S. 6.

3.2.1. Zusammenfassung

Die Darstellung des Kriegsgefangenenendaseins im sowjetischen Lager im und nach dem Zweiten Weltkrieg im Roman *Der Arzt von Stalingrad* wird im wesentlichen auf ein bloßes Leid- und Entbehrungs Panorama reduziert, wobei deutsche Insassen lediglich als Opfer der Willkür der Lagerverwaltung und des durch diese stellvertretend personifizierten totalitären sowjetischen Staatssystems agieren. Infolge dieser Reduktion kann der Autor die Kriegsgefangenschaft als Grenzsituation der menschlichen Existenz darstellen, in der das Wesen der Figuren zur Geltung kommt. In Kosaliks Roman halten die Deutschen, vor allem die gefangenen Ärzte, harte Bewährung in Ehren durch: Unter erbärmlichsten, menschenentwürdigenden Bedingungen des sowjetischen Gewahrsams zeigen sie moralische, kulturelle und berufliche Überlegenheit gegenüber den sowjetischen „Siegern“. Die Konstellation „Gut“/„Böse“, die bei Kosalik als einziges Kriterium für die Wertung von Figuren und ihren Handlungen möglich scheint, kann jedoch partiell erklärt, wenn auch objektiv nicht entschuldigt werden, bedenkt man die soziale und politische Situation in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg. Angesichts der verheerenden Niederlage mit enormen Menschenverlusten, Zerstörungen durch Bombenangriffe sowie anderer Nachwirkungen des Zweiten Weltkrieges suchte die desorientierte deutsche Gesellschaft nach einer neuen nationalen Identifikation. Gerade die gegen Ende der vierziger Jahre einsetzende Welle zum großen Teil trivialisierter Kriegsromane bot dem verunsicherten Leser eine allerdings bedenkliche Gelegenheit, auf selbsttäuschende und irreführende Weise über schmerzhaft erlebte Erlebnisse des Krieges hinwegzukommen. Durch starke emotionale Aufladung verstärkten beziehungsweise unterstützten diese Texte das Gefühl zivilisatorischer Superiorität der Deutschen, weil Sowjetbürger als brutale Menschen oder fanatische Kommunisten geschildert sind. Die nach dem Sieg der Alliierten zunehmende Meinungsverschiedenheiten zwischen der Sowjetunion und den westlichen Großmächten, die schließlich zur endgültigen politisch-ideologischen Konfrontation führten, hatten ein immer mehr mit feindlichen Elementen angereichertes gegenseitiges Bild zur Folge. In der Bundesrepublik, die mit der Aufnahme in die NATO 1954 als militärische und politische Macht internationale Anerkennung bekam, fand dieses Feindbild fruchtbaren Boden, der, wie oben angedeutet, durch die Niederlage im Krieg, aber auch durch negative Erscheinungen

sowjetischer Besatzung und unpopuläre Umgestaltungsmaßnahmen im östlichen Teil Deutschlands vorbereitet wurde.

Die feindliche, verleumdende Darstellungsweise der „Russen“ steigert sich bis ins Extreme. Sie wirkt umso befremdlicher, als sich der Erzähler ein Jahrzehnt nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges unvermindert ideologischer Thesen und des Wortschatzes des Dritten Reiches bedient. Eine ernsthafte Auseinandersetzung mit persönlicher wie allgemeindeutscher nationalsozialistischer Vergangenheit findet im Roman folglich nicht statt. Zwar kommt eine Antikriegsstimmung in einzelnen Aussagen der Gestalten und Kommentaren des Erzählers zur Sprache, sie ist aber nur andeutungsweise präsent und geht eher in die Richtung ‚den Krieg vergessen‘, statt darüber selbst(kritisch) zu reflektieren und Konsequenzen für die Zukunft zu ziehen.

Was die Rezeption des Romns betrifft, ist es besonders besorgniserregend, daß die gesteigerte Stereotypisierung der Figuren und ihrer Verhaltensweisen, die Heroisierung und Idealisierung des Eigenen und die diffamierende Darstellung des Fremden nach dem berüchtigten Schwarz-Weiß-Modell von vielen deutschen und ausländischen Konsalik-Lesern anscheinend unbemerkt bleibt.

3.2.2. Anhang

Stereotype Darstellung der Vertreter asiatischer Völker der Sowjetunion

„Ein Posten [...] sah sich die blühenden Tulpen an. Er lachte den beiden Deutschen zu, und seine dunklen Augen in dem gelben Tatarengesicht strahlten.

„Gutte Blume“, sagte er mit der hellen Stimme vieler Asiaten. „Schön für Mädchen...““ (S. 26)

Ein junger Fähnrich: „Uuuuuräääh schrien sie, dieses schreckliche Uuuuuräääh, das bis ins Mark geht... Tataren und Mongolen, Kirgisen und Kalmycken... sie stürmten auf uns zu und schrieten beim Laufen [...]“ (S. 32)

„Der Kirgise lachte breit. Er griff in die Tasche, legte sechs Rubel auf einen Schemel, nahm die Blumen aus Georgs Hand, trat ihm in den Hintern und schrie lachend hinterher, als der Deutsche mit seinen sechs Rubeln wegrannte.“ (S. 40)

„Dr. Böhler blickte die Mädchen an. Sie sahen gut genährt aus, nur die Falten um den Mund und die Ringe unter den Augen erzählten von den schweren Jahren und den schrecklichen Erlebnissen unter Tataren und Mongolen, Weißrussen und fanatischen Sowjets.“ (S. 169)

„Roh stießen die Tungusen die Männer in den Kartoffelbunker hinab und schlossen dann die Tür.“ (S. 299)

Über Prof. Taij Pawlowitsch:

„Der kleine Asiate“ (S. 261, 313, 317); „der tatarische Greis“ (S. 267)
„Hinaus!“ schrie Pawlowitsch. [...] Der kleine Asiate zitterte, sein weißhaariger Kopf stieß vor und zurück, als sei er ein Geier, der seine Beute zerreißt.“ (S. 261)
„Der Professor blickte ihn (Dr. Böhler – G.M.) unverwandt an. In seinen kleinen Augen leuchtete etwas wie Triumph. [...] ,Exitus – der Patient ist tot.““ (S. 249)
„Er (Prof. Tai Pawlowitsch – G.M.) ging an Dr. Böhler vorbei, als kenne er ihn nicht... er wandte nicht einmal den Kopf. Ein Plenni...“ (S. 251)
„Was habe ich dem deutschen Arzt zu danken? Die Operation? Ich hätte sie auch ohne ihn gemacht.“ (S. 260)
„Ich dulde nicht, daß ein deutsches Schwein an einem Genossen herumschneidet! Eine dreckige Nazisau!“ (S. 314)
„Sie rühren den Genossen Kislew nicht mehr an!“ schrie er wild. „Ich dulde keine Berührung eines Russen durch einen deutschen Hund mehr! [...] Sie Mörder!“ (S. 315)
„In der Tür erschien Professor Taij Pawlowitsch. Sein Gesicht war gelber als je, es war verzerrt zur Fratze des Irrsinns. In der Hand hielt er eine Pistole.“ (S. 324)
„Aufhalten!“ kreischte Pawlowitsch wild. Er raupte sich die Haare und brüllte in einer unbekanntem, asiatischen Sprache Flüche und Drohungen.“ (S. 326)

Stereotype Darstellung der Russen

„Piotr Markow stieß Kerner gegen einen Tisch.“ (S. 20)
„Dann geben Sie uns Nähmaterial“, sagte Dr. Schultheiß laut. (zu Dr. Kresin – G.M.) „Nichts, nichts gebbe ich! Ihr solt verrecken, alle, alle...“ (S. 24)
Über Major Worotilow: „... etwas von der uralten Weisheit der Asiaten schimmerte hinter der Maske der Zivilisation.“ (S. 28)
Major Worotilow: „Aber ihre verwundeten oder kranken oder gesunden Landsleute interessieren mich nicht. Sie werden einen Diebstahl büßen.“ (S. 29)
„Niemand lernt euch Russen kennen“, sagte Dr. Böhler leise. (S. 29)
Ein junger Fähnrich: „Und dort kam der Russe, der keine Gefangenen macht und den Verwundeten die Augen aussticht... Wir haben es ja geglaubt, wir Jungen von der Kriegsschule, wir Abiturienten, [...]“ (S. 32)
„Es hatte sich längst herumgesprochen, daß Bascha Tarrasowa auf einen neuen Schal verzichtete. Aber Major Worotilow war unerbittlich, und Leutnant Markow baute die Strafe zu einer Schikane aus, unter der die Plennis keuchten und fluchten.“ (S. 39f.)
Zu Dr. Schultheiß: „Wenn Sie nicht alle Vollmachten von Major Worotilow hätten, schlänge ich Sie jetzt in die Fresse!“ brüllte Dr. Kresin wütend. „Sie verfluchter deutscher Hund!“ (S. 39)
Dr. Kresin: „Wenn der Mensch versagt, kann auch Gott keine Frage beantworten...“ (S. 45)
Aus dem Gespräch zw. Dr. von Sellnow und Dr. Kasalinsskaja: „Sie haben den Gefangenen Nummer 6294/19 gesund geschrieben!“ „Ja!“ schrie sie ihn an. [...] „Der Mann hat einen Nasenbeinbruch.“ „Das weiß ich.“ „Und Sie schicken ihn in die Wälder?!“ „Bäume werden nicht mit der Nase gefällt.“ (S. 67)
Dr. Kasalinsskaja zu Dr. von Sellnow: „Du Hund!“ stieß sie hervor. „Du verdammtes, verfluchtes Schwein...“ (S. 68)
„Sie (Dr. Kasalinsskaja – G.M.) schrieb nur noch Gesundheitsmeldungen und untersuchte die Kranken nicht mehr. „Alle Deutschen sind gesund... zu gesund!“ sagte sie gehässig, als Dr. Schultheiß sich bei ihr beschwerte, weil sie einen Mann mit schwerer Furunkulose ins Bergwerk geschickt hatte. Und dann sah sie sich in den Außenlagern die verhungerten Gestalten an, ließ sie nackt an sich vorbeidefilieren und schrie hysterisch: „Gesund! Gesund!“ (S. 68)
„Meist ist er (ein Feldweibel – G.M.) besoffen und liegt in der Sonne, erbricht sich und schreit nach Weibern.“ (S.73)

Major Worotilow zu Dr. Böhler: „Jeder hofft jetzt auf Beförderung – und jeder wird grausamer sein als der andere, um befördert zu werden. Grausam gegen Ihre Landsleute, Doktor.“ (S. 76)

„‘Sie (Dr. Kasalinsskaja – G.M.) hat die Kerls für morgen gesund geschrieben. Tbc-Verdacht ist keine Krankheit, sagt sie.’“ (S. 77)

„In seinem Zimmer saß Leutnant Piotr Markow mit verzerrtem Gesicht und hieb mit geballten Fäusten wild auf den Tisch. Er weinte vor Wut.“ (S. 94)

„Wenn Sie weitersprechen, schlage ich Ihnen mit der Reitpeitsche ins Gesicht“, sagte die Kasalinsskaja eisig.“ (S. 95)

„Blinder Zorn tobte in ihm (Dr. Kresin – G.M.) Er hatte sich vorgenommen, Worotilow zu Boden zu schlagen.“ (S. 104)

„Jetzt sah er (Dr. Böhler – G.M.) mit Schrecken, welche Formen die Nymphomanie der Kasalinsskaja annahm.“ (S. 112)

Dr. Kresin: „Wenn ich die Kasalinsskaja versetzte, ist das, als ob man einen wilden Tiger in Freiheit setzt. Sie würde in ein anderes Gefangenenlager kommen und dort mit einer Rücksichtslosigkeit herrschen, die an organisierten Mord grenzt.“ (S. 113)

Aus dem Tagebuch von Dr. Shultheiß: „Dr. Böhler [...] untersucht die Männer, die sich für den Eintritt in die KP gemeldet haben. Arme Kerle, die hoffen, damit ihre Leidenszeit abkürzen zu können. Der Russe weiß das auch, und er wird sie danach behandeln. Er wird sie treten und knechten, bis sie aufschreien und alles wieder von sich werfen. Dann wird es heißen: Ihr habt die Partei verraten! [...] Dreißig Jahre Zwangsarbeit!“ (S. 116)

„Er (Leutnant Markow – G.M.) trat von der Tür weg in das Zimmer und stieß Dr. Böhler unsanft in die Seite.“ (S. 119)

„Dr. Böhler knöpfte seine Jacke zu und griff nach seiner Fellmütze, Leutnant Markow riß sie ihm aus der Hand und schleuderte sie in eine Ecke. Sein Gesicht strahlte. Rache! Rache!“ (S. 120)

„‘Deutsches Schwein!’ brüllte er (Leutnant Markow – G.M.) ‚Ich dich schlagen tot!’“ (ebd)

Über Dr. Kasalinsskaja: „Es war das Recken eines Tieres, schön wie die Wildnis, kraftvoll, edel und durchpulst von Rasse.“ (S. 124)

„Er (Piotr Markow – G.M.) nahm sich vor, nichts Menschliches mehr im Umgang mit den Deutschen zu zeigen, und er weidete sich an den Bildern, die seine Fantasie vorspiegelte.“ (S. 126)

„Dr. Kresin verzog seinen Bulldoggengesicht.“ (S. 131)

„‘Nichts ist umsonst!’ sagte Peter Fischer. ‚Wenn der Russe uns etwas schenkt, nimmt er auch wieder etwas! Wo gibt’s denn das: Der Russe wird human!’“ (S. 134)

Karl Georg: „Möglich ist alles.“ (ebd)

„Worotilow knöpfte seine Uniformjacke zu. ‚Ich hole sofort Dr. Böhler.‘ ‚Nein‘, röchelte Markow. Er hob matt die Hand. ‚Nicht den deutschen Arzt...‘ ‚Dann laß ihn krepieren!’ schrie Dr. Kresin brutal. Markow nickte. Ja, sollte das heißen. Lieber sterben...“ (S. 147)

Dr. Böhler: „In Rußland – verzeihen Sie – ist die Arzneimittelindustrie ein sehr zurückgebliebener Zweig der Medizin. Vielleicht liegt es daran, daß der Russe von Natur aus ein gesunder, unverbrauchter Mensch ist und keine Modekrankheiten kennt.“ (S. 154)

Über Dr. Kresin: „Wütend wie ein gereizter Stier rannte er davon.“ (S. 155)

Dr. Kresin zu Dr. Böhler: „Bequemer alter Herr, Ihr Gott, Doktor. Im Augenblick scheint er Migräne zu haben; er hat euch Plennis ganz schön vergessen.“ (S. 179)

Aus dem Gespräch zw. Worotilow und Dr. Böhler: „Man wird Sie nach 5110/36 bringen. Nach Workuta am Eismeer. Dort haben Sie keinerlei Hoffnung mehr, Köln je wiederzusehen. In Workuta sind bis jetzt 300000 Sträflinge gestorben.‘ ‚Und drauf sind Sie als Russe stolz!’ Worotilow wich einer Antwort aus [...].“ (S. 198)

„‘Aber ich muß ihn sehen!’ schrie die Kasalinsskaja wild und unbeherrscht.“ (S. 218)

„Sergej Kislew verbeugte sich, mehrmals dankend. Die alte russische Unterwürfigkeit brach durch.“ (S. 237)

Dr. Böhler zu Worotilow: „Sie sind doch ein Verfechter der Macht um jeden Preis. Und wenn es das sadistische Austoben an einem wehrlosen Kranken ist...“ (S. 257)

„Ohne Befehl aber handelt kein russischer Soldat. Bleibt er aus, ist er der Verlassenste unter allen Menschen.“ (S. 275)

„Peter Fischer, der immer noch dem musikalisch sehr unbegabten Michail Pjatjal Trompetenunterricht erteilte [...]“ (S. 279)

Selbstcharakteristiken der Russen

Major Worotilow: „Wir Russen ehren die Größe des Geistes und wissenschaftliches Können.“ (S. 106)

Worotilow zu Dr. Schultheiß: „Ich kann Sie zertreten wie ein Insekt. Ich kann mich an Ihnen rächen, so fürchterlich, daß Ihr Tod schlimmer wäre als der einer Hexe in der Inquisition! Wir Russen...“ (S. 164)

„Ich bin Russe!‘ Worotilow erhob sich streif und abweisend. ‘Ich dulde keine Meuterei!‘“ (S. 213)

Ein russischer Kapitän-Arzt: „Wir haben 1945 beim Einmarsch in Berlin bereits Geschichte geschrieben! Und wie werden sie weiter schreiben – wir allein!“ (S. 244)

Dr. Böhler: „Nach Stalingrad! Zu Professor Pawlowitsch. Er soll versuchen, Sellnow zu helfen.‘ ‘Dieser Superrusse? Nie!‘ Dr. Kresin schüttelte den Kopf. ‚Er hat Sie nur holen lassen, um von Ihnen zu lernen. Er hat Ihnen auf die Finger gesehen – jetzt macht er es allein und steckt den Ruhm dafür ein.‘“ (S. 259)

Aussagen über Rußland

Der Deutschen:

Dr. von Sellnow: „1939 ging es ‚raus nach Polen, dann Frankreich, [...] zuletzt dieses verfluchte Rußland.“ (S. 22)

Erzähler: „Aus ihren Augen (von Dr. A. Kasalinsskaja – G.M.) funkelte die Wildheit ihrer Heimat.“ (S. 67)

„Rußland ist weit, Rußland ist unendlich weit für einen kleinen, schwachen, verhungerten Menschen. Die Größe Rußlands ist der beste Stachelzaun.[...] Die Weite des Landes erdrückt das Herz.“ (S. 74)

Ein deutscher Sanitäter: „Hier ist alles möglich.“ (S. 78)

Der Russen:

Ein sowjetischer Feldwebel: Mütterchen Rußland ist ein rauhes Mütterchen. Aber es hat Herz...“ (83).

Dr. Böhler: „Sie hat mich erst richtig dazu bewogen, so lange zu bleiben, bis der letzte in der Heimat ist oder mit mir hinausfährt aus Ihrem grauenvollen Rußland.“ (S. 114)

Major Worotilow: „Ich bin Soldat dieses Staates! Ich bin stolz auf mein Vaterland, mein Rußland!“ (S. 165)

Major Worotilow zu Dr. Böhler: „Wenn Sie mein Vaterland beleidigen, schlage ich Ihnen ins Gesicht!“ (S. 236)

„Das ist ja grausiges Mittelalter!‘ brüllte Dr. Kresin. ‚Das ist Rußland...‘ sagte der junge Leutnant still.“ (S. 269)

„*Dr. Böhler*: ‘Das Grauen Rußlands geht von mir, die Einsamkeit, das Warten. Ich werde die Wälder an der Wolga nicht mehr sehen, die Holzklötze nicht, unter denen die toten Kameraden begraben liegen, die Türme nicht mehr, die Rotarmisten, die Tellermützen, die Kapustasuppe, das klitschige Brot und die Handvoll Hirse. Alles wird vorüber sein, was acht Jahre lang der Inhalt meines Lebens war.’“ (S. 291)

Aussagen über das sowjetische Staatssystem

„Der Kommissar war sehr zufrieden. Er sah die Endzahl an und nickte. 285 Männer! [...] Eine nette Horde zukünftiger Spitzel und Volkspolizisten für die Sowjetzone.“ (S. 127)

„In der Kommandantur [unterschrieben] die „Ausgewählten“ [...] die Verpflichtung für die Kommunistische Partei. Der Text war in russischer Sprache gehalten, eine Übersetzung war nicht beigelegt, und so wußte keiner, was er da unterzeichnete und wozu er sich verpflichtete. Allein der Gedanke, schnell in die Heimat zu kommen, trieb sie dazu, ihre Unterschrift auf die Blätter zu setzen.“ (S. 127)

„Wir Russen haben da einen Ausdruck: Kulturnaja shisnij! Kultiviertes Leben, würdet ihr dazu sagen... Das will man jetzt bei den Plennis anführen. Wenn ihr mal nach Hause kommt, sollt ihr sagen: Uns ging es besser als den Russen in den deutschen KZ.“ (S. 132)

Dr. Schultheiß: „Ihr so fortschrittlicher, arbeiterliebender Staat! Das Paradies der Werktätigen!“ (S. 165)

Dr. von Sellnow: „Du kennst Kresin, du kennst Worotilow... Es sind gute Kerle, die oft anders müssen, als sie selbst wollen! Auch sie haben einen über sich, der mit der Nagaika winkt, wenn sie nicht spüren.“ (S. 203)

Ehemaliger SS-Arzt: „Wir haben viel gesehen in diesem Rußland... [...] Was wir gesehen haben, genügt uns, um lieber das Leben zu opfern, als uns zu diesem System der Vergewaltigung, der Entrechtung, der Kollektivierung der Seele und der Mißachtung jeglicher Menschenwürde zu bekennen!“ (S. 229)

Kritik an sowjetischer Ordnung aus eigenen Reihen:

„‘Sie sprechen wie Worotilow‘, sagte Dr. Böhler verblüfft. Kresin zuckte mit den Schultern. ‚Wundert Sie das?‘ Er lachte sarkastisch. ‚Wir Kommunisten haben doch ein Einheitsgehirn.‘“ (S. 102)

„Es ist zum Brüllen! Erst sterben Hunderttausende, und jetzt wird um den einzelnen gekämpft! Nur ein Idiot kennt sich in der Poitik aus.“ (S. 135)

Dr. Kresin an Major Worotilow: Wir alle achten Sie, nur einen Feind haben Sie: Kuwakino. Nicht einen persönlichen. dazu hätte er keinen Grund –, aber ideologischen. Das ist viel schlimmer. Kuwakino ist ein Fanatiker. Er sucht Opfer, über die er nach oben ins Obere Politbüro der Partei kommt. Er will einen Knüppeldamm aus Knochen bauen, denn der Weg nach Moskau ist schlammig und schlüpfrig und sehr glatt. (S. 185)

Dr. Kassalinskaja zu Dr. Kresin: „Kuwakino ist ein Mistvieh!“ – „Die erste Vorbedingung, Karriere zu machen.“ (S. 218)

Ein russischer Oberarzt: „Was ist ein Mensch in Rußland? In diesem Land, in dem selbst die Sonne Mühe hat, es ganz zu bescheinen? Und wir sind ja nur Semjojews, die niemand vermißt...“ (S. 306)

Ein russischer Oberarzt: „Wenn Sie ein guter Arzt werden wollen, dann tun Sie grundsätzlich das, was man Ihnen sagt. Darin unterscheiden wir uns von den Ärzten der anderen Staaten, die viel rückständiger sind! [...] Mit moralischen Bedenken werden Sie hier keine Karriere machen...“ (ebd)

Darstellung deutscher Gefangener

Dr. Böhler: „Die Kranken brauchen mich... die kranken, verletzten, jammernden, armen, hilflosen und dreckigen deutschen Schweine...“ (S. 28)

Dr. Böhler: „In der Gefangenschaft heißt es ‚wir‘! Das ‚wir‘ ist das große Symbol der Kameradschaft.“ (S. 192)

„Durch das Lager ging ein Zittern, ein Raunen, eine Erregung. Wir sind nicht vergessen! Mn denkt an uns! Man liebt uns noch... uns, die einsamen Plennis an der Wolga... Wir gehören noch zu den Menschen...“ (S. 275)

„Die Dolmetscherin lächelte hämisch. ‚Ich will Ihnen sagen, was diese beiden Buchstaben bedeuten: SS. Der Mann, den Sie hier verbinden, ist Mitglied der Mörderorganisation von Himmler!‘ ‚Er ist Plenni‘, sagte Dr. Böhler fest. ‚Ein Plenni wie jeder andere. Und ein Mensch, der Hilfe braucht...‘“ (S. 292)

Überlegenheit der Deutschen

Moralische:

Dr. Böhler: „Wir sind Ärzte, Werner... nicht nur mit dem Skalpell oder dem Stethoskop. Wir müssen Ruhe ausströmen, Vertrauen, Stärke... [...] Wir müssen ein Beispiel sein, Werner, ein Abbild dessen, was jeder gerne sein möchte. [...] Wir Ärzte, Werner, sind für die Tausenden um uns das Licht, dem sie nachgehen und das ihnen den Weg zeigt.“ (S. 22f.)

Dr. Kresin zu Dr. Böhler: „Sie sind ein großer Arzt...“ ‚Ich tue nichts als meine Pflicht...‘“ (S. 29)

Über Dr. Böhler: „Sein ärztliches Gewissen befahle ihm, sagte er, so lange bei seinen Kranken und Verletzten auszuhalten, bis der letzte Kriegsgefangene entlassen sei und keiner ärztlichen Hilfe mehr bedürfe. Für sein Lazarett ist er der Kapitän, der das Schiff als letzter verläßt.“ (S. 107)

Dr. Schultheiß zu Worotilow: „Weil ich noch das Ehrgefühl besitze, einem Offizier – und wenn es der Gegner ist – die Braut nicht fortzunehmen. Ich habe mich bisher gegen diese Liebe gestemmt, aus Rücksicht auf Sie, Major.“ (S. 166)

Dr. Böhler an Mitgefangene: „Wenn ihr alle Mut habt, ein wenig Zivilcourage, und bereit seid, die Folgen zu tragen, legen wir ab heute die Arbeit nieder, bis wieder normale Verhältnisse im Lager herrschen. Ich nehme es allein auf mich [...]. Dr. Schultheiß trat vor. [...] ‚Wir lassen Sie nicht allein, Herr Stabsarzt!‘“ (S. 196)

„‚Arzt sein‘, schrieb er (Dr. Böhler – G.M.), ‚heißt Vorbild sein‘, und ‚es gibt Höheres als das eigene Ich: die Pflicht, Mensch zu sein.‘“ (S. 297)

Berufliche:

Operationen am perforierten Appendix mit einem Taschenmesser (S. 10-16)

Dr. von Sellnow über Dr. Schultheiß: „Begabt, ungemein begabt.“ (S. 42)

Anerkennung der Leistungen/Überlegenheit der Deutschen von den „Russen“

Major Worotilow zu Dr. Böhler: „Sie werden aus meinem Lager ein großes Lazarett machen, und ich bin stolz darauf, und Dr. Kresin auch. Sie sind ein großer Arzt.“ (S. 29)

„Warum dann so etwas? Dr. Böhler wies auf das Instrumentarium. Dr. Kresin [...] trat hinaus auf den Gang. Über die Schulter hinweg brummte er halblaut: ‚Weil ich Sie für einen verdammt tapferen Arzt halte.‘“ (S. 47)

Janina Salja zu Dr. Schultheiß: „Wir haben in der Schule viel von Deutschland gelernt. [...] Ihr seid ein kluges Volk, aber eure Klugheit wächst über euch hinaus, und ihr vergesst, daß es andere Völker gibt.“

„Er (Dr. Kresin – G.M.) ärgerte sich über sich selbst, daß er Angst um Dr. Böhler hatte.“ (S. 45)

Major Worotilow zu Dr. Böhler: „Ich bewundere die Deutschen. Sie machen aus Dreck Gold.“ (S. 69)

Major Worotilow zu Dr. Böhler: „Was muß man tun, um Euch Deutsche unterzukriegen? Es geht nicht durch Hunger! Nicht durch Frieren! Nicht durch Schläge! Nicht durch harte Arbeit! Nicht durch Strafen!“ (S. 70)

Dr. von Sellnow: „Dr. Kresin, ich gestehe es: Mir würde etwas im Leben gefehlt haben, hätte ich Dr. Böhler nicht kennengelernt.“ ‚Das habe ich auch zu Worotilow gesagt.‘“ (S. 108f.)

Dr. Kresin zu Dr. Böhler: „Es ist ein Armutszeugnis für uns, daß wir Ihren Stolz in all den Jahren nicht gebrochen haben.“ (S. 114)

Dr. Kresin zu General Polowitzkij: „Dr. Böhler hat ihn (Leutnant Markow – G.M) operiert. Eine verrückte, waghalsige Operation. Markow hatte derartige Blutvergiftung, daß wir ihn alle – auch ich als Arzt – schon aufgegeben haben.“ „Und der Deutsche hat ihn gerettet?“ „Ja.“ [...] „Ihr Lieblingskind, dieser Dr. Böhler, muß etwas können!““ (S. 151)

„Worotilow wandte sich an Dr. Böhler. „Erstaunlich, was die Männer in der kurzen Zeit geleistet haben! Nach der Arbeit, mit der halben Portion Essen! Eine Operette, ein Orchester, eine Bühne!““ (S. 221)

„Kislew sah ihn mit brennenden Augen an. „Gutt, Gospodin Doktor?“ fragte er. Böhler amüsierte sich über das Gesicht des russischen Arztes bei dieser Anrede. Gospodin – das heißt ‚Herr‘. In der UdSSR sprach man nur von ‚Genosse Doktor‘, das Wort Herr war streng verpönt.“ (S. 239)

„Ich muß mit Ihnen feiern“, sagte Worotilow herzlich. [...] „Ich möchte Ihr Freund sein, Dr. Böhler...““ (S. 252)

Major Worotilow: „Dr. von Sellnow ist ein ausgezeichnete Arzt.“ (S. 253)

„Dr. Böhler ist eine Ausnahme.“ (ebd)

„In Stalingrad fuhr Worotilow geradewegs in die Staatsklinik und ließ sich bei Pawlowitsch melden. Er wußte, daß sein Name und sein Rang allen keinen Pawlowitsch aus der Ruhe bringen konnten, und setzte deshalb hinzu: „Ich bin Kommandant des Lagers, in dem Dr. Böhler lebt.““ (S. 259)

Major Worotilow: „Dr. Böhler hat bei Ihnen eine Operation gemacht, die für die russische Chirurgie richtungsweisend ist.“ (S. 260)

„Die Nachricht wird ihn (Dr. Böhler – G.M.) umwerfen“, sagte Worotilow leise. Markow lächelte. „Den? Nein. Den wirft so schnell nichts um. Der ist zäher, als unser Mittagsfleisch...““ (S. 265)

Darstellung des Verhältnisses der Russen gegenüber deutschen Gefangenen

„Dr. Kresin warf die Röntgenbilder auf das Bett. „Ins Lager? Sie sind wohl völlig verrückt. Sie können doch Janina Salja nicht zwischen die dreckigen deutschen Gefangenen legen!““ (S. 38)

Major Worotilow: „Ich war Kadett, dachte er. Sowjetkadett. Ich lernte vom ersten Tag an, die Deutschen zu hassen.“ (S. 65)

Worotilow zu Dr. Böhler: „Ich bin eigentlich viel zu höflich mit Ihnen“, bemerkte er ernst. „Sie sind ein Gefangener, ein Deutscher, mein Feind. Ich sollte Sie behandeln wie ein Stück Dreck... Statt dessen behandle ich sie wie einen Kameraden.“ (S. 88)

„Im Lager 5110/47 wurde fieberhaft am Ausbau des neuen Lazarett gearbeitet. [...] Selbst Dr. Kresin half mit und fluchte über sich selbst, daß es ihm nicht möglich war, den äußeren Abstand zwischen Russen und Deutschen aufrechtzuerhalten.“ (S. 146)

Dr. Schultheiß: „Ich wollte Sie aus privaten Gründen sprechen, Major.“ „Privat?“ Der Russe lächelte mokant. In sein breites Gesicht trat ein zynischer Zug. „Ich habe nicht gewußt, daß ein Plenni ein so starkes Privatleben hat, daß er es mit dem russischen Kommandanten besprechen muß.““ (S. 162)

„Wären Sie ein Russe, so würde ich mit Ihnen um Janina kämpfen. Aber Sie sind ein Deutscher – und Sie haben nicht nur mich, sondern meine ganze Nation beleidigt!“ (S. 164)

„Major Worotilow schlug mit der Reitgerte gegen die hohen Juchtenstiefel. Seine Tellermütze saß korrekt auf dem Kopf. Das wirkte wie eine Warnung – die Unnahbarkeit des Stärkeren.“ (S. 183)

„Dr. Böhler biß die Zähne zusammen. Was er nie geglaubt hatte, war doch Wahrheit geworden: Worotilow hatte ihn bei Kuwakino angezeigt. [...] Er hatte sich durchgerungen, ein Russe zu sein und nicht ein Freund der Deutschen. Er opferte ihn, um zu beweisen, daß er der Herr der Macht war.“ (S. 201)

„Sellnow schob Kuwakino zur Seite und rannte den Gang entlang. Er riß gerade die Tür auf, als der Kommissar leise zu der Kasalinsskaja sagte: „Wir müssen auch ihn beobachten! Er ist ein Deutscher! Er ist immer gefährlich!““ (S. 202)

„Mit Dr. Böhler vermied er (Leutnant Markow – G. M.) zu sprechen. Er wußte, daß er ihm sein Leben verdankte, und er war zu sehr Kommunist, um einem deutschen Plenni zum Dank die Hand zu drücken.“ (S. 208)

Dr. Kresin: „Die Kasalinsskaja ist nymphoman, jetzt geht es bei der Salja auch damit los! Mein Gott – gibt es denn keine anderen Männer als diese Deutschen? Da fängt man diese Burschen, sperrt man sie aus Strafe, weil sie Mütterchen Rußland verwüsteten, ein... und was geschieht?“ (S. 209)

„Er (ein sowjetischer Leutnant – G.M.) war stolz, ein Rotarmist zu sein, und musterte erstaunt und innerlich abwesend die schöne Ärztin, die rangmäßig über ihn stand, aber so viel Interesse für deutsche Gefangene hatte, für diese Deutschen, die den Kommunismus ausrotten wollten, das Idol der russischen Jugend...“ (S. 215)

„Als Dr. Böhler die Kommandantur verließ, sah ihm Worotilow mit zusammengekniffenen Lippen nach. ‘Diese Deutschen!’ knurrte er. ‘Man hätte sie doch ausrotten sollen!’“ (S. 237)

„‘Die Deutschen sind Teufelskerle’, sagte Pjatjal ehrlich. Bei ihnen hat es der Arbeiter besser als bei Mütterchen Rußland.’ (S. 319)

Verhältnis deutscher Gefangener zu „Russen“

„Auch die Kasalinsskaja war verwandelt. War sie früher gefürchtet, so wurde sie jetzt gehaßt. Es war, als breche das Satanische in ihr nun erst richtig durch.“ (S. 68)

„Major Worotilow starrte die Mauer der stummen Männer entlang. Er sah tausend Augen auf sich gerichtet, voll Haß und Hunger, voll Schrecken und Trotz.“ (S.184)

„Der Wagen fuhr an [...]. Als Kuwakino sich zurückbeugte und noch einmal nach dem Lager sah, stand niemand mehr am Tor als die Posten. Vergessen, dachte er. Verachtet. Gehaßt.“ (S. 234)

3.3. Josef Martin Bauer: *Soweit die FüÙe tragen*

Durch die Veröffentlichung des Romans *Soweit die FüÙe tragen* von Josef Martin Bauer²²¹ 1955 gewann das allmählich an den Rand des gesellschaftlichen Interesses zurückgetretene Thema der sowjetischen Gefangenschaft erneut an Aktualität. Vor dem historisch-politischen Hintergrund der Verhandlungen Konrad Adenauers in Moskau über die Freilassung der ehemaligen Soldaten und Offiziere der deutschen Wehrmacht hoffte man dem gerade veröffentlichten Heimkehrer-Roman neue Informationen über die Lage der immer noch in sowjetischer Gefangenschaft vermuteten Familienangehörigen zu entnehmen. Der über Jahrzehnte fortwährende Erfolg²²² der Geschichte von der abenteuerlichen Heimkehr eines deutschen Kriegsgefangenen ist darüber hinaus auf literaturspezifische Faktoren zurückzuführen, nämlich auf die Darstellung eines persönlichen Schicksals nach dem überindividuellen, zeitlosen Modell der Odyssee. Dieses abenteuerliche Element scheint die Geschichte attraktiv für jüngere Generationen zu machen, die wegen der zeitlichen Entfernung zum Geschehen nicht immer die historischen Zusammenhänge erkennen können.

In der literarisch verarbeiteten Darstellung einer authentischen Geschichte handelt es sich um die Flucht des gefangenen Oberleutnants Clemens Forell aus dem Straflager im äußersten Osten der Sowjetunion über den ganzen asiatischen Kontinent, bis er 1952, acht Jahre nach der Gefangennahme, „mit Narben am Körper und an der Seele“ (Bauer, 415), den deutschen Boden betritt. Unterwegs begegnet er Sowjetbürgern verschiedener Nationalitäten und aus unterschiedlichen sozialen Schichten; es entsteht ein buntes Panorama der Charaktere, der individuellen und gesellschaftlichen Verhaltensnormen, der Lebensweisen und Gebräuche. Allerdings werden sie eher für den Leser ausgebreitet und sollen genreimmanente unterhaltende Funktion erfüllen: Für Forell selbst bedeutet jede Begegnung mit Einheimischen, jeder längere Aufenthalt an einem Ort potentielle Gefahr und Hindernis auf dem Weg zur Freiheit. Die bereits in früheren Werken Bauers offensichtlich bewährte Darstellungsweise, nämlich die Konzentration der Darstellung um die zentrale Romanfigur,

²²¹ Josef Martin Bauer: *Soweit die FüÙe tragen*. München 1955.

²²² Aktualisierte Angaben über die Höhe der Gesamtauflage liegen uns nicht vor; 19.. hatte der Roman die Auflage von weit über 500 000 Exemplaren erreicht. Ebenso erfolgreich zeigte sich die mehrteilige Fernsehversion des Romans, die seit 1959 mehrmals im deutschen Fernsehen ausgestrahlt wird; 2001 kommt dazu eine Neuverfilmung.

die sich „in einer Umwelt von Mitkräften und Widerkräften“²²³ zu ihrem Ziel durchschlägt, auch das Ziel der Heimkehr selbst, machen das Erzählte zeitlos aktuell. Im Mittelpunkt des Forschungsinteresses steht die Auseinandersetzung Forells mit dieser fremden Umwelt, seine Wahrnehmungen und Reaktionen auf sowjetische Realien und Bilder von sowjetischen Menschen. Die Interpretation wird allerdings erschwert durch eine oft undistanzierte Haltung des Erzählers, die sich nicht immer eindeutig von der Perspektive des Haupthandlungsträgers abgrenzen läßt. Ferner kann aufgrund der literarischen Verarbeitung der originalen Geschichte die Frage nach dem Anteil an persönlichen Rußland-Erfahrungen des Schriftstellers Bauer entstehen, der sich aber kaum beurteilen läßt.

Unterschiedliche Reaktionen zeitgenössischer Literaturkritik auf die Neuveröffentlichung von Bauers Roman in den beiden Teilen Deutschlands läßt die Frage nach dessen möglicherweise ideologisch beeinflussten Inhalten aufkommen. Während man in bestimmten westdeutschen Literaturkreisen den neuen Heimkehrer-Roman als „eines der erregendsten Zeitbücher“ aufnimmt, dessen Botschaft – „Schrei gegen die Gewalt“, gegen „Unbehaustsein“ und „Sehnsucht des Gefangenen und Gejagten nach dem unerfüllbar Einfachen: Herd, Heim, Familie“²²⁴ – ihm als genuine christliche Werte zuerkannt werden, werden an ihm von manchen ostdeutschen Literaturwissenschaftlern gerade diese als „Wehleidigkeit“, als Anhäufung „allgemeiner Humanitätsphrasen“ bemängelt, hinter deren Fassade reaktionäre Inhalte zu erkennen seien.²²⁵ Um welche Inhalte es sich dabei handelt, wird im Kapitel weiter untersucht; an dieser Stelle scheint es wichtig, im kurzen Rückblick auf das frühere schriftstellerische Werk von Josef Martin Bauer²²⁶ die Streitpunkte dieser Diskussion aus beiden Sichten zu erläutern.

Einige Kritiken stellen die Romane von Josef Martin Bauer in eine Reihe mit Texten von Edwin Erich Dwinger (z.B. Trilogie *Die deutsche Passion*, 1929-32), Hans Zöberlein (*Der*

²²³ Inge Meidinger-Geise: Josef Martin Bauer. (Zum 60. Geburtstag) In: Welt und Wort. Tübingen, 16 (1961), S. 72.

²²⁴ ebd, S. 73.

²²⁵ Günther Cwojdrak: Die zweite Literatur, S. 78-79, 87.

²²⁶ Da [frühere](#) Werke von J.M. Bauer während der Arbeit an diesem Kapitel nicht zugänglich waren, wurden alle Zitate dem Beitrag „Die zweite Literatur“ von G. Cwojdrak entnommen.

Glaube an Deutschland, 1931), Franz Schauwecker (*Aufbruch der Nation*, 1930), Josef Magnus Wehner (*Sieben von Verdun*, 1930), Heinrich Zerkaulen (*Jugend von Langemark*, 1933), Richard Euringer (*Fliegerschule 4*, 1929) und Werner Beumelburg (*Jahre ohne Gnade*, 1952), die im Interesse reaktionärer Regierungskreise durch „Glorifizierung des Krieges, chauvinistische Überheblichkeit, Rassen- und vor allem Antisowjethetze“ geprägt seien. In den 30er Jahren wurde J. M. Bauer als Autor von Romanen bekannt, deren Handlung sich im bäuerlichen Milieu abspielt (zu nennen sind: *Achtsiedel*, 1930; *Die Notthafften*, 1931; *Die Salzstraße*, 1932; *Das Haus am Fohlenmarkt*, 1936; *Das Mädchen aus dem Stachel*, 1940), wegen seiner „Erzählerkraft von zwingender Anschaulichkeit, von schicksalhafter Wucht und von einer Volkstumskenntnis wie Volkstreue ganz seltener Art“ wird Bauer von der zeitgenössischen Literaturkritik gefeiert.²²⁷ Mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges wird ein nationalsozialistischer Ton seiner Werke zunehmend stärker: 1943 erscheint im Zentralverlag der NSDAP Franz Eher Nachfolger in München der Roman *Unter dem Edelweiß der Ukraine*, der mit dem ideologischen Wortschatz des Dritten Reiches, nach dem Gut-Böse-Schema den blutigen Krieg tugendhafter Angehöriger der deutschen Wehrmacht gegen sowjetische „Tiere“ glorifiziert. Folgende Auszüge aus dem Text möchten einen allgemeinen Eindruck von seinem Stil und Inhalt vermitteln:

„Stundenlang kämpft der brave, kriegserprobte, ehrliche deutsche Soldat gegen hingeduckt schleichende Tiere, in deren dünnen Augen (es?) nur aufleuchtet, wenn ein kühl überlegter Schuß getroffen hat.“

In einer weiteren Passage heißt es:

„Das sind nicht Menschen, was hier zum Tode verwundet immer wieder nach dem Sieger schlägt, das ist ein ungeheuerliches Tier, das neunmal erschlagen werden muß, weil es sich wieder von neuem mit jähren, längst entseelten Zuckungen hoch wirft, bis endlich das letzte wildkatzenartige Aufbäumen zertreten ist, bis kein Leben mehr ist in diesem Totenpark von Oleszyce.“²²⁸

²²⁷ Zitiert nach G. Cwojdrak: *Die zweite Literatur*, S. 83.

²²⁸ Beide Zitate nach G. Cwojdrak: *ebd.*, S. 80.

Eine ähnliche Darstellungsweise findet sich auch bei Heinz Konsalik im Roman *Der Arzt von Stalingrad*. Beide in diesem Kapitel untersuchten Texte weisen mehrere vergleichbare Motive und Situationen auf, auf die gelegentlich hingedeutet wird.

Die Erlebnisse des Zweiten Weltkrieges an der Ostfront sollen Josef Martin Bauer zur schmerzhaften „Umwertung letzter Werte“²²⁹ angeregt und als Folge zu einer längeren Schreibpause geführt haben – bis 1955 sein Erfolgsbuch *Soweit die Füße tragen* erscheint. Ob nun wirklich im neuen Roman – wie vielleicht zu erwarten – eine kritische Auseinandersetzung mit persönlicher und historischer Vergangenheit zum Ausdruck kommt?

Man begegnet dem ehemaligen Oberleutnant Clemens Forell erstmals tief in Sibirien auf dem Transportweg ins Gefangenenlager am Ostkap, wo er mit mehreren Hundert Leidensgenossen eine langjährige Strafe von 25 Jahren abzubüßen hat. Niemand aus Forells Umgebung sieht sich allerdings als Kriegsverbrecher: Man will die Schuld, für die man so gut wie lebenslänglich zur Zwangsarbeit in einem Bleiwerk verurteilt worden ist, kaum begreifen und als solche annehmen. Daß man beispielsweise wie der siebzehnjährige Alfons Mattern wegen Diebstahl einiger Kartoffeln ein solches Urteil bekommt, ist für Bürger einer westlichen Demokratie in der Tat unfassbar. Es geht hier aber weniger um die himmelschreiende Gesetzlosigkeit des sowjetischen Systems – dieses Thema würde spezieller Untersuchungen bedürfen – sondern darum, daß auf über vierhundert Seiten des Romans kein Wort über die Grausamkeiten des Krieges, über eine (selbst)kritische Auseinandersetzung mit seinen Ursachen und Folgen fällt, nicht einmal eine Stimmung ‚Nie wieder Krieg‘ kommt zum Ausdruck. So umgeht der Erzähler die Umstände, unter welchen die ehemaligen Angehörigen der deutschen Wehrmacht auf dem sowjetischen Boden sind. Die deutschen Romanfiguren sind lediglich als Opfer des sowjetischen Systems dargestellt; die Frage nach der Verantwortung derer, die eine ganze Generation deutscher Männer in den Krieg geschickt haben sowie das Thema persönlicher Beteiligung des Einzelnen am Krieg wird nicht einmal andeutungsweise angegangen.

Der Blick auf die historischen Hintergründe des Romans läßt mit großer Wahrscheinlichkeit vermuten, daß diese Haltung den Erwartungen jener Leser entspricht, die die Forderung nach

²²⁹ Inge Meidinger-Geise: J. M. Bauer, S. 72.

Vergangenheitsbewältigung, die nach dem Krieg an die deutsche Öffentlichkeit gestellt wurde, als Verdrängung der Vergangenheit aufgefasst haben. So sucht Forell am Ende des Romans die „Gnade des Vergessens“, die allerdings allgemeiner als nur als Verbannung jüngster Fluchterlebnisse aus dem Gedächtnis aufgefasst werden kann – nämlich als Flucht vor der Auseinandersetzung mit dem Krieg, seinen Ursachen und Folgen sowie dem eigenen Anteil daran.

Durch die Anpassung an die Stimmungen und Erwartungen bestimmter Kreise der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft fühlen sich die betroffenen Autoren offensichtlich aufgefordert, zur Lösung des Problems der nationalen Identitätsfindung beizutragen, indem ihre Kriegsrömane bieten aber dem desorientierten Leser einen bequemen, aber irreführenden und gefährlichen Weg zur Steigerung des nationalen Selbstbewußtseins bieten. Sie heben die kämpferische, moralische und kulturelle Überlegenheit der Deutschen gegenüber dem dummen und brutalen Gegner hervor, wofür als besonders krasses Beispiel Konsaliks Roman *Der Arzt von Stalingrad* zu nennen ist.

Im Roman *Soweit die Füße tragen* äußert sich eine solche Position in einem deutlich zu vernehmenden herablassenden Ton, mit dem der Erzähler von der höheren Stufe des zivilisierten europäischen Wohlstandes aus über eine wirtschaftliche und kulturelle Rückständigkeit der Sowjetunion berichtet, die immer noch verheerende Folgen des Krieges zu tragen hat, insbesondere wenn es um zum Teil noch wenig erschlossene entfernte Gebiete Sibiriens geht. So wird eine russische Krankenschwester von ehemaligen Soldaten und Offizieren der Wehrmacht, die sich nach wie vor als Träger der Kultur und Zivilisation am Ostkap sehen, schonungslos verhöhnt:

„Wie man sich unter Menschen von Kultura kleidet, hat Spinnewebe noch nicht erfahren, sonst hätten die Deutschen damals über sie nicht gelacht, im Winter sechsundvierzig, als Wäsche, Schuhe, frauliche Nebensächlichkeiten aus irgendeinem Beutegebiet ans Ostkap kamen und Spinnewebe sich ein Paar brokatene Ballschuhe und ein Charmeuse-Unterkleid auswählte. Damit angetan, ließ sie sich eines Tages vor den Russen wie den Deutschen sehen, sehr stolz und sehr unerfahren, denn das Unterkleid hatte sie obenauf angezogen.“ (Bauer, 150)

Auch in anderen Textstellen, besonders wenn es sich um Begegnungen Forells mit Vertretern asiatischer Stammvölker handelt, ist sein europäischer Hochmut unverkennbar, der sich allerdings zum großen Teil auf „rauhe“ Lebensgewohnheiten der Ursibirier bezieht. Er fühlt sich immerhin höchst gekränkt, als ein „urtümlicher Asiate“ über die „europäische Dummheit, die einen Fluß für ein Meer hält“ (Bauer, 257) lachen muß. Die Gelegenheit, sich zu revanchieren, bietet sich, als Forell als Gast bei den Rentierzüchtern aufgenommen wird. Nicht ohne Zynismus eines Zivilisierteren und bar jeder Dankbarkeit für die Gastfreundschaft denkt er über das „Weib“ seines Gastgebers Laatmai:

„Sie könnte genauso neunzehn wie neununddreißig sein. Wenn man all das Fellzeug von ihr abziehen würde, müßte sie keineswegs häßlich sein. Und wenn die Ferkelherde von Kindern nicht um sie buhlen würde!.. Es bleibt ihm nicht erspart, von Laatmais Weib bereitetes Essen hinunterwürgen zu müssen, im gleichen Raum mit der Familie zu schlafen und dem Gastgeber mit allem Aufwand an Überzeugungskraft immer wieder zu sagen, daß er Haus und Weib und Kinder prächtig finde.“ (Bauer, 264)

In der Geste, mit der Angehörige einer anderen sibirischen Völkerschaft, die Korjaken, jedesmal dem unerwarteten und doch herzlich aufgenommenen Gast das Essen anbieten, sieht Forell vor allem „fürchterliche Hände“ (Bauer, 238); die Aussicht, ein primitives Leben mit Einheimischen teilen zu müssen, erscheint ihm „abstoßend und bedenklich“. (Bauer, 333) Die freundliche Aufforderung zum längeren Aufenthalt deutet er, voll Mißtrauen, als heimliche Absicht der unverhofften Gastgeber, ihn an die „Sowjets“ ausliefern zu wollen. Aber auch wenn man ihn jedesmal für die weitere Reise großzügig ausstattet und beschenkt – es darf nicht einmal am Rengesspann fehlen – und sich von ihm mit ehrlich gemeinten Wünschen fürs Heimkommen verabschiedet, vermutet Forell lediglich hintergründige Absichten der Sibirier, sich auf diese Weise von dem unerwünschten Gast freikaufen zu wollen, denn „in der ganzen langen Zeit ist es Forell nie bewußt geworden, daß die Renmänner [...] für ihn echt und ehrlich etwas wie Zuneigung empfinden.“ (Bauer, 230) – Dieser Erzählerkommentar distanziert sich allerdings von der beschränkten Sicht Forells.

Die unverkennbare Arroganz und das Überlegenheitsgefühl eines Europäers gegenüber technisch-zivilisatorisch und kulturell „unterentwickelten“ Völkern der Sowjetunion können zuweilen in scharfe Ironie umschlagen. Besonders ausdrücklich zeigt sich das in der Darstellung des Oberhauptes eines Korjakenstammes, wenn es heißt:

„Der Mann, der hier bestimmt und auf seine Weise die Herrschaft auszuüben scheint, könnte Kaiser von Rußland sein, würde jemand Haar und Bart ein wenig zähmen und zurechtschneiden. Ein prächtiges Mannesgesicht mit einer Stirn, deren Höhe nicht einmal durch den heftigen Haarwuchs unsichtbar gemacht wird, und groß geöffnete Augen, denen jede Verschmitztheit fehlt. Aus dem ersten und unmittelbaren Eindruck wird er für den Ankömmling Zar. Der Zar spricht ein wenig Russisch.“ (Bauer, 236f.)

Mißtrauen und Anspannung Forells gegenüber jedem sowjetischen Menschen, dem er begegnet, lassen sich allerdings durch seine außerordentliche Lage relativieren: Er ist kein Reisender, sondern ein Mann auf der Flucht, der sein Leben retten will. Dieser Umstand bestimmt seinen Blick auf die Menschen und das Land. Doch in seiner Verhaltensweise gegenüber den Helfenden kommt außer dem Selbsterhaltungsinstinkt noch etwas anderes zum Vorschein; Günther Cwojdrak hat offensichtlich nicht ganz unrecht, wenn es bei ihm, abgesehen von seinem vielleicht zu kategorischen Ton, heißt: „Was diesem Oberleutnant Forell nach dem Überfall auf die Sowjetunion nicht gelungen ist, das gelingt ihm hier endlich auf seinem Rückmarsch durch Sibirien als entlaufener Strafgefangener: er erweist sich Zoll für Zoll als ein echter deutscher Übermensch, an dem die Unbilden der Eiswüsten und Steppen abprallen. In jeder Lage bleibt er überlegen, mit Hochmut und Herrenstolz blickt er auf die Menschen herab, die ihm während seiner Flucht begegnen.“²³⁰ Die Eroberer-Mentalität Forells lässt sich jedenfalls durch die prekären Umstände seiner Flucht vor der Gesetzlosigkeit der sowjetischen Justiz kaum rechtfertigen, zumal er nicht einmal andeutungsweise Schuldgefühle wegen dem großen Leid empfindet, das der Krieg den Völkern der Sowjetunion gebracht hat, noch Reue wegen seiner Teilnahme am Krieg – letztere könnte man, wenn er sich nicht freiwillig an die Ostfront gemeldet hatte, auch wohl nicht unbedingt erwarten, es sei denn, daß man ihm schuldhaftes Verhalten vorwerfen könnte, was man wohl bei seiner Einstellung vermuten, aber nicht beweisen kann. Es findet immerhin eine paradoxe Verschiebung der Werte statt: Der Mann, der, wie man aus dem Roman schließen kann, in diesem Land keinem Menschen gegenüber jemals Barmherzigkeit gezeigt hat, meint jetzt als Schwacher und Gejagter Anspruch darauf zu haben (B, 347) – und praktiziert das auf eigene Weise, indem er von der Güte „mit rauhen Händen“ nimmt (B, 395), die Gastfreundschaft mißbraucht (Bauer, 359; 396) und schließlich das zynische Überlebenskredo entwickelt: „Es wird schon wieder einmal jemand mitleidig oder unachtsam sein.“ (B, 396) Der Erzähler ist offensichtlich auf Forells Seite: Als der „bedrängte, auf Barmherzigkeit

²³⁰ Günther Cwojdrak: Die zweite Literatur, S. 79.

angewiesene Mensch“ (Bauer, 347) mehrmals Diebstahl begeht, übertönt ein moralisierendes „Das ist sein Recht“ (Bauer, 350) eventuelle Bedenken manchen Lesers.

Fast bei allen Begegnungen Forells mit Vertretern unterschiedlicher sozialer Schichten und ethnischen Gruppen fällt auf, daß besonders die Letzteren unter großem Aufwand an Zeit und Mühe sowie ständiger Lebensgefahr für alle Beteiligten dem entflohenen deutschen Kriegsgefangenen gern zum Heimkommen verhelfen. Die Kette der Helfenden beginnt im Straflager am Ostkap mit Dr. Stauffer²³¹ und führt ihn über einzelne Menschen und ganze Völkerschaften durch Sibirien nach Iran. Oft ärgert sich Forell, weil ihm die „Barmherzigkeit“ der „Russen“ übertrieben und aufdringlich erscheint: Es wird ihm geholfen, ohne daß er darum bittet. In besonders krassen Fällen wird Forell von gutherzigen Einheimischen buchstäblich verfolgt, denkt man an den „armenischen Juden“ Igor oder das Mädchen Ljuba. So könnte ein weniger kritischer Leser zum logischen Schluß kommen, daß ein bestimmter Teil der sowjetischen Bevölkerung der Staatsordnung „unfreundlich oder gar feindlich gegenübersteht, daß die Sympathiebezeugungen für Forell ein Ausdruck der Antipathie gegenüber der Sowjetordnung seien“, um G. Cwojdrak noch einmal zu zitieren.²³² Darüber hinaus scheint der dem Arm der sowjetischen Gerechtigkeit entzogene Anastas die einzige Romanfigur zu sein, die die kommunistischen Ideen fest verinnerlicht hat und damit zum Objekt der bösen Ironie seiner Kumpel wird: „Er war ein anständiger Kerl, was uns betrifft. Sonst war er ein Narr, der an das geglaubt hat, was andere predigten, ohne es zu glauben.“ (Bauer, 306)

Die Darstellung des sozialistischen Staatssystems als sozialpolitischer Hintergrund der erzählten Geschichte nimmt im Roman einen großen Platz ein. Daß ihr vor allem eine ideologische Bedeutung zukommt, wird klar aus der gesamteuropäischen Situation Mitte der 50er Jahre, die im außenpolitischen Bereich durch immer angespanntere Beziehungen zwischen westlichen Demokratien und dem sozialistischen Block geprägt ist. Die kulturelle und wirtschaftliche Rückständigkeit der Sowjetunion, wie sie in *Soweit die Füße tragen* erscheint, soll offensichtlich im Kontrast den Wohlstand des westdeutschen Staates

²³¹ Der Typ eines aufopfernd dienenden gefangenen deutschen Arztes ist in Dr. Böhler im Roman *Der Arzt von Stalingrad* von Heinz G. Konsalik wiederzuerkennen.

²³² Günther Cwojdrak: Die zweite Literatur, S. 86.

hervorheben und im weiteren Sinne die Überlegenheit des kapitalistischen Systems im Wettkampf zweier Gesellschaftsordnungen bekräftigen. Zwar werden im Roman einzelne Maßnahmen für die Erschließung entfernter sibirischer Gebiete beiläufig erwähnt wie beispielsweise Vermessungsarbeiten (Bauer, 265), doch scheinen solche Ansätze kaum konkurrenzfähig mit dem westdeutschen „Wirtschaftswunder“ zu sein. Folgender Ausbruch von Anastas, einem der drei entflohenen Verbrecher, mit denen Forell mehrere Monate mit Jagd und Goldwaschen verbringt, wirkt deshalb wenig überzeugend, weil ihm ein ironisierender Kommentar des Erzählers folgt:

„Wo die Karte Grassteppe oder Waldtaiga zeigt, läufst Du plötzlich in eine Stadt, die vor acht Jahren noch nicht da war. Du stößt in den abgelegenen Gegenden Sibiriens auf Leute, die arbeiten oder ein Bergwerk planen. Du findest Straßen, wo Du nicht einmal Schneehasen vermutest. Es wird unaufhörlich geplant, gebaut, erforscht und kollektiviert. So ist das heute in der Sowjetunion.“(Bauer, 253)

„Anastas strahlt vor Stolz, von echtem ehrlichem Stolz, als er rühmt, was alles an Großem und Beunruhigendem geschieht. Man hat ihn wegen zweifachen Totschlags im Namen jener Ordnung, die er rühmt, zu Zwangsarbeit verurteilt.“ (ebd)

Der Menschlichkeit einzelner Sowjetbürger, die Forell zwar nicht würdigt, die aber aus den Handlungen deutlich hervorgeht, steht im Roman die Inhumanität des kommunistischen Regimes gegenüber, das als perfekt organisierte und reibungslos funktionierende Staatsmaschinerie mit streng hierarchischem Vollzugsapparat – „seit Jahrhunderten Polizeistaat“, „das großartig durchgezüchtete System, von den Bolschewiken bis zu [...] Verfeinerung weiterentwickelt“ (Bauer, 328), – die gesamte Bevölkerung des riesengroßen Landes seinem Willen unterstellt. Die uneingeschränkte Macht Moskaus reicht bis an den entlegensten Ort in Sibirien: „Wohin je ein Russe seinen Fuß gesetzt hat, ist als Wichtigstes eine Kommandatura entstanden. Für so polare Verhältnisse recht ansehnlich.“ (Bauer, 55) Sie erreicht beinahe Perfektion an Disziplin, Gehorsam und Kontrolle, wie man folgenden Textauszügen entnehmen kann:

„Die Ochrana, ein vielleicht nur unter russischen Verhältnissen mögliches Kunstwerk der Seelenguckerei, hat über ein paar Tausend Werst Distanz den Herzschlag der Bürger vernommen, ob es treu hämmerte oder untreu vibrierte. Das großartig durchgezüchtete System, von den Bolschewiken bis zu jener Verfeinerung weiterentwickelt, die selbst den kaum gewagten Gedanken schon für die Obrigkeit ermittelt und analysiert, kann in wenigen Tagen schon reagieren, [...], daß ein Friits aufgetaucht ist.“ (Bauer, 328)

Im Gespräch zwischen Forell und einem Waldaufseher heißt es: „Ach, unsere blödsinnige Organisation! Nichts klappt.“ – „Es klappt sehr wohl“, weist ihn der Mann zurecht. „Manches ist zwar überorganisiert. Das gebe ich zu.“ (B, 381) Und schließlich zeigt sich Anastas immerhin sehr stolz auf das Bewachungssystem, das ihn zu einem Leben auf ständiger Flucht angewiesen hat:

„Und wenn du hundertmal Russe wärest – du kommst in keine Stadt hinein, du kommst aus keiner Stadt heraus ohne Propusk. Der Ausweis darf aber nicht von vorgestern sein, sondern besser von morgen. Du kannst nirgends auf der Bahn fahren, ohne kontrolliert zu werden.“ (B, 254f.)

Die sich häufig wiederholenden Motive der Unfreiheit, des Zwangs, der allgegenwärtigen Kontrolle und Bewachung bestimmen das Bild von der Sowjetunion als von einem „ummauerten“ Land, das am nötigsten die Gefängnisse hat (B, 25), weil es einerseits auf Angst und Terror gegen Andersdenkende aufbaut, andererseits durch Korruption, Diebstahl am Staatseigentum und Mißbrauch der Macht auf allen Ebenen, vor allem aber von Hochpositionierten gekennzeichnet ist. Als einer von einst Privilegierten, jetzt Anastas' Leidensgenosse, glaubt es Grigorij zu wissen: „Ich stehle nur, weil sie alle stehen. [...] Ich habe bei den Burschen mehr Dieberei erlebt, als man in einem Gefängnis erzählt bekommen kann.“ (Bauer, 292) Schließlich wird ihm die Definition der kommunistischen Ordnung in den Mund gelegt, die wir, nur etwas anders formuliert, schon bei Konsalik gesehen haben: „Der Kommunismus ist das: der brutalste Lummel hat am Ende den gelben Brocken.“ (Bauer, 297)

Im Gegensatz zur durchaus ausführlichen Darstellung der Begegnungen Forells mit den Menschen Sibiriens sind die Natur- und Landschaftsbeschreibungen ausgeprägt spärlich. Die meisten von ihnen sind geographisch undifferenziert – das mag allerdings daran liegen, daß Forell auf der Flucht keine genaue Karte besaß –, farblos und sehr knapp. Oft reduzieren sie sich auf Ein-Wort-Attribute, wo eine ausführlichere Beschreibung zu erwarten wäre, denkt man an nur den großen Teil der Leser, der keine Vorstellung von Natur und Landschaften Sibiriens hat. Besonders deutlich zeigt sich dieser Mangel in folgenden Textbeispielen: „[...] ein Bild wie dieses hat kein Landstück der Erde so grandios (Hervorhebung hier und weiter von mir – G.M.) zu zeigen.“ (Bauer, 33) oder: „Und dabei ist Wetter und Land so schön.“ (Bauer, 239)

Nicht selten werden die Natur- und Landschaftsdarstellungen zu Stimmungsbildern:

„Die Kälte ist heute nicht, was sie eben noch war: grauer Feind allen Lebens, sondern eine Komponente im Bild einer Landschaft, die durch den Machorkarauch hindurch gesehen liebenswert erscheint, männlich, von einer prächtigen Kraft.“ (Bauer, 24),

oder sie erfüllen eine Kontrastfunktion in Bezug auf die Gegebenheiten oder persönlichen Beziehungen. So folgt dem Bericht über das in seiner Routine erschauerliche Wegschaffen von toten Kriegsgefangenen auf dem Transportweg nach Sibirien ein beinahe unrealistisch wirkendes Bild:

„Aber die Stadt jenseits der Toten und der Geleise ist schön: eine von romantisierenden Adventszeichnern auf rosaroten Abendhimmel gemalte und mit Schneebehang überzuckerte Silhouette von Türmen und Hochhäusern.“ (Bauer, 5)

Nur an einer Stelle kommt es zu einem längeren lyrischen Ausbruch:

„Ein paar Sterne stehen noch vor dem Wanderer und warten, daß sie ausgelöscht werden. Die Dämmerung fließt auseinander. Tuch um Tuch werden Vorhänge vor- oder weggezogen. Es ist nicht zu erschauen, ob Zudecken oder Aufdecken gespielt wird. Das erste, was gezeigt wird, ist ein verstaubtes Violett wie von alten Paramenten, edelster Samt, der sich mausweich anfühlen müßte, wenn ein Finger so lang wäre, um ihn zu betasten. Das Violett bekommt einen bleiigen Hauch, wird langsam bischofsfarben, dann Flieder in Bauerngärten, kränklich herbstzeitlosenhaft von unten, während ein Übergangstreifen über dem wandernden Mann sich einfärbt wie Schwefel im Verbrennen.“ (Bauer, 399)

Mit dieser Farbenpracht dissoniert der „bleiige Hauch“ als unauslöschliche Erinnerung an den Bleiberg am Ostkap. Für Forell ist es lediglich nur „Kitsch“: Die Natur interessiert ihn letztlich nur, inwieweit sie ihn zu seinem Ziel verhilft oder daran hindert: „Das ganze Land ist grauenhaft unbewegt, trostlos, zwar in großen Tagesstrecken zu durchlaufen, aber offenbar keiner Wandlung mehr fähig.“ (Bauer, 207)

Es liegt nahe zu vermuten, daß die knappen Natur- und Landschaftsbeschreibungen im Roman auf den Gedächtnisschwund sowie den Verlust des Farb- und Zeitsinnes bei dem Forell-Prototyp zurückzuführen ist²³³, so daß der Erzähler das ganze Arrangement nach seiner Vorstellung ‚nachkonstruiert‘. Ausgesprochen spärliche, ausdruckslose Bilder sibirischer Natur nehmen dann den Charakter der Stereotype an. Besonders deutlich läßt es sich an der Darstellung des allgemeinen Bildes von Sibirien aufzeigen, das im europäischen Bewußtsein

²³³ Inge Meidinger-Geise: J.M.Bauer, S. 72.

seit Jahrhunderten als Inbegriff der Kälte und Weite gilt, wenn es zum Beispiel heißt: „Tausend Kilometer freilich sind nichts in einem Land ohne Maßstab.“ (Bauer, 74) Aus einer anderen Textstelle läßt sich schließen, daß allein die Größe des Landes so gut wie ein unüberwindbares Hindernis für einen Fremden bedeutet: „Dann möchte er laufen, frieren, hungern, [...] bis irgendwo dieses ungeheure und ungeheuerliche Land ein Ende hat.“ (Bauer, 318) Zu diesen Vorstellungen fügt der Erzähler meist situationsbedingte Eigenschaften hinzu, die häufig je nach der Figuren- oder Handlungsperspektive sowie der Stimmungslage einen widersprüchlichen Charakter aufweisen. Geht es um die „Härte eines barbarischen Klimas“, dann heißt es „verfluchtes Sibirien“ (Bauer, 57); wenn man auf der wochenlangen Reise keinen Menschen trifft, dann ist man im „einsamsten Sibirien“ (Bauer, 210); für deutsche Gefangene ist es aber vor allem das „gefürchtete Sibirien“ (Bauer, 29). „Sibirien ist mißtrauisch“ (B, 340), glaubt Forell zu wissen, „[es] kennt kein Erbarmen“ (Bauer, 316). „Sibirien ist die Barmherzigkeit“ (ebd), erwidert ihm dagegen der Jakute Kolka. An einer Textstelle bewundert der deutsche Flüchtling das „reiche, schöne, sonnige Sibirien“ (Bauer, 374); an einer anderen resümiert der Erzähler: „Dieses Land braucht nun einmal immerwährend Tote, um weiter gedeihen zu können.“ (Bauer, 284) und meint wahrscheinlich mehrere Tausende von russischen, sowjetischen und deutschen Zwangsarbeitern, die unter harten Bedingungen die Pionierarbeit für die Erschließung dieser schwer zugänglicher Region geleistet haben und nie wieder in ihre Heimat zurückkehren sollten. Damit wird die alte europäische Vorstellung vom niedrigen Wert des Menschenlebens in Rußland thematisiert, die an mehreren Textstellen zur Sprache kommt: „Die Russen kalkulieren anders. Der Mensch ist billig.“ (Bauer, 108) Oder: „Leichen bedeuten in dieem Land keine große Aufregung, wenn überhaupt jemand sie findet.“ (Bauer, 298)

Als Krönung aller nichtssagenden Epitheta kommt aber die Aussage „In Sibirien ist alles möglich“ (Bauer, 341), die so gut wie ein Axiom klingt und die Eigenart sibirischer Verhältnisse erklären soll oder aber umgekehrt alle Erklärungen erübrigt, weil es eben so ist. Auf das ganze Land bezogen, heißt es dann: „In Rußland ist alles möglich“ (Bauer, 66, 108) oder in leicht abgewandelter Form: „Glaubt ihr denn wirklich, daß es in diesem Land gibt, was es nicht gibt?“ (Bauer, 17) Solche generalisierenden Urteile über Verhältnisse in der Sowjetunion lösen viele Fragen aus. Spricht aus dem oben zitierten Resümee über die Verhältnisse in der Sowjetunion die eigene Erfahrung von Forells Mitgefangenen, eventuell auch eine bestimmte Vorkenntnis über Rußland, die man mit in den Krieg brachte, oder beruht es auf Geschichten

und Gerüchten aus dem Soldaten-, später dem Kriegsgefangenenmilieu? Geht es um vorschnelle Verallgemeinerung, die zwar aufgrund persönlich erlebter Begebenheiten getroffen, aber nicht situationsbedingt relativiert wurde, oder ist es Ergebnis längerer Beobachtungen und Reflexionen? Die Unsicherheit der Beurteilung ergibt sich aus folgendem. Zum einen distanziert sich der Erzähler nicht deutlich genug vom Erzählten, seine Position ist nicht selten nur schwer von den Meinungsbildern der deutschen Romangestalten, besonders Forells, abzugrenzen. Zum anderen ist der jeweilige Kontext zu knapp und reduziert sich meist auf derartige Äußerungen, denen keine weiteren Erklärungen der Figuren oder Kommentare des Erzählers folgen.

Die Analyse rußlandbezogener Bilder im Roman *Soweit die Füße tragen* läßt vermuten, daß hier in Einzelfällen zwar eine gewisse Relativierung überlieferter Stereotype stattfindet, zugleich aber eine Tendenz zu ihrer Verfestigung zu beobachten ist.

Der erste Teil dieser Hypothese findet – zumindest partielle – Bestätigung an Textbeispielen, in denen sowjetische Bewachungsmannschaften im Gefangenenlager am Ostkap charakterisiert werden. „Die Russen sind gar nicht so, wie der Groll ihnen nachsagt. Sie finden es vernünftig, daß die Gefangenen sich sauber halten.“ (Bauer, 135) Was den Russen konkret nachgesagt wird, bleibt allerdings unerläutert; in logischer Umkehrung läßt sich aber annehmen, daß diese Aussagen eher negativ gemeint sind. Aus einzelnen Kommentaren des Erzählers kann man außerdem schließen, daß die Beziehungen zwischen sowjetischer Lagerverwaltung und deutschen Zwangsarbeitern am Ostkap im allgemeinen erträglich sind:

„Die Russen sind höchstensfalls unberechenbar, aber sie sind weder ungerecht noch hart bis über eine menschliche Grenze. [...] Es wird nicht geschlagen. Es wird nicht mit Füßen getreten. Es wird in der Arbeit keine Norm verlangt, deren Nichterfüllung die Brotration kürzen könnte. [...] Sofern nicht einer der Gefangenen einen mißglückten Fluchtversuch macht, ereignet sich keine Brutalität.“ (Bauer, 166)

Die Episode im Roman, wo der russische Soldat Wassilij auf der mehrtägigen Schlittenreise in eine sibirische Stadt seine beiden deutschen Helfer – Forell und Eisemann – nicht wie Kriegsgefangene, sondern beinahe wie seine Freunde behandelt, soll nicht über den Grundtenor der Bauer's Darstellung des Schicksals deutscher Kriegsgefangener im sowjetischen Strafvollzugssystem hinwegtäuschen, zumal sich Wassilij's Verhalten gegenüber

den beiden Deutschen in der Nähe anderer sowjetischer Soldaten und Offiziere schlagartig ändert.

Von den seit Jahrhunderten in Westeuropa kursierenden Vorstellungen von den Russen, die immer wieder je nach dem Stand der Beziehungen zum Land im Osten aktualisiert beziehungsweise durch neue Bilder ergänzt werden, finden einige ihren Niederschlag im untersuchten Text. So kommen zum Beispiel *Grausamkeit und Brutalität* der Russen zur Sprache: „Sollte man Sie jedoch sehr quälen um ein Geständnis – Sie wissen ja: die Russen sind sehr begabt darin und erfahren auch Dinge, die sich nicht begeben haben.“ (Bauer, 163) Oder: „Und der Zorn der Russen ist furchtbar.“ (B, 116) Oder *Neigung zum Alkoholmißbrauch*: „Da (sonntags – G.M.) sind die Russen besserer Laune, nachdem sie mehr Wodka in sich haben.“ (Bauer, 176) oder: „[...] und einen Kanonenrausch, der bis an die Grenze einer Alkoholvergiftung gegangen ist, ehrt immer noch in Rußland den Mann, der den Rausch durchgestanden hat.“ (Bauer, 362), aber auch *Gastfreundschaft, aufopfernde Hilfsbereitschaft und Güte*, „die über Rußland liegt, auch wo es am grausamsten ist“ (Bauer, 29) sowie *Geduld und Arbeitsamkeit* der einfachen Menschen: „Oder glaubst Du, die Mäuse hätten die Stollen in den Bleiberg getrieben?“ – „Nein. Das ist alte Arbeit, echt russische Geduldsarbeit.“ (Bauer, 62)

Sehr oft zeigen die Russen die in eklatantem Widerspruch stehenden Eigenschaften zugleich und verunsichern die Westeuropäer darüber hinaus durch *Unberechenbarkeit, Spontaneität* und scheinbare *Unlogik ihrer Denk- und Verhaltensweisen*: „denn sie sind, in der Mehrzahl wenigstens, Kinder mit kindlichem Hang zu Grausamkeit und begeisterungsfähiger Hilfsbereitschaft“ (Bauer, 159); sie sind „mißtrauisch“, aber auch „gutmütig“ und „gutgläubig“ (Bauer, 141). Konkretisiert werden diese verallgemeinerten Aussagen an den Figuren von drei „Galgenvögeln“, die dem mehrjährigen Freiheitsentzug wegen schwerer Verbrechen entflohen und seitdem auf ein (Über)Leben in sibirischen Wäldern angewiesen sind. Der „brutale“ Anastas, „der Typ von Mensch [...], der mit Gewalt löst, was anders nicht zu lösen ist“ (Bauer, 250), bewundert wie ein Kind den allmächtigen Kommandanten der sibirischen Region Genossen Lederer und bleibt trotz hartem Schicksal und böser Ironie seiner Kumpel den kommunistischen Idealen treu. „Der alte Natschalnik der Diebe“ Grigorij, der über das gezwungenermaßen erschossene, kranke Rentier weinen kann, vollbringt die Tat, die einer logischen Erklärung entgeht:

„Daß ein Mensch so sein kann wie dieser Grigorij? Erst hat er den Kameraden eines langen und wilden Jahres den Felshang hinabgestoßen. Dann hat er ein Stück Wild erlegt und hierher gebracht.“ (Bauer, 315)

Die berüchtigte Widersprüchlichkeit gekennzeichnet nicht nur einzelne Charaktere, sondern auch das ganze sowjetische System, wenn es heißt:

„Ordnung muß sein, und für die Ordnung sind überall in Rußland oder Sibirien Leute angesetzt, damit die Dinge in ständigem Umtrieb und in Unruhe bleiben.“ (Bauer, 382)

3.3.1. Zusammenfassung

Resümierend läßt sich feststellen, daß der Roman *Soweit die Füße tragen* zahlreiche Bilder von der Sowjetunion und den Sowjetbürgern bietet, deren Qualität von einer Reihe werkimmanenter und äußerer Faktoren beeinflusst ist. Ihre Besonderheit besteht vor allem in der spezifischen Perspektive eines dem langjährigen Kriegsverbrecherurteil entflohenen deutschen Gefangenen, der um jeden Preis die Heimat erreichen will. Seine zwangsläufig längeren Aufenthalte an unterschiedlichen Orten Sibiriens gewähren den Einblick in Gebräuche, Lebensauffassung, aber auch Lebensbedingungen unterschiedlicher sozialer und ethnischer Gruppen in der Sowjetunion. Aus der Sicht eines Westeuropäers werden sie zum großen Teil als eigentümlich, sogar skurril, generell aber als kaum vergleichbar mit deutschen Verhältnissen wegen der betonten kulturellen und technisch-zivilisatorischen Überlegenheit der westlichen Welt bewertet.

Mit Blick auf den ebenfalls in diesem Kapitel untersuchten Roman *Der Arzt von Stalingrad* von Heinz Konsalik kann man schlußfolgern, daß das allgemeine Bild von Rußland und den Russen, wie es im Roman *Soweit die Füße tragen* dargestellt ist, kaum ausdrücklich aggressive rassistische Züge aufweist. Werden „russische“ Romanfiguren bei Konsalik pauschal als dumm, brutal, fachlich inkompetent, außerdem zu bösen Angewohnheiten und Charaktereigenschaften genetisch veranlagt geschildert, wird im Roman von J. M. Bauer zumindest zwischen den System-Angehörigen und der „einfachen“ Bevölkerung der Sowjetunion differenziert. Allerdings ist der antikommunistische Ton dieser Darstellung unüberhörbar; er kommt sowohl von der deutschen, als auch – direkt und/oder indirekt – von

der sowjetischen Seite zum Ausdruck. Im Unterschied zum Roman *Der Arzt von Stalingrad* bietet das Fluchtepos von J. M. Bauer auch viele als neutral oder durchaus positiv einzuschätzende Bilder von den „Russen“, in denen alte Stereotype von Gastfreundschaft, Offenherzigkeit, Hilfsbereitschaft und Güte des einfachen „russischen“ Menschen ihre Bestätigung finden. In diesem Zusammenhang kann die Aussage der Hamburger Studentenzeitschrift *konkret*, der Roman sei „das Propagandabuch gegen Rußland“²³⁴ generell nicht bestätigt werden, wenn auch in Bezug auf die Darstellung sowjetischer Menschen Vorbehalte angebracht sind.

²³⁴ Zitat nach Günther Cwojdrak: Die zweite Literatur, S. 79.

4. Darstellung der Sowjetunion und sowjetischer Menschen von ostdeutschen Autoren am Beispiel der Moskauer Novelle von Christa Wolf

Der deutschen Literatur der unmittelbaren Nachkriegszeit, die sich einerseits bemüht, als „Literatur der Stunde Null“ sich mit fatalen Auswirkungen des Krieges auf die deutsche Nation auseinanderzusetzen, andererseits aber auch nach neuen existentiellen Orientierungspunkten sucht, folgt Ende der vierziger Jahre eine Literatur, die angesichts der geänderten geopolitischen Situation durch differenziertere ideologische Züge markiert ist. Das bezieht sich vor allem auf das neu entstandene Schrifttum in der ehemaligen sowjetischen Besatzungszone, wo aktiv und häufig gegen den Willen der Bevölkerung mit dem sozialistischen Aufbau nach dem sowjetischen Modell begonnen wurde. Die von der neuen Macht gern gesehene Entwicklung der westlicherseits sogenannten „ostdeutschen“ Literatur im Rahmen des sozialistischen Realismus sollte sie zu einem der Propagandamittel der neugegründeten DDR machen; nach Peter Gugisch war die erzählende Literatur „als ganzes eine große Reportage vom Aufbau einer neuen Gesellschaftsordnung“ und wurde selbst zu einer ihrer Leistungen.²³⁵

Die *Moskauer Novelle*²³⁶ entsteht in der Zeit, als sich der Sozialismus im politischen und wirtschaftlichen System der DDR fest genug etablierte, um Änderungen im Bewußtsein der Menschen zu bewirken. Die geistigen Wandlungen sollen nun von der Literatur in sozialistisch-kritischen Traditionen verarbeitet und reflektiert werden; sie sieht sich mit der neuen Aufgabe konfrontiert, „über eine weitgehend ‚sensualistische Beschreibung‘ des Neuen hinauszugelangen und es tiefer als historischen Prozeß zu erfassen. Es galt, nicht nur die unmittelbare Vorgeschichte [...] tiefer zu durchdenken, sondern auch die Gegenwart selbst...“²³⁷

Die Ausgangssituation der *Moskauer Novelle* bildet die Wiederbegegnung zweier Menschen, einer Deutschen und eines Russen, die kurz nach Kriegsende getrennt wurden. Die nun 30-

²³⁵ Peter Gugisch: Christa Wolf. In: Literatur der DDR in Einzeldarstellungen, Stuttgart 1972, S. 395-415, hier S. 399.

²³⁶ Christa Wolf: Moskauer Novelle. In: An den Tag gebracht. Prosa junger Menschen. Hg. v. Heinz Sachs. Halle/Saale 1961, S. 145-222.

²³⁷ ebd, S. 399f.

jährige Kinderärztin Vera Brauer kommt im Frühsommer 1959 mit einer kleinen Delegation der Berliner Universität nach Moskau, um die Grundlagen einer größeren Zusammenarbeit mit sowjetischen Kollegen vorzubereiten. Im Dolmetscher Pawel Koschkin erkennt sie jenen jungen Offizier der Roten Armee, dem sie, damals 16-jährige Schreiberin des Bürgermeisters in einer kleinen mecklenburgischen Ortschaft, bei der Schaffung der neuen Ordnung widerwillig helfen sollte. Ein unverhofftes Treffen nach 15 Jahren zwingt Vera zu den lange verdrängten Erinnerungen an die Ereignisse des ersten Nachkriegssommers. „Blind vor Haß“ (MN,178) gegenüber den „Siegern“, wird das ehemalige BdM-Mädchen zur verschwiegenen Mitwisserin bei Provokationsakten gegen die sowjetische Besatzungsmacht, die einige als Rotarmisten verkleidete Nazi-Anhänger in der Umgebung begehen. Bei der Beseitigung der Folgen einer solchen Aktion, nämlich bei Löscharbeiten des in Brand gesetzten sowjetischen Magazins, rettet Pawel Veras Bruder aus dem Feuer, zieht sich aber schwere Augenverletzungen dabei zu, von deren Nachwirkung Vera damals nicht wissen konnte. Durch das Bewußtwerden eigener Schuld löst sich Vera von Angst und Haß gegenüber dem Fremden. Der wachsenden Sympathie der jungen Menschen füreinander wird jedoch durch das plötzliche Verlegen von Pawels Truppeneinheit ein Ende gesetzt. Nach fast 15 Jahren Trennung erwacht erneut im täglichen Zusammensein die Jugendzuneigung der beiden, bis Vera mit den Folgen der alten Schuld konfrontiert wird: Durch einen Zufall erfährt sie, daß Pawel, der entscheidend ihren weiteren Lebens- und Berufsweg bestimmt hat, wegen des Augentraumas seinen eigenen Wunsch, Arzt zu werden, aufgeben mußte. Im Glauben, ihm helfen zu müssen, versucht sie ihn zum beruflichen Neuanfang als Deutschlehrer zu überzeugen. Mit der erneuten, allerdings bewußten Trennung der zur Freundschaft entschiedenen Liebenden endet die Geschichte.

Die historischen Zusammenhänge und ihre Gegenwartsbezogenheit werden zu einem der Hauptthemen des literarischen Werks von Christa Wolf; in der *Moskauer Novelle* ist diese komplexe Thematik als Auseinandersetzung mit der jüngsten Vergangenheit der Generation angelegt, die ihre nationalsozialistisch geprägte Jugend zur erfolgreichen Integration in die neue Gesellschaft bewältigen soll. Die großen historisch-politischen und ethischen Themen werden bei Christa Wolf anhand der geistigen Verarbeitung durch einzelne Romanfiguren dargestellt; der Autorin geht es primär um die Brechung der Zeitgeschichte durch das

Bewußtsein ihrer Gestalten sowie um den Beitrag, den diese Reflexionen zur Persönlichkeitsentwicklung zu leisten vermögen. Die Lebens- und Liebesgeschichte der Protagonisten der *Moskauer Novelle* wird stellvertretend zum Nachdenken über solch einen diffizilen Themenbereich wie die deutsch-sowjetische Beziehungsgeschichte konzipiert. Die historische Schuld der Deutschen²³⁸ gegenüber den Völkern der Sowjetunion sowie die gegenwärtigen Verhältnisse zwischen beiden Ländern erfordern gegenseitige politische und persönliche Kompromisse, heißt es im Text.

Wie wichtig diese Themen für die Autorin selbst sind, läßt sich erkennen, wenn man autobiographische Bezüge zu ihrem Lebensweg herstellt. Ebenso wie die weibliche Hauptfigur der *Moskauer Novelle* gehört sie zur Generation, die im nationalsozialistischen Deutschland mit seinen Idealen aufgewachsen ist und weiß, „was sie zu glauben habe, ein für allemal“ (MN, 160). Ihr erstes Prosawerk schreibt sie mit 30 Jahren – genauso alt ist Vera Brauer. Hinweise auf Erlebnisse der Flucht der 16-jährigen Christa Wolf mit der Familie aus der ostpreußischen Heimat ins Mecklenburgische, auch auf die Schreibkrafttätigkeit beim Bürgermeister in Gammelín finden sich in literarisch leicht verarbeiteter Form in ihrem Prosadebüt. Durch die häufigen Reisen in die Sowjetunion – die Novelle entsteht nach dem zweiten Besuch in der UdSSR – bekommt die angehende Literatin neue Impulse für die permanente Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit; die Aufenthalte im Freundesland liefern außerdem Stoff für sowjetische Milieubilder und Charaktere, die vor allem in der *Moskauer Novelle*, aber auch in den späteren Werken wie *Nachdenken über Christa T.* oder *Kindheitsmuster* dargestellt werden.

Die Thematik der deutsch-sowjetischen Beziehungen ist in dem Novellen – Text unter mehreren Aspekten angedeutet, die sich auf unterschiedliche Weise auf den Grundkonflikt beziehen, zunächst unter dem der ‚unerlaubten Liebe‘ einer deutschen Ärztin und eines nach Kriegsende gelegentlich als Dolmetscher beschäftigten ehemaligen Leutnants der Roten Armee. Die beiden Protagonisten sind sich seit ihrer Wiederbegegnung der

²³⁸ Angesichts der dauerhaften öffentlichen Diskussion über diesen Begriff wird er in der vorliegenden Dissertation unter dem Vorbehalt verwendet, daß er in den meisten zitierten Kritiken vorkommt; es geht uns dabei – allerdings hypothetisch – vielmehr um die persönliche Verantwortung jedes einzelnen Bürgers im Dritten Reich für die zeitgenössischen Ereignisse. Diese Problematik wird von Christa Wolf ebenso ausgetragen, indem sie sich ihre Figuren nicht auf bequeme Weise hinter der „allgemeinen“ Schuld des deutschen Volkes verstecken läßt, sondern von jedem die Antwort auf die Frage nach eigener Beteiligung am Geschehen verlangt.

Hoffnungslosigkeit ihrer Beziehung bewußt, da sie den „ethischen Rigorismus“²³⁹ der sozialistischen Gesellschaft, deren brave Mitglieder sie mittlerweile sind, ernsthaft zu bedrohen vermag. Sodann sind die sowjetische Besatzung Ostpreußens und die ersten mühsamen Maßnahmen der neuen Macht zum sozialistischen Aufbau und eine sich verfestigende Freundschaft zwischen beiden Völkern weitere große ‚rußlandspezifische‘ Themenbereiche der *Moskauer Novelle*. Ziemlich oft gewährt die Autorin Einblicke in das sowjetische Nachkriegsleben durch Milieubilder und Charaktere mehrerer Nebenfiguren.

Das unverhoffte Wiedersehen mit Pawel in Moskau weckt in Vera Erinnerungen an die 15 Jahre zurückliegenden Ereignisse, in jenen Sommer 1945, in dem sie sich zum ersten Mal begegneten. Pawel, damals 25-jähriger Leutnant der Roten Armee, ist beauftragt, dem sowjetischen Ortskommandanten bei der Etablierung der neuen Ordnung im mecklenburgischen Dorf Fanselow zu helfen; die 16-jährige Schreibhilfe des Bürgermeisters, Vera Brauer, fügt sich der Pflicht, ihn dabei zu unterstützen, widerwillig ein. Kaum kann Vera ihren Schrecken und Haß gegenüber dem Fremden verbergen – die Erinnerungen an die Flucht aus der Heimat und die Ideale der nationalsozialistischen Jugend sind noch lebendig. Ihr Geständnis über Leutnant Koschkin, daß sie ihn „haßte, noch ehe sie ihn sah“ (MN, 165) ist nicht nur dem ideologischen Fanatismus eines BdM-Mädchens zuzuschreiben – ähnliche Gefühlsmischungen aus Unbestimmtheit, gespannter Erwartung, Panik und Angst vor Vergeltung durch die schnell vorrückenden sowjetischen Truppen, zudem durch Erzählungen der Flüchtlinge, Gerüchte und agonisierende faschistische Propaganda zum Äußersten gesteigert, prägen die Stimmungslage in Ostdeutschland schon Monate vor dem Einmarsch der Roten Armee. Zwar werden in Veras Erzählung ein plötzlich leer gewordenes Dorf und verriegelte Türen der Bauernhäuser nur beiläufig, eher als zusätzliche Details zur Darstellung ihrer erzwungenen Tätigkeit bei der neuen Dorfverwaltung erwähnt, doch sind es Indizien, die unmißverständlich auf Angst und Mißgunst gegenüber der sowjetischen Ordnung hindeuten. Daß die neue Macht sich vor Ort mit vielen Schwierigkeiten auseinandersetzen hat, vor allem mit der überwiegend negativen Einstellung der Zivilbevölkerung, geht aus dem von

²³⁹ Peter Gugisch: Christa Wolf, S. 401.

Vera angedeuteten passiven Widerstand hervor, der Wochen und Monate nach dem Kriegsende immer noch andauert: Man reißt sowjetische Aufklärungsflugblätter ab (MN, 178) und versteckt aus Mißtrauen und Angst Typhusranke vor der Behandlung im Krankenhaus. (MN, 221)

Aus der Perspektive eines zum sozial und politisch engagierten Mitglied der neuen Gesellschaft gewandelten Menschen kann Vera offen über ihre jugendlichen Irrtümer reden. Das Auffallende in ihrer Erzählung ist das Ausmaß von nationalsozialistischem Eifer des „in Fanatismus verrannten“ (MN, 165) Noch-Kindes. In blindem Haß gegenüber den neuen Machthabenden schreckt sie nicht davor zurück, gegen eigene Dorfmitbewohner nach dem Prinzip ‚Zweck heiligt das Mittel‘ zu handeln: Auf ihren Hinweis berauben die sich in der Umgebung versteckenden und als Rotarmisten verkleideten Nazi-Anhänger die Bauernhöfe, mit ihrem schweigenden Mitwissen begehen sie im Namen der sowjetischen Militärverwaltung Provokationen gegen die Dorfbewohner. (MN, 177f.) Da überwiegend aus Veras Sicht erzählt wird, sind ihre Erinnerungen zum einen durch das ständig präsente Schuldbewußtsein und die Sympathie zum jungen Leutnant der Roten Armee emotional beladen; zum anderen ist die Darstellung einzelner Ereignisse der sowjetischen Besatzung durch den Rückblick aus ihrer sozialistischen Gegenwart stark subjektiviert. Das bezieht sich sowohl auf den inhaltlichen, als auch auf den formalen Aspekt ihres knappen, kommentarlosen, auf die Handlung reduzierten Berichtes und kommt vor allem durch eine ideologisch korrekte Sprache zum Ausdruck. So stehen beispielsweise die Begriffe „sowjetische Soldaten“ (MN, 177), „sowjetische Truppen“ (ebd, 165), „der sowjetische Leutnant“ (ebd, 168) für die gebräuchlichere Bezeichnung „Russen“; das Wort „Besatzung“ kommt nur in Verbindung mit dem offiziellen Begriff „Besatzungsmacht“ vor. „Russenschreck“ ist das einzige Wort aus dem im Dritten Reich gängigen Vokabular, das ihr entgleitet; im Zusammenhang mit dem karikierenden Charakter der Situation, wo es gebraucht wird, weist es Veras weltanschauliche Wandlung auf:

„Dem Bürgermeister war der Russenschreck in den Magen gefahren, er lag im Bett, ließ seine eisgrauen Schnurrbartspitzen vor Angst und unterdrücktem Groll zittern und sich warme Ziegelsteine auf den Bauch packen. ‚Bürgermeister krrank‘, sagte Pawel mit einem unnachahmlichen Ausdruck von Ehrerbietung und Spott.

Vera lachte leise vor sich hin.“ (MN, 151)

Die oft erschreckenden Erfahrungen der ersten Maßnahmen der sowjetischen Militärverwaltung in Ostdeutschland, so wie sie zum Beispiel bei Walter Kempowski in *Unser geht's ja noch gold* oder Wolfgang Leonhard in *Die Revolution entläßt ihre Kinder* zur Sprache kommen, werden also bei Christa Wolf zum großen Teil verharmlost beziehungsweise nicht deutlich genug dargestellt – die Autorin scheint der „naturalistischen“ Schreibweise, die sie sich selbst Jahre später nach der Veröffentlichung ihres literarischen Erstlings vorwirft, nicht konsequent nachzugehen. Die Annahme, die Erzählerin konzentrierte sich vielmehr auf die Auseinandersetzung mit dem Thema der historischen Schuld der Deutschen gegenüber den Völkern der Sowjetunion, für die stellvertretend die persönliche Schuld Veras gegenüber Pawel steht, kann den angesprochenen Mangel nur zum Teil relativieren: eine solche Darstellungsweise bewirkt einen Gegeneffekt, wobei die Beschäftigung mit der historisch-politischen Konfrontation zwischen beiden Völkern einseitig bleibt und der thematische Schwerpunkt hauptsächlich auf die deutsche Partei verlegt wird. Je mehr sich Vera in Erinnerungen mit eigener Mitverantwortung und der Schuld selbsternannter „roter Kommandanten“ auseinandersetzt, desto weiter rückt ihre Darstellung der Umgestaltungstätigkeit der sowjetischen Militärverwaltung in Ostdeutschland nicht nur von der historischen Wirklichkeit weg – die Realitätsnähe der rußlandbezogenen Bilder würde generell weniger interessieren –, sondern auch von dem andeutungsweise skizzierten mißtrauischen Verhältnis der deutschen Zivilbevölkerung gegenüber den Fremden. Die Verharmlosung der gewaltsam durchgeführten Maßnahmen findet ihren Ausdruck darin, daß sowjetische Armeeingehörige entweder selbst Opfer der Provokationen von Nazi-Anhängern werden, wie dies an der Geschichte mit Pawels Augenverletzung besonders deutlich wird, oder ihre Aktivitäten lediglich auf Aufklärungs-, Rettungs-, oder gar Sanitätsarbeit reduziert werden. Die simplifizierende Schwarz-Weiß-Schematisierung von Veras plötzlicher und unter fremdem Einfluß vollzogener weltanschaulicher Wandlung bewirkt den allzu schnellen Umschlag von Haß über Buße zu Sympathie und hat durch die vereinfachende Darstellungsweise eine Verzerrung des Bildes von der sowjetischen Besatzung zur Folge.

Fast unreflektiert bleibt ferner die Einstellung der Umgebung Veras zu ihrer anfangs widerwillig ausgeübten Mitarbeit bei der neuen Verwaltung sowie zur Freundschaft mit dem sowjetischen Leutnant. Den einzigen Hinweis auf deren eventuelle Mißbilligung und anhaltende Angst liefert Veras Bericht über die Besuche Pawels im Krankenhaus:

„Da man ihn natürlich nicht herein ließ, ritt er an mein Fenster, in das er vom Pferd aus hinsehen konnte. Zuerst schrien die Frauen auf, wenn seine Uniform auftauchte, und sahen mich scheel an. Später gewöhnten sie sich dran.“ (MN, 221)

Zusammenfassend läßt sich folgendes Resümee ziehen: Das von der Zivilbevölkerung beklagte und in mehreren fiktionalen Texten und in der historisch-dokumentarischen Literatur fixierte gewaltsame Vorgehen der sowjetischen Militärmacht in Ostdeutschland kommt in der Erzählung von Christa Wolf kaum zur Sprache, denn das erfolgreiche Fortbestehen deutsch-sowjetischer freundschaftlicher Beziehungen, das im Text anvisiert wird, fordert angesichts des gemeinsam erlebten Unheils des Krieges nach gegenseitigen ethischen und politisch-ideologischen Kompromissen. Das Verschweigen von Fehlritten des „älteren Bruders“ ist einer davon.

Die gegen Kriegsende entstandene und nach 15 Jahren Trennung neu entflammte Liebe zwischen der deutschen Kinderärztin Vera Brauer und dem sowjetischen Dolmetscher Pawel Koschkin wird von dem Standpunkt betrachtet, welche Bedeutung diesem Verhältnis für die Persönlichkeitsentwicklung beziehungsweise -änderung der beiden Protagonisten damals und nach dem Wiedertreffen in Moskau zukommt.

Eine zusammenhängende Erzählung über Anfang und Entwicklung der gegenseitigen Sympathie zwischen Vera und Pawel fehlt weitgehend; weder die Liebenden, noch die Erzählerin geben ferner nähere Auskünfte über den Verlauf der Beziehung. Aus vereinzelten, knappen Aussagen sowie indirekten Hinweisen und Vermutungen läßt sich nur ein ungefähres Bild von den Beziehungen zwischen dem nationalsozialistisch erzogenen Mädchen und dem jungen Leutnant der Roten Armee gegen Kriegsende erstellen.

Durch die gemeinsame Tätigkeit beim Aufbau der neuen, sozialistischen Ordnung im Mecklenburgischen kommen sich die jungen Menschen näher, wie lästig dies auch anfangs für das ehemalige BdM – Mädchen sein mag. Beide fühlen sich der jeweiligen Gesellschaft gegenüber verpflichtet, neue sozial-politische Aufgaben zu erfüllen. Sowohl für Vera als auch für Pawel bedeutet es eine schwere Selbstüberwindung. Das Eingehen persönlicher und ideologischer Kompromisse führt unausweichlich zum entfremdenden Rollenspiel. Dieses Motiv ist eines der stärksten in der „Moskauer Novelle“ und wird an entscheidenden

Textstellen wiederkehren. So müssen die jungen Protagonisten eine Maske übers Gesicht ziehen, um ihre zaghaft entstehenden Gefühle füreinander zu verbergen.²⁴⁰

Anders als Vera, die innerhalb weniger Monate einen tiefen emotionalen Umbruch vom Haß und Schrecken über Schuldgefühle zur schüchternen Zuneigung gegenüber Pawel erleben soll und ihre Unsicherheit über seine und ihre eigenen Gefühle mit jugendlichem Trotz kaschiert, gibt sich Pawel „vorsichtshalber [...] kühl und streng“ (MN, 168), manchmal aber auch ironisch (MN, 151) Daß sie sich zueinander hingezogen fühlen, ist für beide nach Pawels Rückkehr aus dem Lazarett offensichtlich, auch wenn darüber kein Wort gesprochen wird.²⁴¹

Die emotionale Bindung an Pawel setzt den Prozess der Wandlung von Veras Weltbild frei; im täglichen Zusammensein nimmt sie die Grundbegriffe des Sozialismus auf und beginnt, „ein Mensch zu werden, der sie heute war“ (MN, 165):

„Ich war ganz verblüfft, daß er auf mich hörte (den Bart abzunehmen – Anm. von mir, G.M.). Dafür begann auch ich, auf ihn zu hören, in Sachen, die allerdings bedeutsamer waren, als sein Bart.“ (MN, 220)²⁴²

Die Wandlung vom nationalsozialistisch gesinnten Mädchen zum engagierten Mitglied der neuen Gesellschaft vollzieht sich aber plötzlich und schnell, statt als konsequenter intellektueller und psychischer Entwicklungsprozess zur Etablierung eines festen Weltbildes

²⁴⁰ Daß man in gewissen Lebenssituationen seine wahren Gefühle und Gedanken hinter dem Schild der Schein-Gleichgültigkeit oder -unwissenheit verstecken kann, ist der jungen Vera aus persönlicher Erfahrung bereits vertraut; so „panzert“ sie sich wie andere Dorfbewohner mit „Nichtsehen, Nichthören, und Nichtdarandenken“ gegenüber der neuen Ordnung – ein psychologischer Verdrängungsmechanismus, den sie über Jahre hinweg beibehält und später gegen Pawels Werben um sie noch einmal einzusetzen sucht. (MN, 166)

²⁴¹ Schweigen ist ein ebenfalls starkes Motiv der Novelle; je nach dem Kontext weist es differenzierte semantische Schattierungen auf, denen bereits spezielle Untersuchungen gewidmet sind.

²⁴² In diesem Punkt deuten sich offensichtliche Parallelen an zwischen Veras Motivation für die Aneignung sozialistischer Weltanschauung einerseits und der Ursache für die – allerdings kurzfristige und eher durch äußere Attribute geäußerte – Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei von Leni Gruyten, Protagonistin des Romans „Gruppenbild mit Dame“ von Heinrich Böll, andererseits. Nach dem Beweggrund ihres Beitritts zur KPD gefragt, gibt Leni Antwort, in der ähnliche Töne klingen: „Weil die Sowjetunion solche Menschen wie Boris hervorgebracht hat“. (GmD, S.) Beide Werke weisen erstaunlich viele Ähnlichkeiten auf, die in mehreren überschneidenden Themen, Motiven und Symbolen wie unerlaubte Liebe, Schweigen, gegenseitiger Beitrag zur Persönlichkeitsentwicklung, „Handauflegung“ etc ihren Ausdruck finden. Im Rahmen der imagologischen Vergleichsforschung könnten solche Überschneidungen in einem speziellen Kapitel näher betrachtet werden.

zu führen. Es ist vor allem die „Umwälzung der bewußten Denkinhalte“²⁴³, die Vera durchmachen soll; die Gefühle, Emotionen, die als „untergründige Bedrohung durch Leidenschaften oder Trauer“ konzipiert werden, soll man „mit Hilfe von Rationalität“ abwehren²⁴⁴. Kein Wunder deshalb, daß dieses Weltbild bei ernsthafter Prüfung zusammenbrechen kann. Das muß Vera auch erleben: Ihre erstmals bewußte, schmerzhaft Auseinandersetzung mit der lange verdrängten nationalsozialistischen Vergangenheit und starke emotionale Erschütterung lösen eine Gefahr für die mühsam gewonnene neue Identität aus; erst das gemeinsame Modellieren eines Zukunftsmenschen, das für die verzweifelte Vera die Rettungsbrücke von der Vergangenheit in die Zukunft schafft und neue Perspektiven öffnet führt sie aus dem Zustand der „stumpfen, unerträglichen Trostlosigkeit“ (MN, 179) heraus. Jetzt glaubt sie, „gegen gewisse Einflüsse [...] für immer immun“ zu sein. (MN, 182) Bezeichnenderweise wünscht sie ihrem Zukunftsmenschen „Charakterstärke, Kraft zur Selbstüberwindung“ (MN, 183) – die Eigenschaften also, mit denen sie sich um die Integration in die neue Gesellschaft bemüht, auch wenn sie dafür ihre neue alte Liebe aufgeben muß.

Die Gefühle zu Vera rufen ebenfalls Änderungen in Pawels Weltanschauung hervor, obwohl sein persönlicher Werdegang zu diesem Moment im Grunde abgeschlossen ist. Das stereotypisierende „Gut-Böse-Schema“, dessen man sich auch in der sozialistischen Gesellschaft bei der Beurteilung von Gegebenheiten einzig zu bedienen hat, bekommt bei Pawel einen Riß, als er sich erstmals mit deutscher Wirklichkeit konfrontiert sieht:

„Für mich gab es nur Faschisten und Antifaschisten. Die einen haßte ich, die anderen bewunderte ich. [...] Dann lernte ich Sie kennen und Ihre Großeltern. Da war auf einmal mit Haß nicht auszukommen. Auch nicht mit Bewunderung.“ (MN, 168)

Doch, bemerkt Uwe Wittstock, „diese Erkenntnis bleibt theoretisch, sie wird nicht in der Handlung umgesetzt.“²⁴⁵ Da es im Sozialismus keine Möglichkeit für einen ‚dritten Weg‘ gibt, fügt sich Pawel der gesellschaftlichen Notwendigkeit ein und führt ein resigniertes Leben am Rande der Medizin. Die nächste Aussage von U. Wittstock kann man allerdings

²⁴³ Christa Wolf: Über Sinn, S. 64.

²⁴⁴ ebd., S. 65.

²⁴⁵ Uwe Wittstock: Vom sozialistischen Realismus zur literarischen „Arbeit am Unbewußten“. Das Bild der Wandlung im Prosawerk von Christa Wolf und Franz Fühmann. Frankfurt a.M. 1987, S. 53.

bestreiten: „Als brave Sozialisten kommt für die beiden nur Verzicht in Frage – die Entscheidung für den entgegengesetzten Weg oder auch für einen Kompromiß wird nicht ernsthaft erwogen.“²⁴⁶ Dies könnte man auf Vera ohne weiteres beziehen: Da die Liebe zu Pawel auf flagrante Weise gegen die Normen des sozialistischen Moralkodexes stößt – beide sind immerhin glücklich verheiratet – ist sie „mit Hilfe von Rationalität“ abzuwehren.

Aus dem Grund, daß hauptsächlich aus Veras Perspektive erzählt wird, ist ihr Gedankengang und Gemütszustand dem Leser eher zugänglich; Pawels Innenwelt kommt dagegen meistens nur zum Ausdruck, wenn er redet. Von daher behauptet sich vor allem für Vera der Eindruck, daß sie stets ihre Gefühle analysiert, ohne der in ihr steigenden Leidenschaft wirklich nachzugehen: „Im Einschlafen fiel ihr ein: Heute hab ich den ganzen Tag nicht an ihn gedacht. Fast nicht. Und ich bin nicht einmal froh darüber. Was will ich eigentlich?“ (MN, 172) Oder an anderer Textstelle: „Da war wieder alles. Das Herz hämmerte. Ich habe es nicht geschafft. ... Ich will nicht an ihn denken und muß und muß. Es ist stärker. Was soll ich machen?“ (ebd, 175)

Zwar enden Veras Selbstanalysen mit einer rhetorischen Frage, braucht sie keine Antwort, weil sie sich bewußt ist, daß es nur eine geben kann. Bereits am nächsten Morgen nach diesen nahezu tragisch angelegten Zweifeln „arbeitete sie daran, eine Maske über ihr Gesicht zu ziehen. [...] Jede Spur von Nachlässigkeit mußte sie aus ihrem Benehmen entfernen.“ (MN, S. 175) Veras Bereitschaft, Pawels Werben um sie nachzugeben, ist allerdings nicht durch ihre Leidenschaft, sondern durch Schuldgefühle hervorgerufen; nach wie vor behält sie Kontrolle über die eigenen Gefühle, wenn ihre „Liebe“ zeitlich bemessen ist: „Als ich erfuhr, warum er nicht Arzt werden konnte, gab ich meinen Widerstand auf und vergaß alles andere, für vier Tage.“ (MN, 197) Die Bekanntschaft mit Pawels Ehefrau Sina ist für Vera eine Art Rettungshalm, an den sie sich klammert, um mit Würde aus der prekären Situation herauszukommen: „Eine Frau wie Sina verläßt man nicht. Und eine alte Schuld begleicht man nicht mit einer neuen.“ (MN, 208) Aber ist es nicht Selbsttäuschung? Wäre es nicht ehrlicher von Vera, sich selbst zu gestehen, daß es in ihrem mittlerweile geregelten Leben keinen Platz für Pawels Liebe gibt?

²⁴⁶ Uwe Wittstock: Vom sozialistischen Realismus, S. 53f.

„[Veras] Verkehrung von ‚Gut und Böse‘ wird richtiggestellt, aber das Gut/Böse-Schema bleibt erhalten“, um noch einmal zusammenfassend U. Wittstock zu zitieren.²⁴⁷ Die Verhaltensweisen und Gefühle werden nach diesem Schema „kompromißlos“ als korrekte oder unzulässige eingestuft. „Was haben wir falsch gemacht?“ fragt Vera den Altkommunisten Walter Kernten, der plötzlich gesteht, zu wissen, „daß es im Leben zwischen falsch und richtig eine Menge Dinge gibt.“ (MN, 156)

Schweigen ist beinahe die einzige Eigenschaft, die Pawel und Vera gemeinsam ist; allerdings bei Pawel assoziiert es sich eher mit der Denktätigkeit. Das hat Vera noch damals gemerkt und bringt es wiederholt nach dem neuen Treffen zum Ausdruck: „‘Du denkst zu viel und sprichst zu wenig aus‘. [...] Vielleicht war es erste, was ich an dir bemerkte und was mich festhielt, dachte sie.“ (MN, 185)

Bei Vera ist das Schweigen eher als „Verschweigen“, „Verheimlichen“, „Verdrängen“ zu deuten; ihre Auseinandersetzung mit ihrer nationalsozialistischen Jugend und persönlicher Schuld gegenüber Pawel ist vollzogen, nachdem sie bereit ist, mit ihm darüber zu reden. Auch für ihn bedeutet das Reden vor allem „die Wahrheit sagen“, was allerdings in der sozialistischen Gegenwart nicht immer möglich ist, wenn er es seinem Zukunftsmenschen wünscht (MN, 183). Bemerkenswert ist ferner seine Einstellung gegenüber Veras Versuchen, mit ihm über die Vergangenheit zu sprechen. Für ihn ist dieses Kapitel des Lebens bereits seit langem verarbeitet und abgeschlossen; den Schmerz, niemals Arzt werden zu können, hat er überwunden, ebenso wie Veras indirekte Mittäterschaft, von der er damals nur geahnt hat. Das ist einer der Gründe, warum er nicht mehr darüber sprechen will: „Warum quälen Sie sich so. Es ist vorbei.“ (MN, 166) und an weiterer Textstelle: „Er [...] schnitt ihr nach den ersten Sätzen das Wort ab. Man wolle nun nicht mehr über die Vergangenheit reden und sich unnütz quälen.“ (MN, 180) – denn es bewirkt keine Änderungen in seinem Berufsleben und fordert nur erneut schmerzhaft Erinnerungen bei den beiden an jenen Tag. Schließlich nimmt er offenkundig die Befürchtung wahr, daß Veras Selbstbeschuldigung ihr neues Liebesverhältnis beeinträchtigen könnte.

²⁴⁷ ebd, S. 54.

Für Pawel kompensiert sich sein nicht verwirklichter Berufswunsch durch das Bewußtsein Veras weltanschaulicher Wandlung und ihrer Persönlichkeitsentwicklung: „Weißt du, was mir an dir so gefällt? Daß du nie fertig wirst. Daß du nie auf alle Fragen eine Antwort weißt. Daß du nie aufhörst, zu wachsen.“ (MN, 200) Seine eigene gesellschaftliche Haltung scheint dagegen eher passiv zu sein, denn statt Größeres zu wagen, begnügt er sich mit gelegentlicher Dolmetscherarbeit, die nur wenig mit Medizin zu tun hat. „Er tritt auf der Stelle“, meint Vera zu Pawels professioneller und persönlicher Krise, für deren Auflösung sie sich verantwortlich fühlt: Wie einst Pawel ihr weiteres (Berufs)Leben wegweisend bestimmt hat, will sie nun ihm Anstoß für höhere Ziele geben. In ihrem Übereifer will Vera als Einzelperson die Funktion der ganzen sozialistischen Gesellschaft übernehmen, die ihre Mitglieder zu größeren sozialen Leistungen anspornen soll.

Ein unerwartetes Wiedersehen und das Wiedererwachen der Jugendliebe der beiden Protagonisten bilden den kompositorischen Mittelpunkt der *Moskauer Novelle*. Im relativ undynamischen Erzählablauf ist bereits im schriftstellerischen Debüt von Christa Wolf die Tendenz ihres ganzen Werkes erkennbar, nämlich die Konzentration auf emotionale Reflexionen und tiefere psychologische Bewußtseinsprozesse. Ein für viele Kritiker offensichtlicher struktureller Mangel der Erzählung liegt unter anderem darin, daß der sonst „geschlossene“²⁴⁸, „vereinfachte“ und „konstruiert“ wirkende²⁴⁹ Grundkonflikt durch zahlreiche Nebenfiguren und Milieudarstellungen erweitert und belastet wird, so daß das konstituierende Merkmal der Novelle als literarischer Form – die Kompression – vernachlässigt bleibt. Aber gerade das, was die erzählerische Qualität der ersten Prosaveröffentlichung von Christa Wolf wegen seiner nicht immer zweckmäßigen Nebensächlichkeit beeinträchtigen mag²⁵⁰, ist aufschlußreich für die vorliegende Untersuchung, denn sowohl einzelne russische Nebencharaktere, als auch Milieubilder von Moskau, Kiew und Umgebung gewähren Einblicke in die sowjetische Wirklichkeit aus Veras Perspektive. Für den engen Rahmen einer Novelle mögen sie dem Leser ein relativ umfangreiches Russlandbild vermitteln, dessen darstellerischer Wert allerdings von Kritikern,

²⁴⁸ Sonja Hilzinger: Christa Wolf. Stuttgart 1986, S. 11.

²⁴⁹ Alexander Stephan: Christa Wolf. 3. überarb. Aufl. München 1987, S. 29.

²⁵⁰ ebd.

aber auch von der Autorin selbst allgemein als „gering“²⁵¹ eingestuft wird. Im Rückblick aus der Mitte der siebziger Jahre ist sich Christa Wolf der formalen Unzulänglichkeiten ihres literarischen Erstlings bewußt, so spricht sie „fast mit Peinlichkeit“ über „ungeschickte Sätze, verunglückte Bilder, hölzerne Dialoge, naturalistische Beschreibungen“.²⁵²

Aus diesem Blickwinkel gesehen ist die Kritik an der „Unverbindlichkeit“ mehrerer Randfiguren und Milieuskizzen durchaus gerecht, zumal die Frage nach deren Funktion in der Erzählung meist offen bleibt. Alexander Stephan bemerkt, daß die handelnden Personen „allein zu dem Zweck erfunden worden sind, die Typik der geschichtlichen Zusammenhänge zu demonstrieren.“²⁵³ Diese Aussage wird deutlich, wenn man das kultur-politische Konzept der sogenannten DDR-Literatur der 50er Jahre in Betracht zieht. Die starke Ideologisierung der Literatur, die vorgegebene Orientierung an Prinzipien des sozialistischen Realismus – vor allem an Parteilichkeit und an der Darstellung eines positiven Charakters – wirkte sich destruktiv auf die ästhetische Qualität der Erzählung aus, die Fragen der künstlerischen Gestaltung traten zurück.²⁵⁴ Christa Wolf spricht selbst von der „Verquickung der Charaktere mit einem Handlungsablauf, der an das Abschnurren eines aufgezogenen Uhrwerkes erinnert.“²⁵⁵ Dies bezieht sich vor allem auf die Gestalten des jungen Arztes Kolja und der Professorin der Moskauer Universität, Lidija Wororchinowa, die als Vertreter der jüngeren und älteren Generation Pawel Koschkin zur Seite gestellt sind, ebenfalls auf Delegationsmitglieder wie Gisela Beier, Vera Brauer und den Altkommunisten Walter Kernten, die die Aufeinanderfolge der Generationen in Deutschland symbolisieren sollen. Anders als Pawel sind sich beide sowjetische Nebenfiguren ihrer gesellschaftlichen Aufgabe bewußt; von den destruktiven Auswirkungen des Krieges, der bei Pawel seelische und körperliche Verletzungen hinterlassen hat, scheinen sie verschont zu sein. Kolja, der den Krieg eher unbewußt erlebt haben mag, hat den sozialistischen Aufbau von klein auf verinnerlicht. Zwar wirkt er nach außen oft rührend naiv in seinen Bemühungen, „männlich“

²⁵¹ Siehe dazu Sonja Hilzinger: Ch. Wolf, S. 12.

²⁵² Christa Wolf: Über Sinn, S. 60.

²⁵³ Alexander Stephan: Ch. Wolf, S. 28.

²⁵⁴ Gunner Hüttich: Zum Problem der Stereotypie in der Aufbau-literatur der DDR. In: Stereotyp und Vorurteil in der Literatur. Hg. v. James Elliot, Jürgen Pelzer, Carol Poore. Göttingen 1978, S. 203-222, hier S. 203.

²⁵⁵ Christa Wolf: Über Sinn, S. 60.

auszusehen, die man als den Wunsch interpretieren kann, dem Bild des Aufbauers des Sozialismus überzeugender zu entsprechen. In seinem Charakter lassen sich jedoch Lerneifer, Zielstrebigkeit und der Wille eines Intellektuellen spüren, der bereit ist, sein Wissen und Können dem gesellschaftlichen Fortschritt in Dienst zu stellen. Kein Wunder deshalb, daß er seinem Zukunftsmenschen Wissensdurst und Forschungsdrang (MN, 183) wünscht. Was aber seine Person noch sympathischer macht, ist, daß er neben beachtenswerter fachlicher Kompetenz einfache menschliche Züge zeigt, die allerdings, wenn man sich an Pawels Wünsche für den Menschen der Zukunft erinnert – „Arglosigkeit, Naivität, Weichheit sind keine Schimpfwörter mehr“ (MN, 183) – in der gegenwärtigen Gesellschaft eher für Schwächen gelten. Anscheinend aus diesem Grund gibt sich der angehende Arzt Mühe, seine natürlich wirkende jugendliche Schüchternheit zu bekämpfen und die Maske der von ihm in seiner sozialen Rolle eher erwarteten Pseudo-Männlichkeit ständig aufzusetzen. In den ernstesten Lebenssituationen kommt aber sein starker Charakter voll zutage, wie es die Passage auf dem Bahnsteig kurz vor der Abfahrt nach Kiew illustriert, als Vera von den fatalen Folgen der Augenverletzung Pawels erfährt:

„Kolja war gar nicht der harmlose Junge, der sich gespreizt benehmen mußte, um aufzufallen. Ein ruhiger, ernsthafter junger Mann sprach mit ihr, etwas müde jetzt und besorgt um den Freund.“ (MN, 176)

Im Unterschied zu Pawel konnte Kolja den Wunsch, Arzt zu werden, realisieren und ist damit auf dem Weg, seinen gesellschaftlichen Auftrag engagiert zu erfüllen. Da er aber die Hintergründe von Pawels Krankheit nicht genau kennt, kann er seinem älteren Freund auch wenig helfen. Diese Funktion übernimmt Professor Lidija Worochinowa, die anscheinend in alle Einzelheiten von Pawels Lebens- und Liebesgeschichte eingeweiht ist, obwohl sich beide erst durch den Besuch der Delegation aus Ostdeutschland kennenlernen. Ebenfalls wie Delegationsleiter Walter Kernten gehört Professor Worochinowa zu der Garde von Altkommunisten, über die Vera im Moment tiefer Aufregung gegenüber Walter ausspricht:

„Ja, ihr! Ihr habt alles hinter euch und kennt keine Zweifel und wißt jede Antwort und macht uns ganz mutlos mit eurer Vollkommenheit.“ (MN, 29)

Da dieses Gespräch zu dem Zeitpunkt stattfindet, als Vera zu einer Entscheidung über die Beziehung zu Pawel gedrängt wird, ist dieser Ausbruch nicht unbedingt als ernsthafte Bedrohung für ihre neugewonnenes sozialistisches Weltbild zu interpretieren. Vielmehr ist er

der emotionalen Krise zuzuordnen, zumal es „auf einmal, Vera wußte selbst nicht woher“, aus der „Lust, ungerecht zu sein“ (MN, 196) geschieht und sie sich gleich danach schämt. (ebd, 197) Im Inneren beneidet sie aber ihre älteren Kollegen, weil sie sich, wie die Jüngeren, von Anfang an sozialistische Ideen angeeignet hatten und vom Eingehen persönlicher sowie gesellschaftlicher und politischer Kompromisse verschont blieben. Nachdem sich Vera endgültig gegen eine neue Liebesbeziehung entscheidet, stellt sich auch das „Rechthaben“ der sowjetischen Altkommunistin in anderem Licht dar. Mehr noch als der erfahrene antifaschistische Widerstandskämpfer Walter Kernten zeigt sich die russische Professorin von musterhafter Kompromißlosigkeit: Während ihr deutscher Kollege, zumindest theoretisch, akzeptiert, „daß es im Leben zwischen falsch und richtig noch eine ganze Menge Dinge gibt“ (MN, 197), lobt sie den „Verzicht aus Charakterstärke“²⁵⁶:

„Ich freue mich, wenn ich sie (die Jugend – Anm. von mir – G.M.) genauso streng und kompromißlos sich selbst gegenüber sehe, wie wir es waren.“ (MN, 210)

Vera schafft es, allerdings nicht allein aus eigener Kraft. Die Bekanntschaft mit Pawels Ehefrau besiegelt ihre Entscheidung für Pflicht und Vernunft. „Eine Frau wie Sina verläßt man nicht. Und eine alte Schuld begleicht man nicht durch eine neue“ (MN, 208), ist ihr letztes Argument gegen eine mögliche Beziehung mit Pawel. Überraschend schnell, während des gemeinsamen Theaterbesuchs, löst die fast freundschaftliche Zuneigung zu der jungen Frau den anfänglichen „Sturm von Schmerz und Eifersucht“ (MN, 207) in Veras Seele ab. Stunden später bewundert sie schon Sina wegen ihrer taktvollen Bemühungen, Pawel aus persönlicher und beruflicher Krise hinauszuhelfen, um ihn zur aktiveren Teilnahme am gesellschaftlichen Leben durch die Lehrtätigkeit anzuregen:

„Seine Frau war klug. Sie ließ ihn nicht merken, was alles sie von ihm wußte und wie es ihr manchmal bange war dabei. Sie wollte ihn vorwärts stoßen, ihm helfen, ohne daß er ihr Dank schulden sollte.“ (MN, 207)

Als engagiertes Mitglied der sowjetischen Gesellschaft, das sie zweifelsohne ist, nimmt Sina selbst den neuen wissenschaftlichen Auftrag in einem biologischen Institut im Fernen Osten, mehrere tausend Kilometer von Moskau entfernt, ohne Bedenken an. Damit stellt sie sich neben Kolja in die Reihe junger Forscher, die in vollem Bewußtsein ihrer sozialen Rolle zum

²⁵⁶ Manfred Jäger: Sozilliteraten. Funktion und Selbstverständnis der Schriftsteller in der DDR. Hg. v. Klaus Günther Just, Leo Kreutzer und Jochen Vogt. München 1973, S. 11-101, hier S. 21.

wissenschaftlich-technischen Fortschritt der Sowjetunion beitragen wollen. Da es der Erzählerin durchaus gelingt, der in solchen Erzählsituationen möglichen Gefahr zu entgehen, nämlich die beiden Nebenfiguren ohne übertriebenes Pathos darzustellen, wirken sie lebendig, sogar sympathisch durch ihre kleinen „Schwächen“²⁵⁷.

Die Darstellung anderer Neben- und Randfiguren der „Moskauer Novelle“ soll ein Zeichen für die Neuentwicklung der Freundschaft zwischen zwei Völkern setzen, die für die deutsche Seite durch die sogenannte „historische Schuld“, von der man sich auch als DDR-Bürger betroffen fühlt, belastet ist. Die sowjetischen Gastgeber lassen aber bei den Kollegen aus Berlin keine Selbstvorwürfe aufkommen: Von Anfang an ziehen sie eine klare Trennlinie zwischen den Nationalsozialisten und den „Aufbauern“ der neuen Gesellschaftsordnung in Ostdeutschland, die man dabei gern mit Rat und Tat unterstützt. Daß man aber in der Sowjetunion den Krieg nicht vergessen hat und will, illustriert eine kleine Episode im Landkrankenhaus:

„Man schüttelte sich die Hände, umarmte, küßte sich. Vor Vera stand noch ein volles Glas. Da zog der Direktor ein junges, schwarzhaariges Mädchen heran, eine Krankenschwester [...] Er bat die beiden Frauen, miteinander anzustoßen. Als sie ihre Gläser schon erhoben hatten, fügte er leise hinzu: ‚Die Faschisten haben ihren Vater erhängt.‘“ (MN, 162 f.)

Hinter der einfachen Symbolik und der unkomplizierten Erzählstruktur ist ein großes Thema der deutschen Nachkriegsliteratur nicht zu übersehen: Wechselseitige schmerzhaftes Erinnerungen an den Krieg sollen die Grundlage zur Versöhnung beider großen Völker bilden. Das Feiern des Kolchosjubiläums in einem ukrainischen Dorf wird zum großen gemeinsamen Fest auf dem Land und zu einem der Höhepunkte der Darstellung deutsch-sowjetischer Freundschaft in der *Moskauer Novelle*, wie es folgende Textpassage illustriert:

„Die Mädchen verloren ihre letzte Fremdheit und nahmen Vera in ihren Kreis, als sei sie eine von ihnen. Sie war erregt und stolz darüber, sprach laut und lachte viel.“ (MN, 191)

²⁵⁷ Offensichtlich fand Christa Wolf den „Typ der unschuldig-naiven ‚schönen Seele‘“ – Zitat von A. Stephan: Christa Wolf, S. 32) „typisch“ genug, um ihn noch einmal im Roman „Nachdenken über Christa T.“ auftreten zu lassen. Auch die Figur von Pawel Koschkin ist in der Gestalt des sowjetischen Leutnants Pjotr im Christa Wolfs späteren Roman mit autobiographischen Zügen „Kindheitsmuster“ zu erkennen. Eine Liebesbeziehung zwischen einer Deutschen und einem Angehörigen der Roten Armee scheint einen ziemlich aktuellen Stoff anzubieten: Als Hauptthema oder Motiv tritt sie in unterschiedlichen literarischen Texten der Nachkriegszeit auf.

Nach Sonja Hitzinger ist die Reise in die Sowjetunion als Veras endgültiges „Ankommen im Sozialismus“²⁵⁸ angelegt. Unter diesem Blickwinkel betrachtet, erhält die in dieser Episode symbolisch bekräftigte Neuentwicklung der Freundschaft zwischen beiden Völkern eine konkretere Bedeutung, nämlich die Verfestigung von Veras Identität als Mitglied der sozialistischen Gesellschaft, auch wenn das durch „übertriebene Bilder“ zur Sprache kommt:

„Der Abschied von den Mädchen war schwer und tränenreich. Sie umarmten und küssten Vera. ‚Wir sehen uns nie wieder‘, schluchzte Nina an ihrem Hals. ‚Ich schreibe euch, bestimmt‘, tröstete Vera, selbst weinend. Als der Wagen anfuhr, stand das ganze Dorf winkend am Straßenrand.“ (MN, 194)

Keine Spur von Feindlichkeit oder Vorangewonnenheit, nicht einmal Vorsicht oder Zurückhaltung, dafür viel Herzlichkeit, Wärme und Fürsorge zeigen häufig vollkommen unbekannte sowjetische Menschen gegenüber den etwas überraschten Deutschen. Die relativ kurze Novelle bietet ziemlich viele Beispiele hierfür, denkt man an die „mütterliche“ Deschurnaja (Etagenfrau – Anm. von mir, G.M.) im Hotel, die sich rührend um Veras körperliches und seelisches Wohlfühlen besorgt zeigt (MN, 159) In einem anderen Textabschnitt wird erzählt, wie die jungen Deutschen während ihres selbständigen Stadtbummels überall auf Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft der Moskauer treffen. (MN, 171 f.) Anscheinend ist sich jedoch die Erzählerin ihrer offensichtlichen idealisierenden Darstellungsweise sowjetischer Menschen bewußt: Ab und zu „belebt“ sie ihr gleichmäßiges Freundbild durch groteske, immerhin durchaus harmlose Züge:

„An der Umsteigstelle wurde eine grimmig blickende, beleibte Matrone verpflichtet, die drei Deutschen in den richtigen Bus zu setzen. Sie zogen sich Schritt für Schritt zu einem Kwaswagen zurück und begannen jeder ein großes Glas des lauwarmen, säuerlichen Getränks langsam auszutrinken. Ihr Bus bog um die Ecke. Sie tranken und starrten ins Glas. Ihre Wächterin rief und gestikuliert wild und stieg dann doch in letzter Sekunde ohne sie ein. Die drei winkten lachend hinterher.“ (MN, 172)

Die oben mehrmals angesprochene schwache Ausdruckskraft der Darstellung macht die meisten dieser Bilder oberflächlich und farblos und läßt immer wieder die Frage nach ihrer Funktion in der Gesamtstruktur der Erzählung aufkommen, denkt man an die Abschiedsszene zwischen einem Mädchen und einem jungen Offizier in Kiew (MN, 187 f.) oder an Veras ‚Verfolgung‘ der angeblichen Ehefrau von Pawel (MN, 203 f.), die sich dann doch als eine falsche erweist; die Beschreibung nimmt immerhin jeweils eine Textseite in Anspruch.

²⁵⁸ Sonja Hitzinger: Christa Wolf, S. 14.

Vielfalt und Umfang solcher Einzelskizzen, die streng gesehen von dem Grundkonflikt ablenken, lassen sich allerdings zum Teil durch die Perspektive Veras erklären, die während ihrer ersten UdSSR-Reise „alles sehen, keinen Augenblick verlieren“ (MN, 152) möchte. Tief beeindruckt zeigt sie sich auch von den größeren Gruppen sowjetischer Menschen:

„Am meisten erregten und fesselten sie die Menschen, zu jeder Stunde in Massen auf der Straße, und doch alles andere als Masse. Die Gelassenheit, gepaart mit Energie, die von ihnen ausging, packte Vera“. (MN, 158)

Im logischen Umkehrschluß läßt sich vermuten, daß es ihr bisher an dem Empfinden der Lebensfülle und Dynamik fehlte, wenn es weiter heißt: „Das ist das Leben, dachte Vera sehnsüchtig. Diese Sonne und dieses Land und diese Menschen.“ (MN, S. 159)

Die Bilder von sowjetischen Menschen, die mit Zukunftszuversicht, Optimismus, Schaffenskraft, Energie, Arbeitsfreude – Eigenschaften, die Vera so faszinieren – ihrem gemeinsamen Ziel entgegenschreiten, der Eindruck von den Maßstäben des sozialistischen Aufbaus in Moskau und in der Umgebung, nicht zuletzt der symbolische Hintergrund der zum neuen Leben erwachenden Frühsommernatur begleiten von außen Veras innere Wandlung und tragen erheblich dazu bei. Der Gedanke: „Hier möchte ich lange leben“ (MN, 21), der sie am Ende der Geschichte nach allen Zweifeln und Gemütsschwankungen überkommt, signalisiert, daß sie den Sozialismus vollständig und endgültig verinnerlicht hat. Was Vera an der sowjetischen Gesellschaft besonders anzieht, sind die Entwicklungsmöglichkeiten für jeden Einzelnen²⁵⁹; das ist der Grund, warum sie sich über Pawels Zukunft sicher ist.

Mehr noch, als die mit eigenen Geschichten und individuellen Charakteren ausgestatteten Nebenfiguren, beeinträchtigen die formspezifische Kompression der novellistischen Darstellung zahlreiche Milieubilder und Symbole. Abgesehen von deren offensichtlicher Bestimmung, dem Leser Einblicke in den sowjetischen Stadtalltag zu gewähren, sind die meisten von ihnen formal und inhaltlich gesehen von geringem Wert. „Manches wirkt, als sei es aus einem beliebigen Reiseführer über Moskau oder Kiew abgeschrieben, anderes macht den Eindruck, als entstamme es den Erinnerungen der Rußlandreisen Christa Wolfs, statt

²⁵⁹ ebd, S. 14.

integraler Teil der Entwicklung Veras zu sein“,²⁶⁰ – dieser Kritik kann man durchaus zustimmen, wenn es zum Beispiel um folgende Schilderung der sowjetischen Hauptstadt geht: „Moskau ist eine auf sieben Hügeln gebaute, weitläufige Stadt, die sich übergangslos aus dem unendlich hingebreiteten Land erhebt.“ (MN, 158)

Der sachliche Ton der Ortsbeschreibungen eher topographischen Charakters sowie der unzureichende Einsatz von stilistischen Darstellungsmitteln, das Übermaß an Klischees, insbesondere wenn es sich um „unendliche“, „fremde“ „russische Weiten“ handelt sowie ein vereinfachter Satzbau sind weitere auffallende Charakteristika der Darstellung von Außenräumen. Offensichtliche Defizite weist auch Veras Sprache auf, der es an Ausdruckskraft und Bildlichkeit mangelt; dies läßt sich zum Beispiel an folgender knapper, klischeehafter Schilderung des Dneprpanoramas illustrieren, die außer Veras Bewunderung nichts weiter über einen der größten und malerischsten Flüsse der Sowjetunion aussagt:

„Diese Landschaft ist das Schönste, was ich gesehen habe. Groß und fremd. Du stehst davor und staunst sie an wie ein riesiges Gemälde. Solche Ströme, solche Weiten.“ (MN, 186)

Neben dem disproportionalen Verhältnis zwischen knapper, unplastischer Darstellung von Hauptschauplätzen und zugleich unbegründet ausgedehnter Beschreibung weniger wichtiger Handlungsorte fällt außerdem die mangelhafte Individualität des jeweiligen Ambientes auf. Farblos und abstrakt wirken die meisten Straßenbilder und Milieuskizzen, die zu einer beliebigen Großstadt der Welt passen würden:

„Vera betrachtete vom Fenster ihres Hotelzimmers aus das bewegte Bild, das sie schon am Nachmittag fasziniert hatte, nun in nächtlicher Beleuchtung. Zwanzig Stockwerke tief, am Fuß des Hauses, mündeten mehrere breite Straßen in einen großflächigen Platz, der nach feststehendem Ritus von einem nie abbreißenden Autostrom umfahren und überquert wurde. Schmale, dunkle Fußgängerrinne warfen sich an den Übergangsstellen dem Eisenstrom in den Weg.“ (MN, 150)

So bleibt dem interessierten Leser ein detaillierteres Moskau-Bild verwehrt. Wie dieses von Vera selbst gesehen würde, kommt nicht immer deutlich zum Ausdruck, denn es reduziert sich meistens auf kurze Feststellungen oder im Gegenteil auf allgemeine, diffuse Ausführungen. Oft ist der inhaltliche Zusammenhang zwischen einzelnen Aussagen nur

²⁶⁰ Alexander Stephan: Christa Wolf, S. 31.

schwer nachvollziehbar; statt einen vorangehenden Gedanken zu konkretisieren, verlaufen sie sich in verschwommenen, verwirrenden und häufig klischeehaften Berichten:

„Nach Tagen begann sich ihr aus Vorstellung, geschichtlichem Wissen und der Fülle der neuen Eindrücke ein Gesicht dieser Stadt zu formen, das sie nun nicht mehr verlieren würde. Gewachsen war sie in Jahrhunderten, unter der kurzen, heißen Sonne der östlichen Sommer, abgewaschen von den endlosen Herbstregnen, gehärtet im knirschenden Frost der kontinentalen Winter. Moskau.“ (MN, 158 f.)

Für Vera, die die Wandlung zum braven Mitglied der sozialistischen Gesellschaft geschafft hat, ist die revolutionäre Vergangenheit des jeweiligen historischen Ortes in der Sowjetunion und ihre Symbolik von großer Bedeutung; in Moskau angekommen, will sie als erstes den Roten Platz besuchen, weil das gemacht werden „muß“ (MN, 151). Die wichtigen Etappen in Pawels Leben mißt sie ebenfalls an historischen Ereignissen:

„Pawel Koschkin gab halblaute Erklärungen, Vera hörte sie kaum. Sie dachte: Er ist vier Jahre nach der Revolution geboren. Wie vieles ist seitdem über diesen Platz gegangen. Was mag er davon miterlebt haben? Als Lenin starb und sie ihn hier zu Grabe trugen, war er noch nicht dabei. Als sie am Tage des Sieges die Standarten deutscher Regimenter verbrannten, war er in Deutschland, auf dem Weg nach Faselow. Aber in den letzten Jahren, am 1. Mai, wird er mitgegangen sein.“ (MN, 156)

Selbst der erfahrene Widerstandskämpfer Walter Kernten kann beim Blick auf den roten Stern am Spasskiturm des Moskauer Kremls seine tiefe Berührung kaum verbergen:

„In Demonstrationen, Aufständen, Verhören und Zuchthausjahren war ihm das unbewegliche Gesicht gewachsen, das er heute noch trug. Jetzt war er durchscheinend, sein Inneres drang nach außen. Jeder konnte es sehen.“ (MN, 158)

Die Straßen- und Umgebungsbilder schaffen häufig den emotionalen Hintergrund, die Stimmungskulissen, die Veras schwankende Gemütszustände reflektieren. So kommt die innere Unruhe der jungen Frau nach außen durch pointierte Bewegungsdynamik zum Ausdruck: Um die peinlichen Erinnerungen erneut zu verdrängen, läuft sie vor ihnen buchstäblich weg, indem sie sich vom regen Strom des Moskauer Straßenlebens mitreißen läßt:

„Vera bekam nicht genug von dieser Stadt. Sie lief durch die Straßen, setzte sich in den Parks auf Bänke, fuhr unter und über der Erde kreuz und quer bis in die entlegensten Stadtteile.“ (MN, 158)

An weiteren Textbeispielen wird anschaulich, daß der Umfang, die Klischeehaftigkeit und die oft mitgelieferte Deutung der Symbole die Novelle „aufdringlich“²⁶¹ und simplifiziert wirken läßt: Als Vera in ihren Selbstzweifeln keinen Ausweg mehr sieht und durch die Kiewer Straßen halbbewußt umherrennt, steht sie plötzlich vor einem „Bretterzaun ohne Durchlaß“ (MN, 199); nicht nur die Sommerhitze, die die deutschen Gäste beim Besuch in einem ukrainischen Kolchos überraschte, „hatte den Höhepunkt erreicht“ (MN, 190), auch die Spannung im Verhältnis zwischen Vera und Pawel spitzt sich äußerst zu. „Alle Farben waren erloschen“, nachdem Vera während eines Festessens zu Ehren der Delegation aus Berlin erfährt, daß der Vater einer jungen sowjetischen Krankenschwester von Faschisten erhängt wurde (MN, 163). Stereotypen Charakter hat schließlich Veras Assoziation Rußlands mit einem „Birkenwäldchen“. (MN, 164)

4.1. Zusammenfassung

Der Reise in die Sowjetunion kommt für Veras Persönlichkeitsentwicklung eine sehr wichtige Bedeutung zu. Die Begegnung mit ihrer Jugendliebe in Moskau löst bei ihr erneut eine Auseinandersetzung mit der längst verdrängten nationalsozialistischen Vergangenheit aus, die schließlich zu ihrer vollständigen Integration in die sozialistische Gesellschaft führt, zugleich aber schmerzhaft persönliche Kompromisse erfordert. Allerdings werden diese nicht als Opfer erkannt. Im Gegenteil, der Verzicht auf das Privatglück zugunsten gesellschaftlicher Verpflichtungen wird von den Anhängern der sozialistischen Moral für die einzig mögliche Position gehalten und kompensierend als „Charakterstärke“ gelobt.

Ihre endgültige Wandlung hat Vera den sozial-politischen Leistungen des Sozialismus zu verdanken, die sie während des Aufenthaltes in der Sowjetunion täglich beobachten kann, aber auch der Bekanntschaft mit sowjetischen Menschen, deren faszinierende Energie, Zielstrebigkeit, Lebensfreude und Zukunftszuversicht für den Aufbau der sozialistischen Gesellschaft beispielhaft sind. Das definitiv freundliche Bild von sowjetischen Menschen und

²⁶¹ Sonja Hilzinger: Christa Wolf, S. 11.

Ein weiterer wichtiger Aspekt Veras schnell vollzogener ‚Wandlung‘ ist mit Moskau verbunden: Bei gemeinsamen Spaziergängen und Exkursionen, in der lockeren, freundlichen Atmosphäre der sowjetischen Hauptstadt kommen sich Vera und ihre jüngere Kollegin, Gisela Beier, näher; in der sich anbahnenden Freundschaft zwischen jungen Frauen ist ein Zeichen der Versöhnung beziehungsweise besserer Verständigung zwischen zwei durch den Krieg getrennten deutschen Generationen zu erkennen.

5. Das Bild von Rußland und Russen in der westdeutschen Literatur am Beispiel des Romans *Gruppenbild mit Dame* von Heinrich Böll

Das Bild von Rußland und Russen in der deutschen Literatur der Nachkriegszeit, die man auch nach der politischen Teilung des Landes als „westdeutsche“ bezeichnen kann, wird am Beispiel des Romans „Gruppenbild mit Dame“²⁶² von Heinrich Böll betrachtet. Im breiten Panorama politischer und sozialer Begebenheiten in Deutschland von den 30ern bis in den Anfang der 70er Jahre hinein werden hier mehrere, für die westdeutsche Nachkriegsgesellschaft aktuelle sozial-politische, religiöse und moralische Themen angesprochen. Dieses facettenreiche Bild setzt sich collageartig aus Zeugenaussagen zahlreicher Romanfiguren, aus Fiktion und dokumentarischem Stoff zusammen. In diesem Roman kommt erneut Bölls nonkonformistische Haltung gegenüber der öffentlichen Sicht mancher Probleme zum Vorschein; so spricht er als einer der ersten das Thema des Arbeitseinsatzes der Zwangsarbeiter und speziell sowjetischer Kriegsgefangener in der deutschen Kriegswirtschaft sowie das Nachkriegsschicksal der ehemaligen gefangenen Angehörigen der Roten Armee an. Politische und gesellschaftliche Ereignisse bilden in Bölls Roman allerdings nur den Hintergrund; im Mittelpunkt der Darstellung steht die Liebesgeschichte von Leni Pfeifer, geb. Gruyten und dem sowjetischen Kriegsgefangenen Boris Koltowski, die sich in den letzten Kriegsmonaten im von anglo-amerikanischen Luftangriffen erschütterten Köln abspielt. Damit setzt Heinrich Böll in *Gruppenbild mit Dame* das Hauptthema seines literarischen Werkes, nämlich das Thema „Liebe“, und zwar „die Liebe im Krieg“²⁶³ fort. Diese Ansatzpunkte des Böllschen Schaffens finden ihren Niederschlag im Roman *Gruppenbild mit Dame*, konkret im unter verschiedenen Aspekten behandelten Bildes von Rußland und Russen:

- Darstellung sowjetischer Kriegsgefangener und deren Schicksals nach dem Krieg
- Dokumentarischer Hintergrund: Kriegsgefangenschaft und Einsatz sowjetischer Kriegsgefangener in der deutschen Wirtschaft. Darstellung am Beispiel von Pjotr Bogakov
- Nationale Vorurteile, Stereotype und Feindbilder im Roman *Gruppenbild mit Dame*

²⁶² Hier: Heinrich Böll: *Gruppenbild mit Dame*. Köln 1976.

²⁶³ Arpád Bernáth: Zur Stellung des Romans „Gruppenbild mit Dame“ in Bölls Werk. In: *Die subversive Madonna. Ein Schlüssel zum Werk Heinrich Bölls*. Hg. und mit einem Vorwort von Renate Matthaei. Köln 1975, S. 34-57, hier S. 34.

Bevor auf diese Aspekte eingegangen wird, scheint es wichtig, folgende Fragen zu erläutern: Worauf beruhen diese Bilder? Sind sie auf persönliche Erfahrungen des Autors oder auf andere Quellen zurückzuführen? Auf welche?

Dabei ist die Frage, wie (Hervorhebung hier und weiter von mir – G.M.) ein jeweiliges Bild zum Ausdruck kommt, für die Fragestellung des vorliegenden Kapitels von vorrangiger Bedeutung. Außerdem wird versucht, die viel kompliziertere Frage nach dem Warum mit Bezügen auf verfügbare Kritiken sowie Äußerungen des Schriftstellers zu beantworten; eine gewisse Vorsicht hierbei ist wegen der unkonventionellen Darstellung des Russischen, vor allem der Figur des sowjetischen Kriegsgefangenen, angeraten.

Die ersten Antworten finden sich in der Publikation „Warum haben wir aufeinander geschossen?“²⁶⁴ Im Gespräch mit Lew Kopelew und Klaus Bednarz geht Heinrich Böll unter anderem auf die Ursprünge seines Rußlandbildes zurück. Es beginnt sich in der Jugend zu formen, zum Teil unter dem Einfluss der Erzählungen einiger Familienangehöriger, die am Ersten Weltkrieg teilnahmen und über „ein armes, ... aber nicht unfreundliches Rußland“²⁶⁵ berichteten, aber hauptsächlich durch die Lektüre russischer Literatur, vor allem der Werke von Dostojewski, Tschechow und Tolstoi. Das zunehmende Interesse für Rußland und russische Kultur des damals 16-17-jährigen Heinrich fällt mit Hitlers Machtantritt zusammen. Trotz der intensiven nationalsozialistischen Propaganda im Dritten Reich, die alle Bevölkerungsschichten bearbeitete, der gegenüber sich aber insbesondere Jugendliche anfällig zeigten, bleiben Feindbilder von den Russen und anderen „Untermenschen“ bei dem jungen Böll nach seiner eigenen Aussage „wirkungslos“.²⁶⁶ Trotz der Lektüre gelegentlicher Veröffentlichungen über die Ausschreitungen des stalinistischen Systems in der Sowjetunion ändert sich sein im allgemeinen tolerantes Verhalten gegenüber Kommunisten kaum: Die persönlichen Erfahrungen mit einigen Anhängern der kommunistischen Weltanschauung, die die Familie Böll aus ihrer Nachbarschaft kennt, überzeugen den jungen Böll offensichtlich mehr, als vermutlich abstrakte, schwer nachprüfbare, mit großer Wahrscheinlichkeit

²⁶⁴ Heinrich Böll: Warum haben wir aufeinander geschossen? Heinrich Böll; Lew Kopelew. Mit Beitr. v. Klaus Bednarz. Bornheim-Merten 1981.

²⁶⁵ ebd, S. 12.

²⁶⁶ ebd, S. 13.

ideologisch revidierte Berichte aus der Sowjetunion. Dieses durchaus freundliche Kommunistenbild aus der Kindheit wird später auch auf die Sowjetunion übertragen. Durch den Einsatz an der Ostfront nimmt der Soldat Heinrich Böll die Gelegenheit wahr, die sowjetische Wirklichkeit und die Menschen unmittelbar kennenzulernen; das Resümee des Kriegsaufenthaltes in Rußland, das sich auf einfache Sowjetbürger bezieht und weiterhin seine Auffassung des Russischen prägt, lautet: „Sehr viel Menschlichkeit... Diese Menschlichkeit, die strahlte so deutlich, Deutschenhaß habe ich nie gespürt. Meine Sympathie für Rußland ist noch gewachsen durch dieses sogenannte Fronterlebnis...“²⁶⁷ In zahlreichen Begegnungen mit gefangenen Rotarmisten in Frankreich und Deutschland, wo er sie gelegentlich bei den schwersten und gefährlichsten Arbeiten wie Minenentschärfung, Straßenaufräumung und Leichenentsorgung beobachten kann, festigt sich seine Zuneigung ihnen gegenüber; sie wird im Gespräch ausdrücklich betont: „Nicht Mitleid, sondern Sympathie, darauf lege ich Wert.“²⁶⁸

Diese Einstellung findet ihren Niederschlag unter anderem im Roman *Gruppenbild mit Dame*, in dem der Protagonist trotz seiner prekären Lage als sowjetischer Kriegsgefangener, dem in der nationalsozialistischen Rassenhierarchie die vorletzte Stufe (vor den Juden) zugewiesen wird,²⁶⁹ von der Umgebung weniger bemitleidet, als vielmehr heimlich unterstützt und akzeptiert wird.

In einem Interview mit Heinz Ludwig Arnold lehnt Böll allerdings eine autobiographische Annäherung an den Roman *Gruppenbild mit Dame* ab²⁷⁰; gewisse Parallelen lassen sich aber dennoch vermuten. Auf die für das Thema aufschlußreichen erkennbaren Projektionen aus dem Leben des Autors wird in den folgenden Unterkapiteln im Zusammenhang mit einem jeweils größeren Kontext eingegangen.

²⁶⁷ ebd, S. 25.

²⁶⁸ ebd.

²⁶⁹ Heinrich Böll/ Dieter Wellershoff: *Gruppenbild mit Dame*. Ein Tonbandinterview. In: *Die subversive Madonna. Ein Schlüssel zum Werk Heinrich Bölls*. Hg. und mit einem Vorwort von Renate Matthaei. Köln 1975, S. 141-155, hier S. 141.

²⁷⁰ Heinz Ludwig Arnold: *Im Gespräch: Heinrich Böll mit Heinz Ludwig Arnold*. München 1971, S. 55.

Die Liebesbeziehung zwischen Helene Maria Pfeiffer, geb. Gruyten, genannt Leni, und dem sowjetischen Kriegsgefangenen Boris Lvovic Koltowski bildet das zentrale kompositorische Ereignis des Romans *Gruppenbild mit Dame*; auch strukturell steht sie etwa in der Mitte der Darstellung, um die herum fast alle Romanfiguren und die – ziemlich undynamische – Handlung gruppiert sind. Die Ereignisse von fast dreißig Jahren werden rückblickend aus der Perspektive zahlreicher Zeugen geschildert. Zwar wird Boris als der „männliche Haupthandlungsträger der ersten Abteilung“ (GmD, 165) vorgestellt; zwar beschäftigen sich die meisten Kritiken mit der Deutung dieses Liebesverhältnisses von dem Standpunkt aus, welche Bedeutung ihm zum einen für die Entwicklung von Leni's Persönlichkeit, zum anderen für das Gesamtkonzept des Romans zukommt; bisher liegen jedoch nur wenige Arbeiten vor, die die Figur von Boris Koltowski in ihrer Komplexität betrachten. In diesem Zusammenhang soll vor allem der Beitrag „Das Bild der russischen Kriegsgefangenen und ‚Fremdarbeiter‘ in Heinrich Bölls ‚Gruppenbild mit Dame‘“ von Edgar Bracht²⁷¹ genannt werden, der diese Problematik im Rahmen des Themas: „Die Behandlung und der Arbeitseinsatz der Ostarbeiter, speziell sowjetischer Kriegsgefangener in der Wirtschaft des Dritten Reichs“ aufgreift.

Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung des Böllschen Romans 1971, als man die angespannten Beziehungen zwischen Ost und West trotz der neuen Ostpolitik in Westdeutschland immer noch als „Kalter Krieg“ bezeichnete, wurde die Auswahl eines sowjetischen Kriegsgefangenen zur zentralen Romanfigur von vielen als eklatante öffentliche und politische Provokation aufgefaßt. Der Autor war sich des außergewöhnlichen Charakters der Situation bewußt; er hält es außerdem für notwendig, diesen Moment speziell aufzugreifen. Erstmals wird die Antwort auf die Frage, warum ausgerechnet ein sowjetischer Kriegsgefangener zum männlichen Haupthandlungsdarsteller gewählt wurde, im Roman vom Erzähler geliefert:

„...Leni ist schuld. Sie hat es so gewollt, daß hier kein deutscher Held der Held ist. Diese Tatsache muß – wie so vieles an Leni – einfach hingenommen werden.“ (GmD, 166)

²⁷¹Edgar Bracht: Das Bild der russischen Kriegsgefangenen und „Fremdarbeiter“ in Heinrich Bölls „Gruppenbild mit Dame“. In: LWU, 21.1988, S. 83-107.

Einen kritischen Leser könnte diese Erklärung eventuell kaum zufriedenstellen; deshalb wendet sich Böll wiederholt dieser Frage im Gespräch mit Dieter Wellershoff zu:

„Mir schien, daß es spannender, echter, exakter und auch der Wirklichkeit entsprechender sei, wenn man eine Liebe zwischen Mann und Frau... in eine möglichst schwierige, heikle, politisch, sozial und äußerlich, also durch die äußeren Einwirkungen des Krieges schwierige Situation stellt. Deshalb habe ich einen sowjetischen Kriegsgefangenen ausgewählt, die zweitunterste Stufe Mensch nach der Nazi-Ideologie.“²⁷²

Die Darstellung einer Liebesbeziehung zwischen einem sowjetischen Armeeingehörigen und einer deutschen Frau ist an sich für die deutsche Nachkriegsliteratur nicht neu; als Thema oder Motiv findet sie sich in mehreren Texten, zum Beispiel in *Moskauer Novelle* und *Kindheitsmuster* von Christa Wolf. Im Roman *Gruppenbild mit Dame* steht sie allerdings ganz im Zeichen der Böllschen neuchristlichen Metaphysik: Zwar will sich der Autor um die realitätsnahe Darstellungsweise des Verhältnisses zwischen Leni und Boris bemühen, jedoch wird diese immer mehr in den Hintergrund gedrängt, bis sie sich in zunehmender religiöser Symbolik auflöst. Dies trifft besonders frappant auf die Darstellung der Figur des Leutnants der Roten Armee Boris Koltowski zu, die dadurch einen außerordentlichen, provokativen Charakter gewinnt. Und umgekehrt, gerade weil seine Gestalt im Laufe der Erzählung immer mehr mythologisiert wird, nimmt auch die Liebesgeschichte zwischen ihm und Leni deutlich definierbare typologische Züge²⁷³ an. Auf diese Problematik wird bei der Erläuterung einzelner Gliederungspunkte unter verschiedenen Aspekten immer wieder zurückgekommen; jetzt soll die Figur des sowjetischen Kriegsgefangenen Boris Koltowski näher betrachtet werden.

Die Geschichte der Beziehung von Leni Pfeiffer und Boris Koltowski beginnt an dem Tag im Dezember 1943, als in einer Kölner Kranzbinderei unter beinahe mysteriösen Umständen ein junger sowjetischer Kriegsgefangener zum Arbeitseinsatz auftaucht. Und wieder geht es um „die nur in Augenblicken erlebbare Liebe in der feindlichen Umwelt“²⁷⁴, die Erzählsituation, die bereits aus den früheren Werken Bölls bekannt ist. Die plötzlich entflammte Liebe

²⁷² Heinrich Böll/ D. Wellershoff: *Gruppenbild*, S.147

²⁷³ Hinweis darauf bei Theodore Ziolkowski: Typologie und „Einfache Form“ in „*Gruppenbild mit Dame*“. In: *Die subversive Madonna. Ein Schlüssel zum Werk Heinrich Bölls*. Hg. und mit einem Vorwort v. Renate Matthaei. Köln 1975, S. 123-140.

²⁷⁴ Arpád Bernáth: *Zur Stellung*, S. 35.

zwischen Leni und Boris kann sich sinnlich erst während der amerikanischen Luftangriffe unter dem Schutz des Friedhofs realisieren; ihr Anfang geht auf die bemerkenswerte „Stunde der Tasse Kaffee“ (GmD, 188) zurück, die allerdings nur wenige Sekunden dauerte. Beachtet man die Zusammenhänge in einem größeren, historischen Kontext, so läßt sich unter „feindlicher Umwelt“ der Krieg verstehen, der als Motiv der Trennung der Liebenden erkennbar ist.²⁷⁵ Die Auseinandersetzung mit dem Konflikt, den das Thema „Liebe“ im Roman auslöst, nämlich die bereits erwähnte „Liebe im Krieg“, tendiert zu einer „Liebe trotz des Krieges“ oder einer „Liebe gegen den Krieg“. So interpretiert, nimmt die existentielle Dichotomie „Leben und Tod“ bei Böll die Form „Liebe und Krieg“ an. In einem anderen, sozial-politischen Kontext erscheint die ganze bürgerliche Gesellschaft, deren Religions-, Moral- sowie Ehenormen die Liebe zwischen Leni und Boris verletzt. Auf der Figurenebene schließlich erhält dieses unfreundliche bürgerliche Milieu durchaus greifbare Züge, indem es durch die gegenüber dem Fremden mißtrauisch gestimmten Mitarbeiter der Kranzbinderei sowie durch Gestalten aus Lenis Bekanntenkreis personifiziert wird.

Die Liebe gibt den beiden Hauptfiguren die Kraft, diesen feindlichen Mächten gegenüberzustehen; durch die Liebe bekommen beide außerdem die Möglichkeit, ihre persönliche Identität zu bewahren sowie dem anderen zur Selbstfindung zu verhelfen. Die Liebe ist bei Böll „das einzige Medium der humanen Existenz“²⁷⁶; in einer Liebesbeziehung konkretisiert sich die Humanität als individuelles Glück. Bernd Balzer betont den eigenen Wert eines Liebesverhältnisses²⁷⁷, während andere Kritiker vor allem seinen symbolischen oder metaphorischen Charakter hervorheben und darin den Hinweis auf komplexere soziale Phänomene sehen. Beide Gesichtspunkte finden Bestätigung im Roman; Böll selbst meint in einem Interview, „im Grund auch nur eine Liebesgeschichte schreiben“ zu wollen.²⁷⁸ Die Interpretationsmöglichkeiten, die dieser Stoff in *Gruppenbild mit Dame* bietet, gehen jedoch

²⁷⁵ Arpád Bernáth weist darauf hin, dass sich der Konflikt zwischen Liebe und Krieg im Roman *Gruppenbild mit Dame* durch die Wiederholung der früheren Elemente auflöst; so kehrt die gewaltsame Trennung Lenis von ihrer Jugendliebe Erhard in der neuen Beziehung zu Boris zurück. -Ders.: Zur Stellung, S. 46.

²⁷⁶ ebd., S. 35.

²⁷⁷ Berndt Balzer: Einigkeit der Einzelgänger? In: Die subversive Madonna. Ein Schlüssel zum Werk Heinrich Bölls, hrsg. und mit einem Vorwort v. Renate Matthaei. Köln 1975, S. 11-33.

²⁷⁸ H.Böll/D.Wellershoff, S.147

weit über die Grenzen eines Liebesverhältnisses hinaus. Als Kreuzpunkt vieler, für das Böllsche Werk wichtiger Themen kann es auf unterschiedlichen Ebenen gedeutet werden.

Denkt man noch an die Intention des Autors, die Beziehung zwischen Leni und Boris möglichst „echt“ und realitätsnah darzustellen, aber auch an die zunehmende Mythologisierung der Figur von Boris Koltowski, so fällt auf, daß in der Exposition sich der Verf. (Erzähler – G.M.) tatsächlich um den Eindruck einer realen Existenz von Lenis Geliebtem bemüht; die Erzählung erwähnt sogar ein Foto von ihm, auf dem er bereits auf den ersten Seiten des Romans vorgestellt wird. Bereits in seinem Äußeren sind allgemeinverbreitete, „charakteristische“ Merkmale einer künstlerisch angelegten Person eingeprägt: Auf dem Foto sieht man „einen ernsten, blassen Menschen [...] mit überraschend hoher Stirn“ (GmD, 24) und blondem lockigem Haar. Der Schillerkragen verstärkt den Eindruck von einem „Romantiker“; ein dissonierendes Element zur feinfühligem Gesamterscheinung bildet allerdings die „Nickelbrille der Roten Armee“ (ebd) – als einziges, materialisiertes Zeichen deutet sie auf die Zugehörigkeit Boris‘ zum sowjetischen System hin. Daß sein Bild in einer Reihe mit den Fotos von Lenis verstorbenem Bruder Heinrich sowie ihrem Cousin und erstem Geliebten Erhard vorgestellt wird, legt die erste Vermutung nahe, daß diese jungen Männer eine besondere Rolle in Lenis Leben spielten. Dies bestätigt später die sonst äußerst schweigsame Leni selbst, als sie sich ihrer einzigen Freundin Margret vertraut: „Beide Dichter, wenn Du mich fragst, beide.“ (GmD, 235) Damit meint sie offensichtlich nicht nur künstlerisch-literarische Veranlagungen von Erhard und Boris, sondern vielmehr deren außergewöhnliche Sensibilität – diese Eigenschaft, durch die alle drei Figuren, insbesondere Leni selbst, im außerordentlichen Maße gekennzeichnet sind, hebt sie über die „feindliche“ Umgebung hinaus; außerdem gibt sie Aufschlüsse über die Motivation ihrer situativen Verhaltensweisen.

Hier lassen sich weitreichende Zusammenhänge mit Bölls persönlichen ästhetisch-literarischen und humanistischen Auffassungen verfolgen, die ihrerseits in enger Wechselbeziehung zu seinem Bildungskonzept stehen. Im Roman *Gruppenbild mit Dame* treten sie unter anderem durch ein starkes Lektüremotiv zutage. Sensibilität scheint für den Schriftsteller Böll eine Voraussetzung für die Aufnahme alles Literarischen zu sein: „extrem zart, sensibel und nervös“ ist der Liebhaber und Kenner russischer Literatur Dr. Scholsdorff (GmD, 139); die promovierte Schwester Klementina verfügt ebenfalls über „germanistische“

Sensibilität. (GmD, 324) Am stärksten sind die beiden Hauptfiguren jedoch von der besonderen, beinahe überdimensionalen Feinfühligkeit gekennzeichnet. – Bei Leni weist sie allerdings eher einen körperlichen Charakter auf; sie muß alles materialisieren.

Die außergewöhnliche Empfindsamkeit Boris' wird von fast allen Romanfiguren als sein besonderes charakteristisches Merkmal betont: Der alte Gärtnereiarbeiter Grundtsch meint zum Beispiel, Boris sei „sensibler als die ganze Mischpoke da zusammen“ (GmD, 187); Margret charakterisiert ihn als „klug und zartfühlend“. (GmD, 242) Boris' Sensibilität ist derart auffallend, daß sie für manchen befremdend, übernatürlich, sogar mystisch erscheint. So spricht Bogakov von der „geradezu überirdische[n] Sensibilität dieses Jungen“ (GmD, 177), die ihn zu einem mythologischen Wesen, zum Engel stilisiert: In der Darstellung des Kranzbindereibesitzers Pelzer heißt es über Boris: „[...] ein nervöser, übersensibler Junge, [...] von einem Feingefühl, [...] blass, mit seiner komischen Nickelbrille und seinem hellblondem, ein bisschen krausen blassen Haar, sah ja fast wien Engelchen aus der Junge...“ (GmD, 185).

Das mystische, irrealistische Element in der Gestalt von Lenis Geliebtem kommt weiter im Kapitel noch einmal zur Sprache; an dieser Stelle soll der Frage nachgegangen werden, welche Bedeutung der Verfasser seiner Überempfindlichkeit zuweist. Der sinnliche Charakter des Humanismusbegriffs bei Böll ermöglicht es, diese Liebesbeziehung als gegenseitige Erfüllung der Sinnlichkeit aufzufassen. Es ist nämlich Boris, dem es „vorbehalten [blieb] zu entdecken, daß Leni zu erstaunlichen Sensibilitäts- und Intelligenzleistungen fähig war“. (GmD, 29) Die angesprochene Fähigkeit zur „absoluten Seinserfüllung“ soll offenbar nicht nur im erotischen Sinne verstanden werden, sondern vielmehr als vollständige Realisierung der humanistischen Mission. So bezieht sich der vom Verf. und von Bogakov mehrmals wiederholte Ausdruck „Günstling des Schicksals“ (GmD, 165) nicht nur auf die äußeren Umstände der plötzlichen Versetzung Boris' in die Kranzbinderei und auch nicht nur auf seine wundervoll wirkende Liebesbeziehung; im Zusammenhang mit der bemerkenswerten Sensibilität des jungen Mannes kann sie seine spezielle Bestimmung indizieren, die Edgar Bracht als „metaphysisches Auserwähltsein“²⁷⁹ bezeichnet. Von dieser Gabe ist auch Leni „gesegnet“, die schon als Zwölfjährige im Internat von Schwester Rachel als „Günstling des Schicksals“ erkannt wird. (GmD, 42)

²⁷⁹ Edgar Bracht: Das Bild der russischen Kriegsgefangenen, S. 90.

Das „Auserwältsein“ von Boris scheint seine Umgebung unbewußt zu spüren und ihm kaum widerstehen zu können. Sonst läßt sich die Sympathie für den sowjetischen Kriegsgefangenen, obwohl man ihn kaum kennt oder sonst als „negativen Charakter“ einzustufen hätte, allein aus der Erzählsituation nur schwer begründen. So nimmt zum Beispiel ein als „Herr Hochgestellt“ getarnter Großindustrieller unter Lebensrisiko Anteil an seinem Gefangenenschicksal, nur weil er seinen Vater gekannt hatte; der odiose Friedhofsgärtnereibesitzer Pelzer behauptet, Boris, seinen Rivalen, da er auch Leni mochte, wie seinen Sohn geliebt zu haben (GmD, 275), und der zum Vertreter des kapitalistischen „Profitdenkens“ typisierte Werner Hoysler erinnert sich an Boris als an „einen guten, feinsinnigen stillen Menschen“. (GmD, 349) Sogar die nationalsozialistisch gestimmten Mitarbeiter der Gärtnerei müssen sich mit dem Gedanken abfinden, Boris' Meinung zu berücksichtigen. Die markante Stilisierung des sowjetischen Offiziers zum besseren Menschen und besseren Christen – er bringt nämlich den durch den Zusammenbruch der Gesellschaft in den letzten Kriegsmonaten desorientierten Deutschen wieder das Beten bei (GmD, 274), wie befremdend das auch immer erscheinen mag, – entspricht dem allgemeinen humanistischen Konzept des Romans und ist zugleich ein Zeichen für die neue bundesdeutsche Ostpolitik.²⁸⁰ In den Zeiten des Kalten Krieges bedeutet sie jedoch eine eklatante gesellschaftliche und politische Provokation und mag hinter dem Schatten der offensichtlich angezweifelten Glaubwürdigkeit der dargestellten Figur die Botschaft des Autors nicht erkennen lassen. Die Leserrezption scheint allerdings für den Schriftsteller Böll von geringer Bedeutung zu sein. Im Interview mit H. L. Arnold meint er: „Ich schreibe das, was ich für richtig halte im Augenblick, und auch gegen das Publikum, wenn es sein muß. Ich denke gar nicht dran... Es kann mich auch nicht beeinflussen.“²⁸¹ Durch diese Äußerung können einige augenscheinliche Widersprüche in der Darstellung des Charakters von Boris Koltovski zum Teil relativiert werden: Er ist „naiv“ und „puritanisch erzogen“, „nachdenklich“, „still“, „sehr weltfremd“ und besitzt zugleich enorme unternehmerische und organisatorische Fähigkeiten.

²⁸⁰ Hinweis von Edgar Bracht: Das Bild, S. 96.

²⁸¹ H. L. Arnold: Im Gespräch, S. 13f.

Allerdings läßt sich die religiöse Stilisierung der Figur des Boris Koltowski nicht allein durch epathierende Absichten des Autors erklären; unverkennbar ist die Annäherung Bölls an das methaphysische Christentum Dostojewskis sowie das Gedankengut der deutschen Humanisten des 19. und 20. Jahrhunderts, die in Rußland „wohl das einzige gottnahe Reich der Christenheit“²⁸² und in russischen Menschen „ein Volk der unerfüllten Potentialität“²⁸³ – vor allem geistiger – sahen. Der Kunstkritiker Arthur Möller van den Bruck, der Autor von Einleitungen zur ersten deutschen Dostojewski-Gesamtausgabe, meinte sogar: „Der Slawe allein kann noch einmal Jesus oder Buddha gebären.“²⁸⁴ Faszinierend wirkt auf Europäer die ertümliche Tiefe russischer Religiösität und der Hang russischer Menschen zu „verinnerlichter, mystisch verklärter Gottergebenheit“²⁸⁵ – möglicherweise hier liegt der Ursprung der Böllschen Zuneigung zu literarisch-religiöser Mythologisierung und Mystifizierung. Damit ist seine Idee eigentlich nicht neu; sie gewinnt aber eine nicht zu unterschätzende politische Dimension, denkt man an die zeitgenössischen außerliterarischen Begleitumstände.

Die zunehmende Ausstattung des Liebespaares mit religiöser Symbolik findet Ausdruck in einer deutlichen Tendenz zur Typologisierung einerseits und zu Ausflügen ins Irreale, ja Märchenhafte andererseits. Der Deutung der Liebesbeziehung zwischen Leni und Boris unter diesem Aspekt widmen sich ganze Abhandlungen.²⁸⁶

Offensichtliche Parallelen mit dem Neuen Testament und den Heiligenlegenden – die Mythologisierung erreicht ihren Höhepunkt, als der sowjetische Kriegsgefangene zum heiligen Joseph (GmD, 273) und das Liebespaar zur Heiligen Familie (GmD, 257) stilisiert

²⁸² Graf Hermenn Keyserling, zitiert nach H. Stammler. – Ders.: Wandlungen, S. 291.

²⁸³ Arthur Möller van den Brock, zitiert nach H. Stammler: ebd, S. 292.

²⁸⁴ Ders, ebd.

²⁸⁵ ebd.

²⁸⁶ z.B. Th. Ziolkowski: Typologie und ‚Einfache Form‘ in „Gruppenbild mit Dame“.In: Die subversive Madonna. Ein Schlüssel zum Werk Heinrich Bölls, hrsg. und mit einem Vorwort v. Renate Matthaei. Köln 1975, S. 11-33; D. Kafitz: Formtradition/religiöser Ethos. In: Der Deutschunterricht. Stuttgart 28 (1978) H.6, S. 69-85; D.Kampen: Amtskirche und Glaubensgemeinschaft.-Diss. Winnipeg (Manitoba) 1984; G. Lübke-Grothues: Sinnlichkeit u. Religion. In: Expedition Literatur. Münster: Päd.Hochschule 1979, S. 75-102, R.Ley (engl.): Religiös-polit. Aspekte. In: The University of Dayton review, 11.1974:H.2, S.41-50; R.Nicolai (engl.)Relig. Aspekte. In: Kwartalnik neofilologiczny. Warschau 25.1978, S.487-498 u.a.)

werden – sprechen dafür, daß es Böll doch um keine grundsätzlich neue Religion geht, sondern um ein metaphysisch-humanistisches Umdenken der alten christlichen Gebote. In dieser Liebesbeziehung kommt Bölls Polarität Liebe und Religion zum Vorschein: Das Religiöse wird einerseits versinnlicht, die existentiellen Verhaltensweisen wie wohnen, essen, lieben werden andererseits zum Sakramentalen erhöht.

Eine vergleichbare entrealisierende Wirkung wie die Motive und Symbolik des Religiösen üben märchenhafte Züge der Figuren beider Liebender im einzelnen und in ihren Gesamtbeziehungen aus. „Wie der Prinz im Märchen [...], der letzten Endes doch den Königsthron besteigt“ kommt Boris Bogakov und seinen Lagergenossen vor (GmD, 286); „wie das Mädchen mit den sieben Paar eisernen Schuhen und den sieben Knotenstöcken“ folgt Leni Boris nach seiner Entlassung aus deutscher Gefangenschaft (GmD, 284). Allein die Möglichkeit, die Gefühle unter den unglaublich schweren Umständen in einer aufopfernden Liebe – Agape – ausleben zu können, erscheint schon als unreal.

Solch eine „durchaus heitere und nicht ganz unironische Transposition des so mühsam verifizierten Geschehens in das Idiom des Märchens“ sollte nach der Meinung von Victor Lange „das authentische, gegeninstitutionelle, ja, wenn nötig, anarchische Verhalten als eine [...] Alternative des gesellschaftlichen Handelns“ bedeuten.²⁸⁷ Zu dieser Bemerkung kann man noch hinzufügen, daß sich fast jede Handlung oder Verhaltensweise der Hauptfiguren sowie der anderen Personen aus ihrem Umkreis, die von der bürgerlichen Gesellschaft als „asozial“ bezeichnet werden, als Verstoß gegen öffentliche Normen deuten läßt.

Das Motiv der verbotenen Liebe kommt schon in Bölls früheren Werken vor, zum Beispiel in der Erzählung *Der Zug war pünktlich* oder im Roman *Eine Liebe in Deutschland*. Es wird zum Ausgangspunkt seiner Kritik an vielen Erscheinungen der modernen bürgerlichen Gesellschaft, die meistens die sozialpolitischen Rahmenbedingungen für die in den Mittelpunkt gerückte Liebesgeschichte bildet. Böll zeigt nicht nur seine kritische Haltung gegenüber den dogmatischen Auffassungen des Christentums in der gegenwärtigen Kirche sowie gegenüber erstarrten Ehe- und Moralvorstellungen, sondern er bietet auch eine –

²⁸⁷ Victor Lange: Erzählen als moralisches Geschäft. In: Die subversive Madonna. Ein Schlüssel zum Werk Heinrich Bölls. Hg. mit einem Vorwort v. Renate Matthaei. Köln 1975, S. 100-122, S.121.

allerdings utopische – Lösung. Das von der bürgerlichen Öffentlichkeit verstoßene Liebespaar – er sowjetischer Kriegsgefangener, sie proletarisch, absolut unmaterialistisch denkende Tochter eines „Wirtschaftsverbrechers“ – wird zum Zentrum einer alternativen Gesellschaft. Um sie herum kristallisiert sich eine Gemeinschaft vermeintlich asozialer Personen; da es für sie und ihre Humanität keinen Platz in der „feindlichen Umwelt“ gibt, gehen sie – im eigentlichen und übertragenen Sinne – in den Untergrund. Während Verfall und Verwirrung das ganze sozial-politische Milieu während der letzten Kriegstage prägt, wird im antithetisch zur kapitalistischen Immobilienwelt stehenden „Sowjetparadies in den Gräften“ neues Leben gegründet; als sein symbolischer (und wieder materialisierter) Höhepunkt kommt hier Lenis und Boris‘ Sohn Lev zur Welt.

Einen strukturellen und inhaltlichen Kontrast zur fiktiven Handlung, in deren Mittelpunkt die mit zahlreicher religiöser Symbolik ausgestattete und zunehmend in den Bereich der Böllschen neu-christlichen Metaphysik geratene Liebesgeschichte von Leni Pfeiffer und Boris Koltowski steht, bildet die Darstellung der Behandlung sowie der Lebens- und Arbeitsbedingungen der Zwangsarbeiter, hauptsächlich sowjetischer Kriegsgefangener. Der fiktive Handlungsstrang wird ab und zu durch den Exkurs in die historische Realität unterbrochen, indem der Verf. authentische Dokumente vorlegt – diese Montagetechnik ist vom Autor bewußt als Mittel der erzählerischen Kontrastierung eingesetzt. Im Interview mit Dieter Wellershoff äußert er sich über die in die Handlungsstruktur eingebliedeten Dokumente: „Das sind Auszüge aus Protokollen, Prozeßakten, die ich als Collage verwende aus einem ganz bestimmten Grund, weil ich fürchte, daß bei der Literarisierung etwa des Lebens eines sowjetischen Kriegsgefangenen während des Krieges die Gefahr besteht, daß man das zu euphorisch sieht.“²⁸⁸

Im engeren Personenkontext gesehen, entsteht der nächste Kontrast in der Gegenüberstellung zweier Figuren ehemaliger Angehöriger der Roten Armee: Boris Koltowski und Pjotr Bogakov. Die beiden anderen ehemaligen „Sowjetmenschen“ Belenko und Kitkin, mit denen Bogakov ein Zimmer in einem Kölner „Heim mit kirchlich karitativem Hintergrund“ (GmD, 167) teilt, sind lediglich Randfiguren und treten nicht einmal als Zeugen auf; für die

²⁸⁸ Heinrich Böll/ Dieter Wellershoff: Gruppenbild mit Dame, S.147.

Fragestellung des Kapitels sind sie jedoch von Interesse in dem Sinne, daß an ihrer Lebensgeschichte exemplarisch das Nachkriegsschicksal sowjetischer Kriegsgefangener geschildert wird. Damit schneidet Böll als einer der ersten zwei große Themenbereiche an, die bisher in der deutschen Öffentlichkeit tabuisiert blieben und erst in den 80er Jahren zum Forschungsobjekt der Geschichtswissenschaften wurden.

Einen bedeutenden Beitrag zur Erläuterung der beiden Problemkreise im untersuchten Text liefert Edgar Bracht in seiner Arbeit „Das Bild der russischen Kriegsgefangenen und ‚Fremdarbeiter‘ in Heinrich Bölls *Gruppenbild mit Dame*“. Dieses Bild wird unter verschiedenen Aspekten betrachtet: Das Forschungsinteresse reicht von einem historisch-dokumentarischen Überblick über den Einsatz der Zwangsarbeiter und speziell sowjetischer Kriegsgefangener in der deutschen Kriegswirtschaft über Arbeits- und Lebensbedingungen in den Gefangenenlagern bis hin zu ihrer Darstellung im Roman am exemplarischen Beispiel der Lebensgeschichte von Pjotr Bogakov; an der Figur von Herrn Hochgestellt wird außerdem das Problem der Vergangenheitsbewältigung der deutschen Großindustriellen behandelt, die während des Krieges in ihren Betrieben Zwangsarbeiter beschäftigten. Es scheint deswegen wenig sinnvoll, im Rahmen dieses Kapitels eine neue historische Forschung zum Thema „Einsatz sowjetischer Kriegsgefangener in der deutschen Kriegswirtschaft“ zu unternehmen, zumal die Untersuchung von Edgar Bracht einen durchaus ausführlichen, auf den Ergebnissen aktueller historischer Forschungen beruhenden Überblick über die angesprochene Problematik gewährt.

Ähnlich wie Margret Schlömer Leni zur Seite gestellt wird, erfüllt Pjotr Bogakov für Boris Koltowski die gleiche Rolle einer Vertrauensperson, die entweder die Schweigsamkeit der Hauptfigur durch Kommentare kompensiert (Margret), oder die nur in Erinnerungen der Befragten existierende, deshalb ziemlich abstrakt wirkende Figur von Boris lebendig macht (Bogakov); beide gewähren die Innenansicht auf das Leben und die Gedankenwelt des jeweiligen Protagonisten. Damit ist Pjotr Petrovic, der sich als „sein (Boris‘ – G.M.) Vater, sein Bruder, sein Freund“ (GmD, 179) sieht und in dessen Lebensweg und die Liebesbeziehung en detail eingeweiht ist, die wichtigste Auskunftsperson. Im Zusammenhang mit dem Gesamtkonzept des Romans haben die genannten Romanfiguren die Funktion, die mehrmals angesprochene Naivität und fast „heilige“ Reinheit der Liebenden hervorzuheben. In

Bogakovs Lebens- und Leidensgeschichte wird, im historischen Kontext gesehen, zunächst die Ausbeutung der Zwangsarbeiter - hauptsächlich osteuropäischer Provenienz - und konkret der sowjetischen Kriegsgefangenen in der deutschen Rüstungswirtschaft thematisiert; schließlich steht sein *vita* exemplarisch für das Nachkriegsschicksal von Tausenden ehemaliger Kriegsgefangener aus der Sowjetunion, die, schonungslos ausgebeutet und deswegen kaum noch arbeitsfähig, weder für Deutschland, noch für die Alliierten, noch für die Heimat von Nutzen waren.

Anders als die „mit allen Wassern gewaschene“ Margret, die scheinbar auch auf dem Sterbebett nichts von ihrem bewegten Leben bereut, macht Bogakov einen Eindruck unheilbarer Schwermütigkeit. Durch den Krieg und die deutsche Gefangenschaft hat er viel gelitten; der Gedanke, wegen des letzteren Umstandes nach dem Krieg nicht in seine Heimat zurückkommen zu können, macht seine miserable Existenz noch unerträglicher. So vergehen die Jahre in tiefer Melancholie und in täglichem Kampf gegen Krankheiten; die Nachbarschaft mit seinen ebenfalls „heimwehkranken“ Leidensgenossen Belenko und Kitkin²⁸⁹ bringt keine Erleichterung in das einsame Dahinleben eines Heimatlosen, sondern provoziert eher Streitigkeiten und gegenseitige Beleidigungen.

Die Fragen des Verf. nach Leni und Boris lassen den unglücklichen Bogakov auf sein Leben seit dem Ausbruch des Krieges zurückblicken. Bereits im August 1941 gefangengenommen, teilt er das Schicksal von Hunderttausenden sowjetischer Kriegsgefangener, die in den ersten Kriegsmonaten schnell in deutsche Gefangenschaft gerieten und auf besonders brutale Weise unterwegs zu Gefangenenlagern und beim späteren Zwangsarbeitseinsatz mißhandelt wurden. Erzählt wird im schnellen Tempo, auf charakteristische Manier, die zwar dem Leser detaillierte Beschreibungen von Grausamkeiten des Krieges und der Gefangenschaft erspart, trotzdem nicht weniger erschütternd wirkt, als naturalistische Darstellungen von Leichenhaufen, abgetrennten Gliedmaßen und Folterungen in Konzentrations- und Gefangenenlagern in vielen Kriegsromanen. Edgar Bracht formuliert als auffallendes Merkmal von Bölls Kriegserzählungen seine Neigung, die Grausamkeiten des Krieges durch

²⁸⁹ Der erstere war vermutlich während des Krieges als „Hilfswilliger“ bei der Wehrmacht oder SS tätig; die Geschichte vom Leningrader Kitkin bleibt unklar.

eine „Schutzschicht eingeschliffen-gängiger Stilisierung“ darzustellen.²⁹⁰ So spricht Pjotr Bogakov von der Brutalität der deutschen Wachmannschaften, die nicht einmal vor Kindern Halt macht:

„Und wenn friedliche Zivilisten, unsere eigenen Leute, uns was bringen wollten, zu trinken oder zu essen, wurden sie nicht rangelassen – es wurde einfach in sie reingeknallt... Eine Frau schickte ein kleines Mädchen von vielleicht fünf Jahren mit Brot und Milch zu uns, so eine richtige süße kleine Natascha – sie dachte wohl, so einem süßen kleinen Mädchen... würden sie nichts tun, aber nein – MG –, und unsere kleine Natascha war so tot wie jeder andere, und Milch und Blut und Brot lagen auf der Erde.“ (GmD, 284)

In dieser Passage wird auch ein Thema angesprochen, mit dem Bogakov mit der in der zeitgenössischen Öffentlichkeit lancierten Vorstellung stehende Meinung vertritt. Es handelt sich um die Beteiligung von Angehörigen deutscher Wehrmacht an Gräueltaten gegen die sowjetische Zivilbevölkerung und gefangene Rotarmisten, die anhand von dokumentarischem Material in Bezug auf einzelne Truppeneinheiten und besetzte Ortschaften von Geschichtswissenschaftlern bestätigt wurde.

Eine weitere symbolische Funktion hat ein Lektüremotiv, nämlich der Hinweis auf die Erzählung „In der Strafkolonie“ von Franz Kafka. Damit scheint Böll die ihm offensichtlich nicht unbewußte mangelnde Darstellung des Kriegsgefangenenendaseins in deutschen Arbeitslagern kompensieren zu wollen. Edgar Bracht, der in seiner Monographie das Fehlen der Innensicht auf das Leben der „Ostarbeiter“ kritisiert, erläutert auch die Bedeutung dieses Symbols, das stellvertretend für einen Terror stehen soll, „der nicht mehr beschreibbar und erzählbar scheint und daher abbreviaturhaft durch das Lektüremotiv angedeutet werden muß.“²⁹¹ Diese Erklärung scheint angemessener und dem realen Sachverhalt entsprechender als seine folgende Aussage, Bölls Erzählkraft sei überfordert angesichts der Darstellung von Kriegsnot und Elend „in ihrer ganzen Banalität“.²⁹² Es sei jedoch die Vermutung nahegelegt, daß das offensichtlich nicht unbedingt Bölls Absicht war. Ende der 60-er Jahre, als der Roman verfaßt wurde, erschienen zahlreiche historisch-dokumentarische und fiktive Texte über den Krieg, die mit aller Ausdruckskraft seine Grausamkeiten, Elend und Leiden der

²⁹⁰ Edgar Bracht: Das Bild, S. 94.

²⁹¹ ebd.

Betroffenen vergegenwärtigten. Es wird anscheinend vom Autor vorausgesetzt, daß dem Leser diese Art Lektüre vertraut ist, wenn es zum Beispiel aus dem Mund Bogakovs heißt:

„Nun kam die Zeit, wo Boris zuverlässige Nachrichten über den Frontverlauf... lieferte – und jetzt wurde er geradezu der Bekömmling von Viktor Genrichovic... – und weil er dessen Bekömmling war, verlor er natürlich das Vertrauen anderer – das versteht sich von selbst, wenn man die Dialektik der Gefangenschaft kennt.“ (GmD, 172)

Dieser kleine Textabschnitt liefert andeutungsweise Erkenntnisse über persönliche Beziehungen in einem Kriegsgefangenenlager, wo die Menschen in den permanenten Grenzsituationen spezifische Überlebensstrategien entwickeln. Angesichts der allgegenwärtigen Todesgefahr, der Demütigungen und Prügeleien kommt die fast märchenhafte Geschichte der Versetzung von Boris Koltovski in die Kranzbinderei vielen – vor allem dem Kommissar Viktor Genrichovic – verdächtig vor; so Bogakov:

„Wenn es uns nicht mißtrauisch machte, machte es uns neidisch, und beides ist, wenn auch nicht bekömmlich, so doch reichlich unter Gefangenen anzutreffen.“ (GmD, 169)

Für Boris hatte der Neid von Lagergenossen jedoch keine bemerkbare Auswirkung; schließlich beschäftigte sich jeder eher mit eigenen Problemen.

Die zitierten Textpassagen deuten darauf hin, daß sich die Perspektive von Bogakovs Erzählung über das Leben im Arbeitslager relativ wenig auf die psychologische Seite des Kriegsgefangenenendaseins und persönliche Beziehungen richtet; dafür wird die Arbeit in einem Raupenkettensystem bei Krupp und der spätere Einsatz der wenigen Überlebenden aus dem Lager bei der Straßenräumung ausführlicher dargestellt. Allerdings lassen sich aus folgender emotionsarmer, beinahe apathisch abgelieferten Schilderung Bogakovs grauenvolle Einzelheiten über brutale Ausbeutung und Demütigungen vor allem sowjetischer Kriegsgefangener entnehmen:

„Da lagen wir nun, fast bis März 1942; und es gab manchmal achthundert oder neunhundert Tote am Tag – dazwischen Prügel und Hohn, Hohn und Prügel und hin und wieder mal reingeschossen in die Menge... Dann war ich bei Krupp in Königsberg... – nachts elf, tagsüber zwölf Stunden Arbeit –, und gepennt haben wir in Abtritten, ... und die Tagesration bestand aus 250 Gramm Ersatzbrot und zwei Liter Balandasuppe... und das war keine Ernährung, sondern systematische Unterernährung –, dazu immer wieder: Prügel und Hohn, immer drauf mit dem Knüppel.“ (GmD, 285)

²⁹² ebd.

Die dreimal wiederholte Wendung „Prügel und Hohn“ läßt vermuten, daß die menschenentwürdigende Behandlung schwerer zu ertragen war, als enorme körperliche Belastung abgeschwächter Häftlinge beim Arbeitseinsatz. Das spricht auch aus der weiteren Aussage von Bogakov:

„Wir waren zwar nicht würdig, deutsche Leichen anzufassen und wegzubringen, nein, aber Trümmer von den Straßen in die Loren schaufeln, Eisenbahngleise reparieren, das durften wir...“ (GmD, 286)

Bei aller Melancholie bleibt ihm jedoch eine bitter-ironische Sicht erhalten. Am Beispiel einer beinahe karikiert wirkenden Geschichte mit Boris versteht er aussagekräftig zu schildern, wie das sowjetische Staatssystem bis in den intimsten Bereich seiner Bürger eindringt und sie entwürdigt. (GmD, 184) Auf seine direkte Sprachart charakterisiert er Koltowskis Tätigkeit in der Gärtnerei als die Aufgabe, „Kränze zu flechten und Beschriftungen für die Schleifen an den Kränzen von Faschisten zu erfinden“ (GmD, 170 f.)

Noch differenzierter, als in Bogakovs Erinnerungen, kommt die besonders brutale Behandlung, Ausbeutung und Demütigung sowjetischer Kriegsgefangener in den montageartig eingebündelten historisch-dokumentarischen Zeugnissen (unter anderem von Rosenberg und Speer) zum Ausdruck:

„Der Bolschewismus der Todfeind des nationalsozialistischen Deutschlands ist... Dadurch hat der bolschewistische Soldat jeden Anspruch als ehrenhafter Soldat und nach dem Genfer Abkommen verloren... Rücksichtsloses und energisches Durchgreifen bei den geringsten Zeichen von Widersetzlichkeit, insbesondere gegenüber bolschewistischen Hetzern, ist daher zu befehlen...“ (GmD, 292 f.)

„Erschießungen und tödliche Unglücksfälle von sowjetrussischen Kgf. sind ab sofort nicht mehr als besonderes Vorkommnis... zu melden“ (GmD, 293)

„Kriegsgefangene, die vollwertig und ganztägig arbeiten, erhalten je Arbeitstag eine Grundvergütung von RM 0,70 Nicht-Sowjetkriegsgefangene
RM 0,35 Sowjetkriegsgefangene“ (ebd)

Diese Dokumente sind aussagekräftig genug, um kommentarlos in die fiktive Erzählung eingefügt und direkt an den Leser vermittelt zu werden. Nur an einer Stelle kann sich der Verf. einer bitter-ironischen Bemerkung nicht enthalten – es handelt sich um die Beschwerde einiger Kommandanten der Konzentrationslager, daß „etwa 5 bis 10 % der zur Exekution bestimmten Sowjetrussen tot oder halbtot in den Lagern ankommen.“ (GmD, 238):

„Nun, wichtig ist zu erkennen, daß die Eroberung von Weltteilen oder Welten keineswegs so einfach ist [...] es geht nun einmal nicht, daß man Menschen, die man hinrichten soll, schon als Tote angeliefert bekommt!“ (GmD, 241)

Der komprimierende Erzählstil von Pjotr Bogakov, seine affektlose, fast apathische Darstellungsweise, die Konzentration auf das Charakteristische bei gleichzeitiger Vernachlässigung psychologischer Momente weist nach der Meinung von Edgar Bracht darauf hin, daß „man mit solchen Erinnerungen nichts machen kann, als sie eben erzählen und melancholisch werden“²⁹³. Bogakovs Darstellung der Kriegs- und Gefangenschaftserlebnisse enthält in der Tat kein entlarvendes Pathos und keine expliziten Beschuldigungen; aber gerade weil die grausamsten Dinge auf gewöhnliche, fast alltägliche Art geschildert werden, erzielen sie ihre erschütternde Auswirkung.²⁹⁴ Der bewußt eingesetzte Kontrast zwischen dem Erzählstoff und seiner Ausdrucksweise soll die Aufmerksamkeit des Lesers erwecken und ihn dann zum Nachdenken anregen.

Es gibt noch eine russische Figur im Roman, der Lagergenosse von Boris Koltowski und Pjotr Bogakov, Kommissar Victor Genrichovic. Anders als Boris Koltowski, der, abgesehen von der Nickelbrille der Roten Armee, nichts ‚spezifisch Sowjetisches‘ an sich zu haben scheint, unterliegt Viktor Genrichovic der bewußten nationalen und ideologischen Stereotypisierung. Beide – Boris und Victor Genrichovic – sind Kontrastfiguren; der augenscheinliche Unterschied zwischen ihnen liegt darin, daß der Lagerkommissar alles vom Standpunkt der ‚geschichtlichen Logik‘ relativiert, während vieles in Boris‘ Gefangenleben außerhalb dieser Logik steht und von Viktor Genrichovic verächtlich als ‚bürgerlicher Zufall‘ (GmD, 170) bezeichnet wird. Durch die vereinzelt Charakteristiken und Umstände, die die episodischen Auftritte des Kommissars im Roman begleiten, sowie Nebenbemerkungen von Pjotr Bogakov läßt sich außerdem eine allerdings sehr diffuse Vorstellung von den Lebensbedingungen und persönlichen Beziehungen zwischen den Kriegsgefangenen gewinnen. Angst, Mißtrauen gegenüber ‚Kameraden‘, Neid, Antisemitismus prägen die allgemeine Lageratmosphäre. Sonst – an dieser Stelle kann man Edgar Bracht völlig recht

²⁹³ Edgar Bracht: *Das Bild*, S. 98.

²⁹⁴ Vgl. z.B. Briefe aus dem Kollektivtagebuch *Das Echolot*.

geben – fehlt dem Roman „weitgehend“ die Innenperspektive auf das in seiner Banalität entsetzliche Gefangenenlagerdasein.²⁹⁵

Im Kapitel über das deutsche Rußlandbild der 30er und frühen 40er Jahre wurde versucht, die zu dieser Zeit am meisten verbreiteten Vorstellungen der deutschen Bevölkerung über die Sowjetunion und Sowjetbürger zu skizzieren. Im vorliegenden Teil der Dissertation möchte ich mich erneut diesem Thema zuwenden und es etwas spezifischer aufgreifen; es wird nämlich um nationale und ideologische Stereotypen gehen, wie sie in Verbindung mit der Figur des sowjetischen Kriegsgefangenen Boris Koltowski zum Ausdruck gebracht werden. Als Quellen dienen die Aussagen einzelner Mitarbeiter der Kranzbinderei sowie Äußerungen einiger Personen aus Lenis Umgebung bei der „Truppenbesichtigung“, die sie unternahm, um einen fiktiven Vater für ihr Kind zu finden.

Zum Zeitpunkt des Einsatzes des gefangenen Leutnants der Roten Armee Boris Koltowski in der Kranzbinderei von Walter Pelzer im Dezember 1943 ist die Kriegslage noch relativ unklar. Einzelne Details der Darstellung deuten darauf hin, daß ihr Personal der allgemeinen Stimmung der deutschen Bevölkerung ausgesetzt ist, die in unterschiedlichem Grad von der nationalsozialistischen Ideologie beeinflusst ist. Offensichtliches Mißtrauen, Vorsicht, Angst herrschen in der Kranzbinderei, wo automatisch wie am Fließband gearbeitet wird und der Umgang mit Kollegen auf ein nicht mehr reduzierbares Minimum geschrumpft ist. Die unerwartete Erscheinung eines sowjetischen Offiziers im „kriegswichtigen“ Unternehmen löst unter den Mitarbeitern vor allem Mißtrauen und Bedenken aus, da gefangene Rotarmisten bisher lediglich bei Straßenaufräumung, Bombenentschärfung und anderen schwersten und gefährlichsten Arbeiten eingesetzt wurden. Der Verf. faßt die anfängliche Stimmung der Gärtnereiarbeiter gegenüber „diesem Russen“ zusammen:

„Boris ist fast jedem möglichen Verdacht ausgesetzt gewesen: er soll ein von den Deutschen eingeschleuster Spitzel gewesen sein, auf Pelzer und seine gemischte Belegschaft angesetzt, außerdem soll er natürlich ein sowjetischer Spitzel gewesen sein.“ (GmD, 165)

²⁹⁵ Edgar Bracht: Das Bild, S. 94.

Aus sozialpsychologischer Sicht läßt sich dieser Textauszug als Projektion eigener Verhaltensweise auf den Fremden interpretieren, die aber vom Verf. als solche durchschaubar gemacht und ironisiert wird. Aber konnte es etwa anders sein in der allgemeinen Atmosphäre gegenseitigen Mißtrauens, der Denunziationen, politischer und rassistischer Verfolgungen im Dritten Reich? Sogar eine „lahmgelegte Kommunistin“, wie sie sich nennt, Ilse Kremer, zeigt Zurückhaltung und Vorsicht Koltowski gegenüber:

„Und dieser Russe, nun, ich muß Ihnen sagen, ich war sehr mißtrauisch und wäre es heute noch. Wenn das nicht ein verkappter Gestapospitzel war. Wie der Deutsch konnte und wie zuvorkommend der war und wieso kam ausgerechnet der in eine Gärtnerei und nicht auf die Himmelfahrtkommandos beim Bombenräumen und Bahnschienenreparieren?“ (GmD, 162)

Die Bedenken der Dame werden allerdings klar, als sich weiter herausstellt, daß ihr Mann, ein überzeugter Thälmann-Anhänger, von seinen Genossen verraten und an die Faschisten ausgeliefert wurde. Als Kommunistin zwar frei von ideologischen Vorurteilen, äußert sie jedoch, wenn auch indirekt, nationale oder sogar rassistische, wenn sie bei einem Russen gute Sprachkenntnisse und Wohlerzogenheit verdächtig findet. Aber schließlich ist er doch „ein netter Junge“ (GmD, 162) – ein Resümee, das aus der Perspektive der Erzählgegenwart um 1970 eventuell als Ergebnis ihrer Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit Deutschlands zusammengefaßt ist.

Daß Boris Koltowski von den Arbeitskollegen gleichzeitig der sowjetischen Spionage verdächtigt wird, kann auch nicht wundern, wenn man die von der nationalsozialistischen Propaganda jahrelang allen Bevölkerungsschichten eingepreischten Schreckensbilder des Sowjetstaats bedenkt. Die bereits mehrmals erwähnte „Stunde der Tasse Kaffee“ (GmD, 188) liefert unter anderem Erkenntnisse darüber, wie der Nationalsozialismus in die private Sphäre der Deutschen eindringt und sie weitgehend ideologisiert; im Grunde genommen gewöhnliche (zwischen)menschliche Begebenheiten erhalten dadurch eine politische Dimension, wie diese bemerkenswerte Szene dokumentiert. Lenis einfache Tat – für sie eine „Selbstverständlichkeit, jemand, der weder ne Tasse noch Kaffee hatte, eine Tasse Kaffee anzubieten“ (GmD, 184) – wird von allen Anwesenden als politische Aktion bewertet; als erste Reaktion löst sie allgemeinen Schrecken aus. Als Leni dann die vom „Nazi“ Kremp aus Boris‘ Händen heruntergeschlagene Tasse aufhebt, sie sorgfältig spült und wieder Kaffee einschenkt, ist es schon „Provokation“.

Auch aus der Perspektive der späten 60-er Jahre, wo sich die Gegenwartshandlung des Romans abspielt, sehen die Teilnehmer dieser Szene Lenis spontane Handlung als einen politischen Akt an; ob sie das bewußt getan hatte oder nicht, ändert kaum etwas an der Auswirkung. Walter Pelzer ist nach wie vor von Lenis ideologischer Absichtslosigkeit überzeugt: „... glauben Sie, die hat geahnt, wie politisch das war? Ich habe gesehen, daß sogar Ilse Kremer blaß wurde – die wußte nämlich, wie politisch das war...“ (GmD, 184) Kremp sucht unverzüglich nach ideologischen Hintergründen und „knurrt irgendwas von ‚Bolschewiken – Kriegerwitwe – Kaffee für Bolschewiken...‘“ (GmD, 185)

Für Leni selbst, die in ihrer Naivität und ihrem absoluten politischen Desinteresse nach Margrets Vermutung „nicht einmal wußte, was eine Jüdin war“ (GmD, 188), ist dies eine rein menschliche Handlung, die – es mag wohl paradox klingen – gerade wegen dieser Selbstverständlichkeit sowohl für sie, als auch für Boris zum hervorragenden Ereignis wurde. Dadurch verhindert Leni von Anfang an die potentielle Behandlung Boris‘ als eines ‚slawischen Untermenschen‘. Die Botschaft ihrer Tat ist derart eindeutig und klar, daß sogar dem für „unzurechnungsfähig“ erklärten Gruntsch der höchste humanistische Wert dieser Szene bewußt wird:

„... das sah ja sogar ein Kerl wie Kremp, daß Boris ein Mensch *war*: er hatte ja Nase und zwei Beine und sogar ne Brille auf der Nase, und er war sensibler als die ganze Mischpoke da zusammen. Der Boris wurde einfach durch Lenis mutige Tat zum Menschen gemacht, zum Menschen erklärt...“ (GmD, 187)

Die unüberhörbare Botschaft dieser Episode, aber auch des ganzen Romans ist also: Lediglich Menschen, die aus der Perspektive der bürgerlichen Gesellschaft ‚asozial‘ erscheinen weisen die Fähigkeit auf, humanistische Taten zu vollbringen oder zumindest diese als solche zu erkennen.

Und noch eine resümierende Bemerkung zum Thema des Böllschen Humanismus scheint wichtig: Die Akribie, mit der der Verf. die strenge Arbeitsteilung und die Aufgabe jedes einzelnen Mitarbeiters der Kranzbinderei beschreibt, deutet darauf hin, daß es in einem gut organisierten Produktionsmechanismus keinen Platz für Menschlichkeit gibt; der Mensch wird nicht als solcher, sondern vor allem als „Funktionsobjekt von Politik, Staat, Beruf, Amt, Behörde usw.“ betrachtet. (GmD, 350)

Zur Frage nach den Funktionen der Stereotypisierung in *Gruppenbild mit Dame* läßt sich zusammenfassend sagen, daß der Autor nationale (gegebenenfalls rassistische) und ideologische Stereotype zunächst bewußt in den Text einführt, um sie dann innerhalb der fiktiven Welt der Erzählung zu widerlegen; auf diese Weise wird das nationalsozialistische Ideengut scharf kritisiert. Das vollzieht sich meist auf der Figurenebene: Die Romangestalten entlarven ihr mittlerweile verinnerlichtes faschistisches Stereotypendenken selbst, indem die ihnen in den Mund gelegten rassistischen und ideologischen Schlagworte immer mehr an Überzeugungskraft verlieren.

Von den meisten Mitarbeitern der Kranzbinderei wird Boris als „der“ – oder: „dieser Russe“ bezeichnet, wobei die Nationalität als Hauptidentifikations- beziehungsweise Unterscheidungsmerkmal des Fremden vorgeschoben wird. Den vom Nationalsozialismus beeinflussten rassistisch-ideologischen Gehalt solcher Bezeichnungen meint Böll, wenn er in einem Interview bemerkt: „Schon indem Sie sagen: ‚ein Russe‘, kommt das Vorurteil hoch“²⁹⁶. Offensichtlich aus diesem Grund werden Boris Koltovski und Pjotr Bogakov vom Verf. „Sowjetmenschen“ genannt; im Vergleich zu der eher negativ aufgeladenen Bezeichnung „der/die Russe(n)“, da sie meistens den nationalsozialistisch eingestimmten Personen in den Mund gelegt wird, wirkt die letztere neutral beziehungsweise bewußt anti-ideologisch, denn als ‚sowjetisch‘ wurde in der damaligen Bundesrepublik das Staats- und Gesellschaftssystem bezeichnet, dem man nur Funktionalisierte, nicht aber bloße Menschen zuschrieb. Außerdem geht aus dem humanistischen Konzept des Romans hervor, daß der inhaltliche Akzent auf dem zweiten Teil des Kompositums – Sowjetmensch(en) – liegt. (Hervorhebung von mir – G.M.)

Und noch unter einem Aspekt ist die auf unterschiedlichen Ebenen interpretierte und interpretierbare „Stunde der Tasse Kaffee“ für die vorliegende Stereotypenforschung von Interesse: Sie dokumentiert nämlich unter anderem die sprachliche Abgrenzung vom Fremden nach dem Gut-Böse-Schema: Die mehrfache, betonte Wiederholung der Personal- und Possessivpronomen „wir“, „uns“, „unser“ u.ä. hat zum Beispiel bei der nationalsozialistisch gesinnten Marga Wanft zum Ziel, eine eigene Überlegenheit hervorzuheben und zugleich Boris als Vertreter „minderwertiger Rasse“ und feindlicher Ideologie herabzusetzen:

²⁹⁶ Warum haben wir aufeinander geschossen, S. 87.

„Unsere (hier und weiter Hervorhebung in den Zitaten von mir – G.M.) Jungs draußen und froren und den Bolschewiken immer auf den Fersen ...], und der hockt da im Warmen und kriegt auch von dieser Nutte noch 1:3 Kaffee.“ (GmD, 186)

Für andere Romanfiguren ist die Betonung der Pronomina sprachlicher Ausdruck des nicht unbedingt bewußten Versuchs, in der allgemeinen Desorientierung der letzten Kriegsmonate zu persönlicher und sozialer Identität zu finden. In Pelzers Darstellung der „Stunde der Tasse Kaffee“ heißt es:

„... und was tut *unsere* Leni am ersten Tag, wo der Russe bei *uns* auftaucht? Sie schenkt dem Russen eine Tasse von *ihrem* Kaffee ein [...] aus *ihrer* Kanne in *ihre* Tasse ein und bringt ihm rüber...“ (GmD, 184)

– nach Werner Janssen „für einen Deutschen **eine** unmögliche Haltung von Leni“. Gerade deswegen fühlen sich die Zeugen dieser Szene mit der Selbstverständlichkeit von Lenis Tat konfrontiert: Da man alles aus politischer Sicht betrachtet, wird sie von ihnen nicht als ein Akt zwischen zwei Menschen wahrgenommen, sondern als solcher zwischen einer Deutschen und einem sowjetischen Kriegsgefangenen. Gerade das Gegenteil zur erwartenden politisch und ideologisch ‚korrekten‘ Abgrenzung vom Fremden demonstriert Leni durch ihre spontane Geste; diese wird darüber hinaus dadurch bemerkenswert, daß sie „diesem Sowjetmenschen eine Demütigung erspart, einem deutschen Beinamputierten eine bereitet“ hat. (GmD, 190)

Eine deutliche Affinität zum ideologischen Stereotypendenken zeigt der alte Hoyser, der die im Roman oft wiederholte Wendung „Sowjetparadies in den Gräften“ erfindet. Seine Ironie und Verachtung eines Eigentümers gegenüber der Gemeinschaft von „asozialen“ Personen sind unverkennbar; sie beziehen sich offensichtlich sowohl auf die sozialen Gesetze des gemeinschaftlichen Lebens der kleinen Kommune, die sich um Leni und Boris gruppiert, als auch auf deren Ansiedlungsort.

Am krassesten kommen jedoch antisowjetische und antirussische Vorurteile in den Aussagen von Mitarbeitern der Kranzbinderei (Marga Wanft, Helga Schelf und Heribert Kremp) zum Ausdruck. Auch viele Jahre nach dem Krieg sind aus ihren Erinnerungen Haß und Feindlichkeit gegenüber „diesem Russen“ und Leni nicht verblaßt; wegen ihrer

Liebesbeziehung mit dem sowjetischen Kriegsgefangenen wird Leni immer noch aufs Größte beschimpft. Hier die Auslassungen von Marga Wanft im Gespräch mit dem Verf.:

„Die hätte ich gern mit geschorenem Kopf gesehen, und ein bißchen Spießbrutenlaufen hätte der auch nicht geschadet. Sich mit nem Russen einzulassen, während unsere Jungs an der Front waren und ihr Mann gefallen...“ (GmD, 161)

An der Figur von Marga Wanft kann man außerdem verfolgen, wie tief und langwirkend die Indoktrinierung der deutschen Bevölkerung durch die faschistische Ideologie sein kann – vor allem ihre Sprache dokumentiert den militanten Wortschatz aus der noch jüngeren Vergangenheit, den der Nationalsozialismus wiederbelebt hat: „geschorener Kopf“, „Spießbrutenlaufen“, „Prügel wäre die beste Entspannung gewesen“ (GmD, 161) – und die „Ehre“ (ebd) versteht sie zweifellos als die Würde einer deutschen Frau, deren Mann für das Vaterland kämpft.

Aus ihrem weiteren Monolog wird allerdings klar, daß ihr unfreundliches Verhalten gegenüber Leni auch persönliche Gründe hat: neben der Empörung über deren Humanität spricht hier der Neid einer unterschätzten Arbeiterin und Frau:

„... und *der* (Kursivschrift von H.B. – G.M.) wurde nach drei Monaten die Garnierungsgruppe übergeben und mir abgenommen. Nein. Ne Schlampe, sonst nichts – keinen Sinn für Ehre und immer mit ihrem aufreizenden Leib –, die hat alle Männer verrückt gemacht...“ (GmD, 161)

Die bürgerliche Moral von Lenis sozialer Umgebung, des Modells der deutschen Gesellschaft im Dritten Reich en miniature, in der seinerzeit die rassistisch-ideologischen Parolen des Nationalsozialismus einen Nährboden gefunden hatten, konnte ihr die Liebesbeziehung mit einem „slawischen Untermenschen“ nicht verzeihen: Mit harten Beleidigungen wie „Kommunistenhure“ und „Russienliebchen“ stößt sie Leni in den existentiellen Abgrund. Der Inhalt dieser Schimpfworte wird klarer, wenn man die aktuelle außenpolitische Situation der Erzählgegenwart Ende der 60er Jahre in Betracht zieht: In der Ablehnung der neuen Ostpolitik Willi Brandts und dem entsprechenden Erstarken neo-nazistischer Kräfte kommen ideologische und nationale Vorurteile der jüngsten Vergangenheit erneut hoch. Jedoch zeigt sich in den Beschimpfungen lediglich der offensichtliche prachliche Affekt gegen Leni. Ein tiefer liegender Grund hierfür besteht in ihrer absoluten Unfähigkeit zum kapitalistischen

Profitdenken, das die ganze bürgerliche Gesellschaft durchdringt – um ihren Geliebten mit Lebensmitteln und Zigaretten zu versorgen, verpfändet Leni ohne langes Nachdenken das Elternhaus, aus dem sie später vom ‚echten‘ Kapitalisten Hoyser exmittiert wird – ein deutliches Symbol für die gesellschaftliche Ausweisung Lenis. Der Aspekt der Kapitalismuskritik Bölls wäre in unserem Zusammenhang nur dann weiter zu verfolgen, wenn der Roman die zugrundeliegende These Lenins vom Faschismus als der höchsten Stufe des Kapitalismus näher behandelte, was aber nicht der Fall ist. Das wäre dann ein anderes Thema.

Die feindliche Einstellung der Marga Wanft dem Liebespaar und Leni gegenüber, ihr Wortschatz, der aus den Zeiten des Dritten Reiches stammt und an Kasernenvokabular grenzt, ihr wenig anziehendes Erscheinungsbild – „streng, fast unnahbar, knappmündig, als spucke sie dauernd“ (GmD, 161) wirkt sie auf den Verf. – machen ihre Figur für den Verf. ziemlich unsympathisch. Im Inneren ist sie die geblieben, die dreißig Jahre zuvor aus ihren schmalen Lippen gelegentlich ein böses Wort hinaus“spuckt“. An ihrer Gestalt läßt sich die destruktive Auswirkung des Nationalsozialismus samt allen rassistisch-ideologischen Vorurteilen auf das Schicksal eines Individuums aufzeigen.

Für das Thema „Das Bild von Rußland und Russen“ ist nicht zuletzt die Ironie in der Darstellung der Figuren und im Kommentar des Verf. ein aufschlußreiches Indiz. Sie steigert sich oft zur Groteske, wenn an sich sehr ernste Themen wie rassistische und ideologische Stereotypen des Nationalsozialismus, wie sie einige Mitarbeiter der Kranzbinderei äußern, zur Sprache kommen. Der zwischen der ironischen Darstellungsweise und dem Ernst des Themas einerseits, und absoluter Humorlosigkeit der betroffenen Figuren andererseits hergestellte Kontrast erfüllt eine doppelte Funktion: Der Leser wird zunächst auf die Problemstellung aufmerksam gemacht und dann zum Nachdenken angeregt; die Ironie als Mittel der Leserlenkung dient dazu, die nationalsozialistische Ideologie zu entblößen.

Ebenso abstoßend wie Marga Wanft wirkt die Gestalt eines anderen überzeugten Nationalsozialisten, Heribert Kremp, der auch in der Kranzbinderei von Walter Pelzer bis zu seinem Tod kurz vor Ende des Krieges arbeitet. Nicht nur wegen seines Äußeren: Das von ihm einzig gebliebene Foto „zeigte einen (dem Verf.) wenig sympathischen Menschen, breitmündig und mit kurzer Stirn...“ (GmD, 154) Bereits bei seinem ersten Auftritt im Roman – in der Szene

mit der Tasse Kaffee – läßt Kremp sein feindliches Verhalten gegenüber dem sowjetischen Kriegsgefangenen deutlich spüren, indem er mit seiner abgeschnallten Beinprothese Boris die von Leni eingereichte Tasse Kaffee aus der Hand schlägt. Mit brillanter Ironie entblößt der Verf. die Engstirnigkeit und mangelnde Bildung des scheinbar nur zur Aneignung des primitiven nationalsozialistischen Gedankenguts fähigen Kremp. Sehr charakteristisch ist in diesem Zusammenhang eine Passage, in der Kremp mühsam versucht, herauszufinden, ob Georg Trakl, der Autor der von Boris vorgetragenen Gedichte ein Bolschewik sei (GmD, 219) In Margrets Darstellung dieser karikierten Episode heißt es:

„Das hat den Nazi wieder auf die Palme gebracht, weil ein Bolschewik da deutsche Gedichte besser kannte als er – er hat sich bei der Parteileitung oder so erkundigt und gefragt, ob dieser Trakl denn ein Bolschewik gewesen sei, und man hat ihm wohl gesagt, der sei in Ordnung. Und obs in Ordnung sei, daß ein Sowjetrusse, ein Untermensch, ein Kommunist, diesen Trakl so gut kenne, da hat man ihm wohl gesagt, heiliges deutsches Kulturgut gehöre wohl nicht in den Mund von Untermenschen.“ (GmD, 219)

In diesem kleinen Textausschnitt konzentrieren sich bezeichnenderweise die Grundbegriffe der nationalsozialistischen Ideologie: Ganz im Geist der antisowjetischen Propaganda bringt Kremp die Ideologie und Rassenlehre auf einen Nenner nach der Formel: „Sowjetmenschen“ gleich „Kommunisten“ oder „Bolschewiken“ gleich „Untermenschen“. Doch diese Auseinandersetzung muß er als Einziger, der gegen Boris‘ Singen abstimmt hat, verlieren. In seinen konsequenten Versuchen, den sowjetischen Kriegsgefangenen zu demütigen, bleibt er ebenfalls ohne Unterstützung, da die beiden ‚gleichgesinnten‘ Damen offene Auseinandersetzungen mit dem neuen Mitarbeiter vermeiden.

Während die nationalsozialistischen Mitarbeiter der Gärtnerei offen ihre Feindlichkeit gegenüber dem sowjetischen Offizier demonstrieren, kann die Gegenreaktion des letzteren angesichts seiner Gefangenenlage nicht direkt zum Ausdruck kommen. Die bemerkenswerte Fähigkeit Bölls, über ernste Dinge mit Ironie zu sprechen und diese auf solche Weise noch stärker ins entlarvende Licht zu rücken, zeigt sich wieder in der Darstellung der gegenseitigen Verhältnisse in der Kranzbinderei. Der Autor läßt Lenis Geliebten gewisserweise sich revanchieren, indem er alle drei Figuren im Produktionsprozeß dem sowjetischen „Untermenschen“ praktisch unterstellt, allerdings ohne daß sie es merken. Beinahe grotesk wirkt die Textpassage, in der über Boris‘ Singen abgestimmt wird. Nicht die Naivität des Russen, dem plötzlich einfällt, bei der Arbeit zu singen, wird hier zum Objekt der Ironie,

sondern vielmehr die Situation selbst, wo ein sowjetischer Kriegsgefangener in einer Friedhofsgärtnerei mit „kriegswichtigem“ Status bei der Arbeit deutsche Lieder und Gedichte vorträgt, nur weil es ihm, nach seinem ungekünstelten Geständnis, Freude macht (GmD, 222): Böll läßt ihn 1944, als die Niederlage der deutschen Wehrmacht schon offensichtlich ist, Brechts Mahagonny-Song vortragen.

Das Thema der nationalen Vorurteile kommt im Roman erneut zum Ausdruck im Zusammenhang mit der „zweiten Truppenbesichtigung“ (GmD, 232) Lenis. Diese hat zum Ziel, die Einstellung ihrer Umgebung über die Beziehung einer Deutschen zu einem sowjetischen Kriegsgefangenen zu erforschen, den sie als Vater ihres Kindes legitimieren will. Boris wird anonym und probeweise als Angehöriger unterschiedlicher europäischer Nationalitäten ausgegeben. Hier die Befragungsergebnisse in Margrets Darstellung:

„Sie fing mit einem deutschen Mädchen an, das was mit einem Engländer, einem Gefangenen, gehabt hatte, und obwohl das Ergebnis schon niederschmetternd war – die meisten Leute waren für erschießen, sterilisieren, aus der Volksgemeinschaft ausstoßen usw. – probte sie auch noch den Franzosen, der ‚als Mensch‘ besser wegkam, als erwägenswerter Liebhaber [...] ein Schmunzeln erntete, dann aber doch als ‚Feind‘ ganz und gar abgelehnt wurde. Und doch mußte sie auch noch ihren Polen und ihren Russen vorführen, oder besser gesagt zum Fraß hinwerfen, und da war kein Urteil unter ‚Kopf kürzer machen‘. Im engeren Familienkreis [...] waren die Auskünfte natürlich offener, ehrlicher, nicht so politisch. Marja war erstaunlicherweise sogar für Polen, weil sie ‚schneidige Offiziere‘ in ihnen sah, Franzosen fand sie ‚verderbt‘, Engländer als Liebhaber wahrscheinlich unbrauchbar – Russen undurchsichtig...Lotte war der gleichen Meinung wie ich, daß das alles Stuß [...] war. [...] Lotte stellte fest, daß Marja und ihre Eltern zwar nicht frei von nationalen, aber völlig frei von politischen Vorurteilen waren. Franzosen wurden als sinnlich, aber blutsaugerisch, Polen als charmant und temperamentvoll, aber treulos, Russen als treu, treu, sehr treu bezeichnet – aber in der gegenwärtigen Situation hielten alle, auch Lotte, es ‚für mindestens gefährlich, mit einem westlichen, für lebensgefährlich mit einem östlichen Europäer was anzufangen‘.“ (GmD, 233 f.)

Die Vorstellungsbilder über Nationalitäten in Lenis Verwandten- und Bekanntenkreises mögen den heutigen Leser überraschen; sie lassen sich teilweise begründen erst vor dem Hintergrund der nationalsozialistischen Indoktrinierung breiter Bevölkerungsschichten, die maßgeblich diese vernichtenden Vorurteile beeinflusste. Daß derartige Auslassungen im Dritten Reich eventuell vorherrschend, jedoch nicht unbedingt allgemein verbindlich waren, zeigen im Roman die zitierten Aussagen von Angehörigen der Familie Lenis. Daraus wird ersichtlich, daß die Charakteristiken eher Einschätzungen völkerpsychologischer und subjektiver Art enthalten, deren Quellen sich nicht mehr feststellen lassen; entscheidend ist hierfür, daß zumindest der rassistische und ideologische Aspekt außer Kraft gesetzt wird.

Bemerkenswerterweise erklären sich Margret und Lotte für frei von vorgefassten Meinungen: „Ein Mann ist ein Mann“, resümiert Lotte, und Margrets Schlußwort, bezogen auf das ganze „Getümmel“ um nationale und politische Vorurteile, heißt „Stuß“. (GmD, 233) Damit wird erneut ein Exempel dafür geliefert, daß von der Leistungsgesellschaft als ‚asozial‘ verpönte Personen, die ebenfalls wie Fremde in die abgründige Existenz auszustoßen sind, mehr menschliche und christliche Toleranz zeigen, als ihre (klein)bürgerliche Umgebung. Es bleibt allerdings fraglich, ob man tatsächlich frei von nationalen und ideologischen Stereotypen sein kann, bedenkt man den aktuellen Standpunkt der modernen Stereotypenforschung. Daß der Autor das Thema nationaler, politischer, aber auch sozialer, religiöser und moralischer Vorurteile anspricht, diese seinen Charakteren als negative Vorurteile in den Mund legt, um sie als solche zu entlarven, spricht für seine klare Absicht, ihnen mit literarischen Mitteln entgegenzuwirken. Grundsätzlich ist aber für den ganzen Roman festzuhalten: Böll operiert mit starken, ironisch und satirisch verstärkten Kontrasten. Negative Wertungen erscheinen vor allem deshalb als solche, weil die Liebe zwischen Leni und Boris sakramental und märchenhaft überhöht ist – und mit ihrem Sohn Lev bilden sie eine heilige Familie.

Eine markante Diskrepanz zwischen Bildung und Naivität weist im Roman die Figur des promovierten Slawisten Dr. Scholsdorff auf. Er repräsentiert die literarische Bildung, speziell die Vertrautheit mit der großen russischen Literatur und ergänzt so das Ensemble der Figuren im Roman *Gruppenbild mit Dame* um eine charakteristische Nuance.

An der Figur von Dr. Scholsdorff findet die These, daß die Aufgeschlossenheit gegenüber dem Literarischen eine gewisse Sensibilität zur Voraussetzung hat, eine erneute Bestätigung. Ähnlich wie die „Dichter“ Erhard und Boris ist er „extrem zart, sensibel und nervös“. (GmD, 139) Im nationalsozialistischen Deutschland kann er in der abseitigen Position eines Finanzbeamten seine Leidenschaft für die russische Literatur des neunzehnten Jahrhunderts realisieren, die allerdings groteske Dimensionen annimmt. Die „reine“, in seiner Fragilität verkörperte Naivität bringt Dr. Scholsdorff dem Kreis der alternativen Gesellschaft um Leni herum näher; seine literarischen Vorlieben verstärken die seelische Verwandtschaft mit den aus und von der Profitgesellschaft ausgestoßenen Romanfiguren. Da die bildungshumanistischen Traditionen der russischen Klassik mit der Ideologie des Dritten Reiches vollkommen unvereinbar sind, findet er Zuflucht in der fiktiven Welt seines

literarischen Personals. Der Literaturliebhaber erbringt eine Art „Leistungsverweigerung“, indem er empört den Militärdolmetscherdienst ablehnt und stattdessen eine Finanztätigkeit aufnimmt:

„Sollte ich etwa Unteroffiziers- oder auch Generalsdeutsch ins Russische übersetzen? Sollte ich diese mir heilige Sache entwürdigen, in ein praktikables Aushorchvokabular verwandeln? Nie!“ (GmD, 139)

Bei einer Routinekontrolle entdeckt er eine von einem Slawisten-Kollegen gefälschte Liste „bezahlter, aber nicht existierender ‚Fremdarbeiter‘“ (GmD, 138) in einer vom alten Gruyten gegründeten Baufirma. Die Grotteske der Situation besteht darin, daß die Namen der Arbeiter Autoren und Figuren der russischen Klassik entnommen sind und mit ihnen Gogols „Tote Seelen“ als Subtext nachgespielt wird. Dr. Scholsdorff, der „das gesamte Personal der russischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts kannte, liebte, interpretierte“ (GmD, 140) ist mehr über deren nominelle Erniedrigung empört als über die Machinationen des deutschen Großunternehmers:

„Es brannte durch: Lermontov als Sklave der deutschen Bauindustrie in Dänemark! Puschkin, Tolstoi, Rasumichin und Tschitschikow – betonmischend und Graupensuppe essend. Gontscharov, gemeinsam mit seinem Oblomov mit der Schippe in der Hand!“ (GmD, 141)

Trotz tiefster humanistischer und philologischer Empörung zeigt Dr. Scholsdorff Hubert Gruyten nicht an; zum „Tote-Seelen-Skandal“ (GmD, 138) kommt es, weil Dr. Scholsdorffs Mahnbrief entdeckt wurde. Die Geschichte erreicht ihren Höhepunkt vor Gericht, wo ein lebhafter literarischer Streit zwischen beiden Slawisten ausbricht. „Alle, alle hast du sie verraten, nur deinen Turgenjev und deinen Tschechov nicht!“ (GmD, 142) wirft Dr. Scholsdorff wütend seinem Kollegen vor. Im Mittelpunkt der kritischen Darstellung des Erzählers steht die Figur des anderen Slawisten Dr. Henges, der seine Russisch-Kenntnisse in den Dienst der Wehrmacht stellt und für den alten Gruyten gegen Bezahlung eine Liste erfundener Fremdarbeiter mit den Namen aus der russischen Literatur anfertigt, seinem Fachgebiet jedoch „treu“ bleibt. Der Erzähler erlaubt sich ein ironisches Spiel mit den Werturteilen über den Slawisten Dr. Scholsdorff: Die „Leistungsgesellschaft“ sieht in ihm „einen weltfremden, halbverrückten Philologen“ (GmD, 140), dessen philologische Kenntnisse und Akribie aber dazu führen, daß „Finanzbeamte mit literarischer Bildung sich durchaus als

nützlich und staatsfördernd erweisen“. (GmD, 143) Schließlich entblößt monatelanges reibungsloses Funktionieren der literarisch-bauwirtschaftlichen Affäre auf frappante Weise die mangelnde Allgemeinbildung der Beamten des deutschen Kriegswirtschaftssystems, denen die literarische Herkunft der Namen von Fremdarbeitern nicht aufgefallen ist. Ähnliche Bildungslücken weist Hubert Gruyten auf, der gleichgültig die angefertigte Namensliste akzeptiert; daß er in seinem Leben kein Buch gelesen haben mag, stört weder ihn noch die Profitgesellschaft, in der er zum erfolgreichen Bauunternehmer wird.

5.1. Zusammenfassung

Die Beziehung zwischen Leni Pfeiffer und Boris Koltowski als erzählerischer Mittelpunkt des Romans läßt sich auf unterschiedlichen Ebenen interpretieren. In dieser Liebesgeschichte sind die Hauptthemen des Böllschen Werkes – Liebe, Religion und Krieg – aufs engste verflochten; sie reflektiert Bölls Verständnis der genannten Aspekte des menschlichen Daseins. Zum einen ist Lenis und Boris‘ Liebe als Verwirklichung humanistischer Ansätze auszulegen; durch das kompositorisch zentral disponierte Ereignis – die „Stunde der Tasse Kaffee“ – macht Leni den sowjetischen Kriegsgefangenen zum „Menschen“. Im öffentlich-politischen Kontext gesehen wird die Liebe von Leni und Boris zum Mittelpunkt einer neuen Gesellschaft, die nach den Gesetzen der Liebe, Menschlichkeit und einer anderen, dogmenfreien humanistischen Religion zu leben versucht.

Im Laufe der Erzählung häufen sich die Zeugenaussagen über die Liebesbeziehung im allgemeinen und über Boris speziell; seine Figur wird mit zahlreichen Details komplettiert, die ihn jedoch nicht realistischer wirken lassen. Außerdem existiert er nur in subjektiven Erinnerungen der Befragten. Diese Tatsache sowie die zunehmende Sakralisierung des Liebespaares führen dazu, daß die Figur von Boris noch abstrakter als die Lenis erscheint. Dies ist aber eine gewollte Abstraktion und Typologisierung, die auf das Gesamtkonzept des Romans, das unter dem Zeichen der Böllschen neu-christliche Metaphysik steht, zurückzuführen ist. Daß ein gefangener Offizier der Roten Armee zum Protagonisten gewählt wird, daß er zusammen mit Leni den Mittelpunkt einer alternativen Gesellschaft bildet und zum ‚besseren Christen‘, besseren Menschen stilisiert wird, bedeutete Anfang der 70-er Jahre

eine enorme öffentliche Herausforderung. In den Figuren der sowjetischen Kriegsgefangenen Boris Koltowski und Pjotr Bogakov spricht Böll als einer der ersten die bisher teilweise oder völlig verschwiegenen oder aber verschönt dargestellten Themen an, nämlich die Behandlung und den Einsatzes der Zwangsarbeiter, speziell sowjetischer Kriegsgefangener, in der Wirtschaft des Dritten Reichs. Oft steht seine Meinung im Gegensatz zur öffentlichen Sicht dieser Probleme; unkonventionelle, widersprüchliche, gegen soziale, religiöse und moralische Normen der bürgerlichen Gesellschaft verstoßende Denk- und Verhaltensweisen zeigen insbesondere die Romanfiguren aus dem Freundeskreis Lenins.

In den Figuren des Dr. Scholsdorff und Boris Koltowski wird letztlich ein positiver Gegenstereotyp deutsch-russischer Beziehungen konstruiert: Scholsdorff tritt als Deutscher für die russische Klassik gegen die Nazis ein, Boris als Russe für die deutsche Literatur – ebenfalls gegen die Nazis, so daß Bölls Botschaft zu erschließen ist: Die wahre völkerverbindende und Vorurteile überwindende Kraft ist die Literatur und der humanistische Autor ist ihr Agent. In den Jahren des Kalten Krieges soll der Roman den Ansatz neuer Ost-West-Politik kennzeichnen. Daß die gegenseitige Völkerverständigung und -versöhnung mit – unter anderem – literarischen Mitteln möglich ist, daß der Literatur eine bedeutende Rolle zukommt, erstarrtes, vorurteilbehaftetes Denken in den Beziehungen zwischen den Nationen umzuwandeln, davon zeigt sich der Schriftsteller und Mensch Heinrich Böll überzeugt.

Schlußbemerkungen

Wie sahen die Deutschen Rußland und russische Menschen seit Anbeginn der gegenseitigen Beziehungsgeschichte bis in die Gegenwart hinein? Sind die Grundzüge dieses Bildes im wesentlichen konstant geblieben oder unterlag es im Laufe der Zeit gravierenden Änderungen, die von einem jeweils neuen, für eine bestimmte Epoche gültigen Rußlandbild sprechen lassen? Welche alte und neuere Meinungsbilder vom östlichen Nachbarn fanden Eingang in ausgewählte Werke der deutschen Prosaliteratur 1943-1973 und wie gingen die jeweiligen Autoren mit diesen und eigenen Rußlandbildern und rußlandbezogenen Stereotypen um? Welcher Stellenwert kommt den Bildern von Rußland und Russen in der Gesamtstruktur der Texte zu? – so lauteten die Ausgangsfragen der vorliegenden Studie. Im Bemühen um einen möglichst repräsentativen Überblick über sprachlich kanonisierte Rußlandbilder wurden zur Untersuchung fiktive und nicht fiktive Texte mehrerer Gattungen vorgeschlagen, die das Thema Rußland und russische Menschen aus verschiedenen Blickwinkeln, mit unterschiedlichem Grad der Intensität, Fiktionalisierung und emotionaler Aufladung behandeln und es mit den verschiedensten stilistischen Mitteln zum Ausdruck bringen. Dabei ging es weniger darum, eine erschöpfende Textauswahl zusammenzustellen, sondern vielmehr um den Versuch, literarische Bilder von Rußland und Russen in der Bandbreite unterschiedlicher Darstellungsweisen anzubieten. Das Inhaltliche überwog naturgemäß in der vorliegenden Untersuchung, da es sich bei den besprochenen Büchern nur zum geringeren Teil um literarische Kunstwerke (*Gruppenbild mit Dame*, *Moskauer Novelle*, *Uns geht's ja noch gold*), vielmehr um Trivialromane (*Soweit die Füße tragen*, *Der Arzt von Stalingrad*), autobiographische Berichte (*Die unsichtbare Flagge*, *Namen, die keiner mehr nennt*, *Die Revolution entläßt ihre Kinder*) sowie um dokumentarische Zeugnisse (*Echolot*) handelt. Entscheidend für meine Perspektive war das „Bild“, das deutsche Autoren von Russen und Rußland entwerfen – jenes Fremdenbild, das durch Traditionen, Vorurteile und Propaganda – und nur gelegentlich durch eigene Erfahrung – entstand.

Eins ist diesen Texten gemeinsam, wie die Ergebnisse dieser sowie anderer Studien²⁹⁷ zeigen: Es ergibt sich – für welchen Zeitraum auch immer – kein einheitliches Rußlandbild, sondern

²⁹⁷ z.B.: Donal O'Sullivan: Furcht und Faszination. Deutsche und britische Rußlandbilder 1921-1933. Köln, Weimar, Wien 1996. Zugl.: Bonn, Univ., Diss. 1995.

eine Fülle von Bildern, die einerseits zeittypischen, überindividuellen Einflüssen, nämlich Begebenheiten, Interessen und Ideen historischer, politischer, gesellschaftlicher und kultureller – speziell literarischer – Art, andererseits der Eigenperspektive und dem Erzählstil des jeweiligen Autors verpflichtet sind. Sieht man von stilistischen Besonderheiten und Absichten der Schreibenden ab, lassen sich in den untersuchten Texten einige wiederkehrende Züge bei der Darstellung Rußlands und der Russen feststellen, die ihren Ursprung sowohl im literarischen als auch im historischen Kontext haben. Sehr oft handelt es sich dabei um Charakteristiken, die seit längerer Zeit im öffentlichen Bewußtsein der Deutschen existieren und je nach Intention und persönlichen Bildern des jeweiligen Verfassers sowie historischen Bedingtheiten fast immer affektiv bewertet und damit meistens stereotypisierend ins „positive“ oder „negative“ Licht gerückt werden. Damit findet die These, daß bei der Änderung des Charakters der Beziehungen zwischen den Ländern sich weniger die zugeschriebene Charakteristik selbst, als vielmehr ihre Interpretation wandelt, zumindest partielle Bestätigung. So werden sowohl implizit als auch explizit dargestellte Eigenschaften wie beispielsweise Güte, Offenherzigkeit, Hilfsbereitschaft und Gastfreundschaft der einfachen russischen Menschen zum Beispiel im Roman *Soweit die Füße tragen* von J. M. Bauer als Merkmale der Einfalt, Naivität und Primitivität ihrer Träger gedeutet. Ebenfalls unterschiedlichen Bewertungen unterliegen Unbeständigkeit, Spontaneität und Widersprüchlichkeit als Merkmale der „russischen Natur“, die in den behandelten Texten von H. G. Kosalik, Ch. Brückner und W. Kempowski zur Sprache kommen: Werden aber im Bauerschen Fluchtepos diese Charaktermerkmale mit dem Kindhaften, Unreifen in Verbindung gesetzt und auf eine technisch-zivilisatorisch-kulturelle Rückständigkeit der russischen Nation zurückgeführt, steht bei Christa Wolf gerade das Kindliche, Jugendliche des „russischen Wesens“ in der Tradition vieler deutscher Aufklärer als Symbol für die Zukunftsträchtigkeit, für die zu entfaltende schöpferische und geistige Potentialität des russischen beziehungsweise sowjetischen Volkes.

Die ambivalente Interpretation gleicher oder ähnlicher Züge der Rußlandbilder in den untersuchten Texten weist ferner auf den stark zugenommenen Einfluß des ideologischen Faktors bei der literarischen Darstellung des östlichen Nachbarn im 20. Jahrhundert hin: Mit der Etablierung der sozialistischen Staatsformation in Rußland ergibt sich in der deutschen,

aber auch in der gesamtwestlichen Öffentlichkeit die Notwendigkeit, bei der Beschäftigung mit dem Thema Rußland das persönliche Verhältnis zum Kommunismus zu bekennen. Die rassistische, antibolschewistische und antisowjetische Ideologie des Dritten Reiches, die Gründung zweier Staaten auf deutschem Boden nach dem Zweiten Weltkrieg und die darauf folgende rasante Abkühlung der Verhältnisse zwischen Ost und West trugen maßgeblich zu einer immer stärkeren Polarisierung der Rußlandbilder bei, die in der Literatur beider Teile Deutschlands ihren Niederschlag fand. Die untersuchten Texte von Ch. Wolf einerseits, von J. M. Bauer und G. H. Konsalik andererseits liefern exemplarische Beispiele dafür, inwieweit kulturpolitische und ideologische Konzepte – im Osten der sozialistische Realismus, im Westen der Existenzialismus – für einseitige, stereotypisierte Darstellungen der Sowjetunion verantwortlich zu machen sind.

An diese beiden Thesen knüpft die Diskussion um die Freund- und Feindbilder an, die im Spektrum der untersuchten Titel folgende Ergebnisse zeitigte. Mit Ausnahme des Romans *Der Arzt von Stalingrad* von H. G. Konsalik, in dem stark überzeichnete Feindbilder von Sowjetrußland und sowjetischen Menschen massenhaft in Erscheinung treten, wird in den meisten anderen Texten zwischen den stereotypen Feindbildern und situativen Bildern vom realen Feind differenziert, wobei die letzteren nicht unbedingt negativen Beurteilungen erliegen; bei P. Bamm, Ch. Brückner, aber auch in dokumentarischen Zeugnissen aus dem Sammelband *Echolot* ist eher das Gegenteil festzustellen. Entscheidend hierfür wie auch für viele andere Aspekte der Darstellung Rußlands und der „Russen“ ist die Perspektive des Autors, die Frage, wie er das Verhältnis zum fremden Land und seinen Menschen im Bezugsrahmen der aktuellen gesellschaftspolitischen Situation gestaltet sehen will. Daß eine derart intendierte Darstellungsweise sehr spezifische, sogar skurrile Formen annehmen kann, wird aus dem Roman *Gruppenbild mit Dame* ersichtlich: Mit seiner eigenartigen, provozierenden, negative Stereotype und Vorurteile auflösenden Darstellung des Russischen wollte Heinrich Böll die neue Ostpolitik der Bundesregierung unterstützen. Das Problem der Feindbilder kann aber nicht befriedigend gelöst werden, indem das feindliche Fremde – selbst aus guten Vorsätzen – durchweg mit einem positiven Vorzeichen dargestellt wird. Welche Wirkungen solche vermeintlichen Freundbilder haben können, zeigt die idealisierte und ideologisierte Darstellung der Sowjetunion in der Literatur der DDR, die insbesondere in den Schichten des deutschen Lesepublikums, die sich mit der historischen Wirklichkeit

konfrontiert sahen, unbeabsichtigte Gegenreaktionen auslöste. Der neuere Fremdenbilder-Diskurs verabschiedete sich von der bisherigen wenig effizienten und kaum sinnvollen literarisch-ideologischen „Bekämpfung“ der Feindbilder. In Erkenntnis der sozialpsychologisch bedingten starken Resistenz gegenüber einer Korrektur der verinnerlichten Feindbild-Stereotypen durch eine Auseinandersetzung mit der fremden Realität akzeptiert man nun ihre Existenz und plädiert für einen anderen Umgang mit ihnen.

In der Auseinandersetzung mit dem Problem der literarischen Darstellung des Fremden wird notwendig die Darstellung des Eigenen angesprochen. Der imagologische Ansatz der vorliegenden Studie erforderte, daß nicht nur auf die Qualität der Fremdbilder, sondern auch auf die Möglichkeiten der Reflexion der Eigenbilder im Spiegel des Fremden geachtet werden sollte. Zu hinterfragen war, wieweit eine Darstellung fremder Kultur geeignet ist, nicht nur diese aufzuklären – wenn sie es denn überhaupt leistet –, sondern im Medium des Fremden zur Selbstaufklärung des Lesers beizutragen, weil erst auf der Ebene der Selbstaufklärung das kulturelle und politische Ziel imagologischer Analysen erreicht werden kann: Im Eigenen die mentalen Voraussetzungen zur Anerkennung des Fremden als eines Anderen zu schaffen. Nur wenige der untersuchten Texte (*Gruppenbild mit Dame*, *Unsichtbare Flagge*, *Uns geht's ja noch gold*) boten dem Leser solche Möglichkeiten durch eine selbstkritische, distanzierte Darstellung des Fremden, die eine emotional und ideologisch gesteuerte Argumentation verhinderte.²⁶⁴ Im Allgemeinen aber wurde allerdings keine eindeutige Dominanz des verbreiteten Modells „negatives Fremde“ – „positives Eigene“ festgestellt.

Die Frage, ob die Große Sozialistische Oktoberrevolution 1917 grundsätzliche Änderungen der bisherigen deutschen Vorstellungen zur Folge hatte, so daß man von einem völlig neuen Rußlandbild, und zwar vom Bild der Sowjetunion sprechen darf, kann meines Erachtens nur unter Vorbehalt bejaht werden. Zweifelsohne brachte die sozialistische Umwälzung im Osten neue, spezifische Züge in die existierenden Rußlandbilder der Deutschen hinein, die auch Eingang in die Literatur fanden. Es handelt sich dabei vor allem um die Bilder des großangelegten sozialistischen Aufbaus, der tiefgreifenden Umgestaltung aller Bereiche des politischen, sozialen und kulturellen Lebens, die als Höhepunkt einen neuen Typus Mensch, nämlich den *Sowjetmenschen*, herausbilden sollte. Unter dieser Perspektive läßt sich durchaus

²⁶⁴ Aus dem letzteren Grund können die Texte von Christa Wolf und Gisela Karau nicht dazu gezählt werden.

von einem spezifischen Bild der Sowjetunion sprechen, wie es zum Beispiel in der *Moskauer Novelle* von Christa Wolf auf besonders signifikante Weise zum Ausdruck kommt. Gleichzeitig soll man aber auch der Tatsache Rechnung tragen, daß in den trivialisierten Texten von Konsalik und Bauer überlieferte negative Stereotype vom rückständigen, halbasiatischen Land und seiner unterdrückten, sittenlosen, unkultivierten Bevölkerung wie eine Folie auf die Bilder vom neuen Rußland gelegt werden und diese verzerren.

Warum aber wandern überlieferte, oft willkürlich aus Angst, Mißtrauen und Unwissen entstandene Bilder von Rußland und Russen mit erstaunlicher Kontinuität bis in die jüngste Zeit hinein? Warum finden einige Grundzüge der traditionellen, meist negativ geprägten deutschen Vorstellungen, ohne kritisch revidiert oder relativiert zu werden, Fortsetzungen in neueren literarischen Texten? Hypothesen dazu können nach Th. J. G. Locher sein: 1. Die historischen Wandlungen haben die Grundlagen der russischen Wirklichkeit kaum nennenswert erschüttert, so daß sie über Jahrhunderte hinweg in ihren Hauptzügen dieselben geblieben ist; die Autoren geben sie lediglich in ihren Werken wieder. 2. Es kann aber auch daran liegen, daß sich die alten westlichen und damit auch die deutschen Vorurteile über Rußland und seiner Bevölkerung als besonders langlebig und kaum korrigierbar zeigen. 3. Schließlich spricht er von einer „schicksalhafte[n] Andersartigkeit der Mentalität“ oder „Grundverschiedenheit des Nationalgeistes“, die immer wieder ähnliche Reaktionsweisen der jeweiligen Partei bewirkt.²⁶⁵ Ein prägnantes Beispiel hierfür ist das im Kapitel 2 (Teil III) erwähnte unterschiedliche Verständnis der zaristischen Selbstherrschaft: Während sie im Westen als unvermeidliches Mittel zur Unterdrückung und Ausbeutung des russischen Volkes und ernsthafte Bedrohung für bürgerliche Freiheiten galt, war sie zumindest für einen großen Teil der Russen eine sakrale, gottgewollte Regierungsform. Es wäre mir allerdings auch am Ende dieser Untersuchung, die lediglich ein Versuch ist, an einige Aspekte des angesprochenen Problemkreises heranzugehen, zu gewagt, eine definitive Antwort auf die Frage nach den Ursachen der Langlebigkeit von Stereotypen in deutschen Rußlandbildern zu geben. Dafür wäre ein fachübergreifendes, aber auch sehr fundiertes Spezialwissen nötig. Ich kann mich jedoch dem Urteil von Th. J. G. Locher anschließen, daß die Wahrheit wohl nicht einseitig bei einer seiner drei Hypothesen zu finden sei, wobei die erste allerdings meiner Meinung nach kaum akzeptabel ist. Daß manche Fragen noch offen bleiben, soll die Forscher

²⁶⁵ Th. J. G. Locher: Das abendländische Rußlandbild, S. 29.

unterschiedlicher wissenschaftlicher Provenienz nicht entmutigen, in neuen Antworten neue Probleme aufzuwerfen, jedoch nicht als wissenschaftlichen Selbstzweck, sondern mit einem Ziel, durch imagologische Kritik die Fremd- und Selbstaufklärung soweit fördern zu können, daß sie einen Beitrag zu einer gelungenen interkulturellen Kommunikation leisten kann.

Literaturverzeichnis

Abkürzungen:

DaF = Deutsch als Fremdsprache
GuG = Geschichte und Gesellschaft
GWU = Geschichte in Wissenschaft und Unterricht
LWU = Literatur in Wissenschaft und Unterricht
MGM = Militärgeschichtliche Mitteilungen
NDL = Neue deutsche Literatur
WW = Wirkendes Wort
ZfLL = Zeitschrift für Literatur und Linguistik

Bamm, Peter: Die unsichtbare Flagge

1. Primärliteratur

Bamm, Peter: Die unsichtbare Flagge. Ein Bericht. 1. Auflage. München 1952.

2. Sekundärliteratur

Renner, Rolf Günter: Grundzüge und Voraussetzungen deutscher literarischer Rußlandbilder während des Dritten Reiches. In: Das Rußlandbild im Dritten Reich. Hg. v. Hans-Erich Volkmann. Köln, Weimar, Wien 1994, S. 387-420.

Riedler, Rudolf: Drei Gespräche. L. Rinser, P. Bamm, J.M. Simmel. Auer/Donauworth 1974.

Bauer, Josef Martin: Soweit die Füße tragen

1. Primärliteratur

Bauer, Josef Martin: Soweit die Füße tragen. München 1955.

Bauer, Josef Martin: Schweigsamer Eigensinn. Selbstporträt. In: Welt und Wort. Tübingen, 14 (1959), S. 77-78.

2. Sekundärliteratur

Lexika:

Kindlers neues Literaturlexikon. Bd. 2, München 1989, S. 321.

Cwojdrak, Günther: Die Zweite Literatur. In: Neue deutsche Literatur, 9 (1961), H. 5, S. 77-92.

Meidinger-Geise, Inge: Josef Martin Bauer. (Zum 60. Geburtstag) In: Welt und Wort. Tübingen, 16 (1961), S. 72-74.

Böll, Heinrich: Gruppenbild mit Dame

1. Primärliteratur

Böll, Heinrich: Gruppenbild mit Dame. Köln 1976.

Böll, Heinrich/ Wellershoff, Dieter: Gruppenbild mit Dame. Ein Tonbandinterview. In: Die subversive Madonna. Ein Schlüssel zum Werk Heinrich Bölls. Hg. und mit einem Vorwort von Renate Matthaei. Köln 1975, S. 141-155.

2. Sekundärliteratur

Balzer, Berndt: Einigkeit der Einzelgänger? In: Die subversive Madonna. Ein Schlüssel zum Werk Heinrich Bölls, hrsg. und mit einem Vorwort v. Renate Matthaei. Köln 1975, S. 11-33.

Bernáth, Árpád: Zur Stellung des Romans „Gruppenbild mit Dame“ in Bölls Werk. In: Die subversive Madonna. Ein Schlüssel zum Werk Heinrich Bölls. Hg. und mit einem Vorwort v. Renate Matthaei. Köln 1975, S. 34-57.

Bracht, Edgar: Das Bild der russischen Kriegsgefangenen und „Fremdarbeiter“ in Heinrich Bölls „Gruppenbild mit Dame“. In: LWU, 21.1988, S. 83-107.

Bruhn, Peter/Glade, Henry: Heinrich Böll in der Sowjetunion: 1952-1979. Einführung in die sowjetische Böll-Rezeption und Bibliographie der in der UdSSR in russischer Sprache erschienenen Schriften von und über Heinrich Böll. Berlin 1980.

Kaiser, Herbert: Die Botschaft der Sprachlosigkeit in Heinrich Bölls Roman „Gruppenbild mit Dame“. In: WW, 1978, H. 4, S. 221-232.

Lange, Victor: Erzählen als moralisches Geschäft. In: Die subversive Madonna. Ein Schlüssel zum Werk Heinrich Bölls. Hg. und mit einem Vorwort v. Renate Matthaei. Köln 1975, S. 100-122.

Nägele, Rainer: Heinrich Böll. Die große Ordnung und die kleine Anarchie. In: Gegenwartsliteratur und Drittes Reich. Hg. v. Hans Wagener. Stuttgart 1977. S. 183-204.

Ziolkowski, Theodore: Typologie und „Einfache Form“ in „Gruppenbild mit Dame“. In: Die subversive Madonna. Ein Schlüssel zum Werk Heinrich Bölls. Hg. und mit einem Vorwort v. Renate Matthaei. Köln 1975, S. 123-140.

Christine Brückner: *Jauche und Levkojen*

1. Primärliteratur

Brückner, Christine: Jauche und Levkojen. 5. Auflage. Berlin, Frankfurt am Main, Wien 1975.

Dönhoff, Marion Gräfin: *Namen die keiner mehr nennt: Ostpreußen – Menschen und Geschichte.*

1. Primärliteratur

Dönhoff, Marion Gräfin: Namen die keiner mehr nennt: Ostpreußen – Menschen und Geschichte. 3. Auflage. München 1991.

2. Sekundärliteratur

Alice Schwarzer: Marion Dönhoff: Ein widerspenstiges Leben. Köln 1996.

Peter Härtling: *Die Möhre*

1. Primärliteratur

Härtling, Peter: Die Möhre. In: Geh und spiel mit dem Riesen. Erstes Jahrbuch der Kinderliteratur. Weinheim, Basel 1971, S. 319-320.

Karau, Gisela: Großmutter mit der Pistole

1. Primärliteratur

Karau, Gisela: Großmutter mit der Pistole. In: Moskauer Begegnungen. Eine Anthologie. Berlin 1981. S. 7-15.

Kempowski, Walter: Das Echolot

1. Primärliteratur

Kempowski, Walter: Das Echolot. Ein kollektives Tagebuch. Januar und Februar 1943. München 1993.

2. Sekundärliteratur

Bartov, Omer: Extremfälle der Normalität und die Normalität des Außergewöhnlichen: Deutsche Soldaten an der Ostfront. In: Über Leben im Krieg. Kriegserfahrungen in einer Industrieregion 1939-1945, Reinbek 1989. S. 148-162.

Bartov, Omer: Von unten betrachtet: Überleben, Zusammenhalt und Brutalität an der Ostfront. In: Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt bis zum „Unternehmen Barbarossa“. Hg. v. Bernd Wegner. München, Zürich 1991.

Behrenbeck, Sabine: Heldenkult und Opfermythos. Mechanismen der Kriegsbegeisterung 1918-1945. In: Kriegsbegeisterung und mentale Kriegsvorbereitung. In: Kriegsbegeisterung und mentale Kriegsvorbereitung. Interdisziplinäre Studien. Hg. v. Marcel van der Linden u. Gottfried Mergner. Berlin 1991. S. 143-159.

Carp, Stefanie: Schlachbeschreibungen. Ein Blick auf Walter Kempowski und Alexander Kluge. In: Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944. Hg. v. Hannes Heer u. Klaus Naumann. 1. Auflage. Hamburg 1995. S. 664-681.

Das andere Gesicht des Krieges. Deutsche Feldpostbriefe 1939-1945. Hg. v. Ortwin Buchbender u. Reinhold Sterz. München 1982.

Fleischhauer, Ingeborg: Die sowjetische Außenpolitik und die Genese des Hitler-Stalin-Paktes. In: Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt bis zum „Unternehmen Barbarossa“. Hg. v. Bernd Wegner. München, Zürich 1991.

Förster, Jürgen: Hitlers Wendung nach Osten. Die deutsche Kriegspolitik 1940-1941. In: Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt bis zum „Unternehmen Barbarossa“. Hg. v. Bernd Wegner. München, Zürich 1991, S. 113-132.

Förster, Jürgen: Zum Rußlandbild der Militärs 1941-1945. In: Das Rußlandbild im Dritten Reich. Hg. v. Hans-Erich Volkmann. Köln, Weimar, Wien 1994, S. 141-164.

Geyer, Michael: Das Stigma der Gewalt und das Problem der nationalen Identität in Deutschland. In: Von der Aufgabe der Freiheit. Politische Verantwortung und bürgerliche Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Festschrift für Hans Mommsen zum 5. Nov. 1995. Hg. v. Christian Jansen. Berlin 1995, S. 673-698.

Heer, Hannes: Die Logik des Vernichtungskrieges. Wehrmacht und Partisanenkampf. In: Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944. Hg. v. Hannes Heer u. Klaus Naumann. 1. Auflage, Hamburg 1995, S. 104-156.

Hildermeier, Manfred: Geschichte der Sowjetunion 1917-1991. München 1998.

Hilger, Andreas: Deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion, 1941-1956. Kriegsgefangenenpolitik, Lageralltag und Erinnerung. Essen 2000.

„*Ich will raus aus diesem Wahnsinn.*“ Deutsche Briefe von der Ostfront 1941-1945 aus sowjetischen Archiven. Hg. v. Anatoly Golovchansky u. a. Wuppertal 1991.

- Klug, Ekkehard*: Das asiatische Rußland. Über die Entstehung eines europäischen Vorurteils. In: Historische Zeitschrift, Bd. 245 (1987), S. 265-289.
- Kopelew, Lew*: Fremdenbilder in Geschichte und Gegenwart. In: Russen und Rußland aus deutscher Sicht. 9.-17. Jahrhundert. Hg. v. Mechthild Keller. West-östliche Spiegelungen. Reihe A, Bd. 1. München 1985, S. 11-
- Latzel, Klaus*: Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung. Theoretische und methodische Überlegungen zur erfahrungsgeschichtlichen Untersuchung von Feldpostbriefen. In: MGM, 56 (1997), S. 1-30.
- Latzel, Klaus*: Tourismus und Gewalt. Kriegswahrnehmungen in Feldpostbriefen. In: Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944. Hg. v. Hannes Heer u. Klaus Naumann. 1. Auflage. Hamburg 1995. S. 447-459.
- Linden, Marcel, van der; Mergner, Gottfried*: Kriegsbegeisterung und mentale Kriegsvorbereitung. In: Kriegsbegeisterung und mentale Kriegsvorbereitung. Interdisziplinäre Studien. Hg. v. Marcel van der Linden und Gottfried Mergner unter Mitarbeit v. Herman de Lange. Bd. 61. Berlin 1991, S. 9-26.
- Lüdtke, Alfred*: Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen. Frankfurt a. Main, New York 1989.
- Meyer, Klaus*: Die russische Revolution von 1905 im deutschen Urteil. In: Rußland und Deutschland. Festschrift für Georg von Rauch. Hg. v. Uwe Liszkowski. Kieler historische Studien. Bd. 22. Stuttgart 1974, S. 265-277.
- Michels, Robert*: Der Patriotismus. Prolegomena zu seiner soziologischen Analyse. München, Leipzig 1929.
- Mommsen, Hans*: Kriegserfahrungen. In: Über Leben im Krieg. Kriegserfahrungen in einer Industrieregion 1939-1945. Reinbek 1989, S. 7-14.
- Mosse, George L.*: Über Kriegserinnerungen und Kriegsbegeisterung. In: Kriegsbegeisterung und mentale Kriegsvorbereitung. Interdisziplinäre Studien. Hg. v. Marcel van der Linden und Gottfried Mergner unter Mitarbeit v. Herman de Lange. Bd. 61. Berlin 1991, S. 27-36.
- Müller, Rolf-Dieter*: Menschenjagd. Die Rekrutierung von Zwangsarbeitern in der besetzten Sowjetunion. In: Vernichtungskrieg: Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944. Hg. v. Hannes Heer, Klaus Naumann. 1. Auflage. Hamburg 1995, S. 92-103.
- Nikisch, Reinhard M.G.*: Brief. Stuttgart 1991.
- Overmans, Rüdiger*: Soldaten hinter Stacheldraht. Deutsche Kriegsgefangene des Zweiten Weltkrieges. Berlin, München 2000.
- Rosenthal, Gabriele*: Vom Krieg erzählen, von den Verbrechen schweigen. In: Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944. Hg. v. Hannes Heer u. Klaus Naumann. 1. Auflage, Hamburg 1995.
- Ruffmann, Karl-Heinz*: Schlüsseljahre im deutsch-sowjetischen Verhältnis bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges. In: Deutsch – russische Zeitenwende: Krieg und Frieden 1941-1995. Hg. v. Hans-Adolf Jakobsen. Baden-Baden 1995.
- Scherrmann, Michael*: Feindbilder in der württembergischen Publizistik 1918-1933: Rußland, Bolschewismus und KPD im rechtsliberalen „Schwebischen Merkur“. In: Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkrieges. Hg. v. Gerhard Hirschfeld. Essen 1997, S. 388-402.
- Schramm, Gottfried*: Grundmuster deutscher Ostpolitik 1918-1939. In: Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt bis zum „Unternehmen Barbarossa“. Hg. v. Bernd Wegner. München, Zürich 1991.
- Schröder, Hans-Joachim*: Alltagsleben im Rußlandkrieg 1941-1945. In: Deutsch – russische Zeitenwende: Krieg und Frieden 1941-1995, Hg. v. Hans-Adolf Jakobsen. Baden-Baden 1995.
- Schröder, Hans-Joachim*: Die gestohlenen Jahre. Erzählgeschichten und Geschichtserzählung im Interview: Der Zweite Weltkrieg aus der Sicht ehemaliger Soldaten, Tübingen 1992.
- Schröder, Hans-Joachim*: Erfahrungen deutscher Mannschaftssoldaten während der ersten Phase des Rußlandkrieges. In: Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt bis zum „Unternehmen Barbarossa“. Hg. v. Bernd Wegner. München, Zürich 1991.
- Slutsch, Sergej*: Deutschland und die UdSSR 1918-1941. Motive und Folgen außenpolitischer Entscheidungen. In: Deutsch – russische Zeitenwende: Krieg und Frieden 1941-1995. Hg. v. Hans-Adolf Jakobsen. Baden-Baden 1995.

Stalingrad – eine deutsche Legende. Hg. v. Jens Ebert. Mit einem Vorwort von Lew Kopelew. Reinbek bei Hamburg 1992.

Steinert, Marlies G.: Hitlers Krieg und die Deutschen. Stimmung und Haltung der deutschen Bevölkerung im Zweiten Weltkrieg, Düsseldorf, Wien 1970.

Vogel, Detlef: Der Kriegsalltag im Spiegel von Feldpostbriefen (1939-1945). In: Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten. Hg. v. Wolfram Wette. 2. Auflage, München, Zürich 1995.

Wolfram Wette: Das Rußlandbild in der NS-Propaganda. Ein Problemaufriß. In: Das Rußlandbild im Dritten Reich. Hg. v. Hans-Erich Volkmann. Köln, Weimar, Wien 1994, S. 55-78.

Wette, Wolfram: Rassenfeind. Die rassistischen Elemente in der deutschen Propaganda gegen die Sowjetunion. In: Deutsch – russische Zeitenwende: Krieg und Frieden 1941-1995. Hg. v. Hans-Adolf Jakobsen. Baden-Baden 1995.

Zeidler, Manfred: Deutsch-sowjetische Wirtschaftsbeziehungen im Zeichen des Hitler-Stalin-Paktes, in: Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt bis zum „Unternehmen Barbarossa“. Hg. v. Bernd Wegner. München, Zürich 1991.

Zeidler, Manfred: Das Bild der Wehrmacht von Rußland und der Roten Armee zwischen 1933 und 1939. In: Das Rußlandbild im Dritten Reich. Hg. v. Hans-Erich Volkmann. Köln, Weimar, Wien 1994, S. 105-124.

Walter Kempowski: *Uns geht's ja noch gold*

1. Primärliteratur

Walter Kempowski: *Uns geht's ja noch gold.* München 1972.

2. Sekundärliteratur

Aussage zur Person. Zwölf deutsche Autoren im Gespräch mit Ekkehart Rudolf. Tübingen, Basel 1977, S. 101-119.

Blöcker, Günter: Walter Kempowskis verschämte Apotheose. In: Merkur, 27/1973, S. 86-87.

Dierks, Manfred: Walter Kempowski. Autorenbücher 39/1984. München.

Drewitz, Ingeborg: Prosa aus dem Zettelkasten. In: Zeitverdichtung. Essays. Kritiken. Portraits. Wien, München, Zürich 1980, S. 161-166.

Görtz, Franz Josef: Walter Kempowski als Historiker. In: Akzente, 20/1973. München, S. 243-254.

Harlass, Gertrude: Walter Kempowski: *Uns geht's ja noch gold.* In: "Die Welt der Bücher". Literarische Beihefte zur Herder- Korrespondenz. Freiburg 4.1969/70. H. 9, S. 463-464.

Hage, Volker: Eine Art Gedächtnistraining. In: Akzente 19/1972. München. S. 340-349.

Linder, Christian: Schreiben und Leben. Gespräche mit Schriftstellern. Köln 1974, S. 47-59.

Mecklenburg, Norbert: Faschismus und Alltag in deutscher Gegenwartsprosa. Kempowski und andere. In: Gegenwartsliteratur und Drittes Reich. Hg. v. Hans Wagener. Stuttgart 1977. S. 11-32.

Piontek, Heinz: Das Handwerk des Lesens. Erfahrungen mit Büchern und Autoren. Darmstadt 1979, S. 176-178.

Riley, Christopher: Walter Kempowski's Deutsche Chronik: a study in ironic narration. F.a.M., Berlin, Bern; New York, Paris, Wien 1997. (Historisch-kritische Arbeiten zur deutschen Literatur. Hs. V. Herbert Kraft. Bd. 19) Zugl.: Hobart, Univ. of Tasmania, Diss., 1995.

Rothmann, Kurt: Deutschsprachige Schriftsteller seit 1945 in Einzeldarstellungen. Stuttgart 1985, S. 209-212.

Schwab, Sylvia: Autobiographik und Lebenserfahrung. Versuch einer Typologie deutschsprachiger autobiographischer Schriften zw. 1965 u. 1975. Würzburg 1981, S. 59-78.

Weber, Dietrich: Walter Kempowski. In: Deutsche Literatur der Gegenwart in Einzeldarstellungen. Hg. v. Dietrich Weber. Band 2. Stuttgart 1977. S. 278-296.

Heinz G. Konsalik: *Der Arzt von Stalingrad*

1. Primärliteratur

Konsalik, Heinz G.: *Der Arzt von Stalingrad*, 43. Auflage, München 2000.

2. Sekundärliteratur

Anderegg, Roger: *Der Berufsrusse*. In: Heinz G. Konsalik. *Portrait eines Bestsellerautors*. Hg. v. Alexander U. Martens. München 1991, S. 49-59.

Baumgart, Reinhard: *Unmenschlichkeit beschreiben. Weltkrieg und Faschismus in der Literatur*.

Blank, Alexander: *Die deutschen Kriegsgefangenen in der UdSSR*, Köln 1979.

Blobel, Brigitte: „Ich bin ein Volksschriftsteller“. In: Heinz G. Konsalik. *Portrait eines Bestsellerautors*. Hg. v. Alexander U. Martens. München 1991, S. 44-48.

Cwojdrak, Günther: *Die Zweite Literatur*. In: *Neue deutsche Literatur*, 9 (1961), H. 5, S. 77-92.

Harenberg, Bodo: *Heinz G. Konsalik – Rekordmann der Buchmesse*. In: Heinz G. Konsalik. *Portrait eines Bestsellerautors*. Hg. v. Alexander U. Martens. München 1991, S. 35-37.

Hilger, Andreas: *Deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion, 1941-1956. Kriegsgefangenenpolitik, Lageralltag und Erinnerung*, 1. Auflage. Essen 2000.

Lehmann, Albrecht: *Gefangenschaft und Heimkehr*. München 1986.

Nusser, Peter: *Trivilliteratur*. Stuttgart 1991.

Nutz, Walter: *Der Krieg als Abenteuer und Idylle. Landserhefte und triviale Kriegsromane*. In: *Gegenwartsliteratur und Drittes Reich. Deutsche Autoren in der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit*. Hg. v. Hans Wagener. Stuttgart 1977, S. 265-283.

Riedler, Rudolf: *Gespräch mit dem Autor*. In: Heinz G. Konsalik. *Portrait eines Bestsellerautors*, Hg. v. Alexander U. Martens. München 1991, S. 16-28.

Schödel, Helmut: *Die Ein-Mann-Traumfabrik*. In: Heinz G. Konsalik. *Portrait eines Bestsellerautors*, Hg. v. Alexander U. Martens. München 1991, S. 71-82.

Stalingrad – eine deutsche Legende. Hg. v. Jens Ebert mit einem Vorwort von Lew Kopelew. Reinbek bei Hamburg 1992.

Ulrichs, Hans-Jürgen: *Variablen des „autoritären Charakters“ (Adorno) in Heinz G. Konsaliks *Der Arzt von Stalingrad**. In: *Krieg und Literatur*. Nr.10 (1993), S. 47-78.

Wagener, Hans: *Soldaten zwischen Gehorsam und Gewissen. Kriegsromane und –tagebücher*. In: *Gegenwartsliteratur und Drittes Reich. Deutsche Autoren in der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit*. Hg. v. Hans Wagener. Stuttgart 1977, S. 241-264.

Weigand, Jörg: *Konsalik – die Leidenschaft des Erzählens*. In: Heinz G. Konsalik. *Portrait eines Bestsellerautors*. Hg. v. Alexander U. Martens. München 1991, S. 7-12.

Wolfgang Leonhard: *Die Revolution entläßt ihre Kinder*

1. Primärliteratur

Leonhard, Wolfgang: *Die Revolution entläßt ihre Kinder*. 21. Auflage. Köln 2003.

Christa Wolf: *Moskauer Novelle*

1. Primärliteratur

Wolf, Christa: Moskauer Novelle. In: An den Tag gebracht. Prosa junger Menschen. Hg. v. Heinz Sachs. Halle/Saale 1961, S. 145-222.

Wolf, Christa: Lesen und Schreiben. Neue Sammlung. Essays, Aufsätze, Reden. Darmstadt 1980.

2. Sekundärliteratur

Chen, Linhua: Autobiographie als Lebenserfahrung und Fiktion. Untersuchungen zu den Erinnerungen an die Kindheit im Faschismus von Christa Wolf. (Europäische Hochschulschriften: Reihe 1. Deutsche Sprache und Literatur) 1991.

Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart. Geschichte der DDR. Bd. 11. Berlin 1977, S. 543-544.

Gugisch, Peter: Christa Wolf. In: Literatur der DDR in Einzeldarstellungen. Hg. v. Hans Jürgen Geerds. Stuttgart 1972, S. 395-415.

Hilzinger, Sonja: Christa Wolf. Stuttgart 1986, S. 9-15.

Hüttich, Gunter: Zum Problem der Stereotypie in der Aufbau-literatur der DDR. In: Stereotyp und Vorurteil in der Literatur. Hs. v. James Elliot, Jürgen Pelzer, Carol Poore. Göttingen 1978, S. 203-222.

Jäger, Manfred: Sozialliteraten. Funktion und Selbstverständnis der Schriftsteller in der DDR. Hg. v. Klaus Günther Just, Leo Kreutzer und Jochen Vogt. München 1973, S. 11-101.

Schultz, Gerda: Ein überraschender Erstling. In: NDL 7/1961, S. 128-131.

Stephan, Alexander: Christa Wolf. 3. überarb. Aufl. München 1987.

Wittstock, Uwe: Über die Fähigkeit zu trauern: Vom sozialistischen Realismus zur literarischen ‚Arbeit am Unbewußten‘. Das Bild der Wandlung im Prosawerk von Christa Wolf und Franz Fühmann. Frankfurt a.M. 1987.

Verzeichnis weiterer angeführter Literatur

Zur Geschichte und theoretisch-methodologischen Grundlagen der komparatistischen Imagologie. Imagologische Studien

Beller, Manfred: Vortrag auf der 5. Tagung der DGAVL zum Thema: Das Bild vom anderen Land in der Literatur, in Padua, Sept. 1981. In: arcadia 17 (1982), S. 157-170.

Bleicher, Thomas: Elemente einer komparatistischen Imagologie. In: Komparatistische Hefte, 1 (1980), S. 12-24.

Blioumi, Aglaja: Imagologische Images und imagotype Systeme. Kritische Anmerkungen. In: arcadia 37 (2002), S. 344-357.

Boerner, Peter: Das Bild vom anderen Land als Gegenstand literarischer Forschung. In: Sprache im technischen Zeitalter, Heft 56 (1975), S.313-321.

Boulding, Kenneth E.: The Image. Knowledge in Life and Society. Ann Arbor, Michigan 1956.

Dohmen, Doris: Methoden der komparatistischen Imagologie: Das deutsche Irlandbild. In: Der fremde Blick: Perspektiven interkultureller Kommunikation und Hermeneutik; Ergebnisse der DAAD-Tagung in London, 17.-19. Juni 1996. Hg. v. Ingo Breuer u. Arpad Sölter. Innsbruck/Wien 1997, S. 53-64.

Dutu, Alexandru: Die Imagologie und die Entdeckung der Alterität. In: Kulturbeziehungen in Mittel- und Osteuropa im XVIII. Und XIX. Jahrhundert. Festschrift für Heinz Ischreyt zum 65. Geburtstag, ed. W. Kessler et al. Berlin 1982.

Dyserinck, Hugo: Zum Problem der „images“ und „mirages“ und ihrer Untersuchung im Rahmen der Vergleichenden Literaturwissenschaft. In: arcadia 1 (1966), S. 107-120.

Dyserinck, Hugo: Komparatistische Imagologie. In: Komparatistik. Eine Einführung. Aachener Beiträge zur Komparatistik. Bd. 1, 2. durchgesehene Auflage. Bonn 1981, S. 125-133.

- Dyserinck, Hugo*: Komparatistische Imagologie jenseits der „Werkimmanenz“ und „Werktranszendenz“. In: *Synthesis* 9 (1988), S. 27-39.
- Dyserinck, Hugo*: Komparatistische Imagologie. Zur politischen Tragweite einer europäischen Wissenschaft von der Literatur. In: *Europa und das nationale Selbstverständnis. Imagologische Probleme in Literatur, Kunst und Kultur des 19. und 20. Jahrhunderts*. Hg. v. Hugo Dyserinck u. Karl Ulrich Syndram. Bonn 1988. S. 13-38.
- Dyserinck, Hugo*: Zur Entwicklung der komparatistischen Imagologie. In: *Colloquium Helveticum* 7 (1988), S. 19-42.
- Europa und das nationale Selbstverständnis*. Imagologische Probleme in Literatur, Kunst und Kultur des 19. und 20. Jahrhunderts. Hg. v. Hugo Dyserinck und Karl Ulrich Syndram. Aachener Beiträge zur Komparatistik. Bd. 8. Bonn 1988.
- Fang, Weigui*: Das Chinabild in der deutschen Literatur, 1871-1933. Ein Beitrag zur komparatistischen Imagologie. Diss. Frankfurt a. M. 1992 (=Europäische Hochschulschriften: Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur. Bd. 1356. Zugl. : Aachen, Techn. Hochschule, Diss. 1992)
- Fink, Gonther-Louis*: Réflexions sur l'imagologie. Stéréotypes et réalités nationales dans une perspective franco-allemande. In: *Recherches Germanistiques* 23 (1993), S. 3-31.
- Fischer, Manfred*: Nationale Images als Gegenstand Vergleichender Literaturgeschichte. Untersuchungen zur Entstehung der komparatistischen Imagologie. Bonn 1981.
- Fischer, Manfred*: Literarische Seinsweise und politische Funktion nationenbezogener Images. Ein Beitrag zur Theorie der komparatistischen Imagologie. In: *Neohelicon* X, 2 (1983), S. 251-274.
- Galinski, Hans*: Deutschlands literarisches Amerikabild: Ein kritischer Bericht zur Geschichte, Stand und Aufgaben der Forschung. In: *Deutschlands literarisches Amerikabild. Neuere Forschungen zur Amerikarezeption der deutschen Literatur*. Hg. v. Alexander Ritter. Hildesheim; New York. 1977, S. 4-27.
- Klein, Holger M.*: Zerrspiegel? – Bilder von Preussen-Deutschland in englischer Prosa, 1890-1914, In: *Europa und das nationale Selbstverständnis. Imagologische Probleme in Literatur, Kunst und Kultur des 19. und 20. Jahrhunderts*. Hg. v. Hugo Dyserinck und Karl Ulrich Syndram. Bonn 1988, S. 71-101.
- Lester, Rosemarie K.* : Der Trivialneger. Zur Imagologie des westdeutschen Illustriertenromans. In: *Stereotyp und Vorurteil in der Literatur*. Hg. v. James Elliot, Jürgen Pelzer, Carol Poore. Göttingen 1978, S. 147-162.
- Literarische Imagologie – Formen und Funktionen nationaler Stereotype in der Literatur*. Hg. v. János Riesz, in Verb. mit Thomas Bleicher u. Richard Taylor. Komparatistische Hefte. Heft 2 (1980).
- Mehnert, Elke*: Bilderwelten – Weltbilder. Vademecum der Imagologie. Chemnitz 1997.
- Mehnert, Elke*: Imagologica Slavica. Bilder vom eigenen und dem anderen Land. Studien zur Reiseliteratur und Imagologieforschung. B. 1. Frankfurt a. M. 1997.
- Mehnert, Elke*: Literarische Imagologie – Formen und Funktionen nationaler Stereotype in der Literatur. Bayreuth 1980 (= Studien zur Reiseliteratur und Imagologieforschung. 5 (2001))
- Pageaux, Daniel-Henri*: Image/Imaginaire. In: *Europa und das nationale Selbstverständnis: Imagologische Probleme in Literatur, Kunst und Kultur des 19. und 20. Jahrhunderts*. Hg. v. Hugo Dyserinck u. Karl Ulrich Syndram. Aachener Beiträge zur Komparatistik. Bd. 8 (1988), S. 367-380.
- Rieck, Werner*: Poetische Bilder von Völkern als literaturwissenschaftliches Problem. Zu Wert und Grenzen komparatistischer Imagologie.
- Riesz, János*: Einleitung: Zur Omnipräsenz nationaler und ethnischer Stereotype. In: *Komparatistische Hefte*. 1 (1980), Heft 2, S. 3-11.
- Stanzel, Franz K.*: Der literarische Aspekt unserer Vorstellungen vom Charakter fremder Völker. In: *Anzeiger der österreichischen Akademie der Wissenschaften. Phil.- hist. Klasse*. 111. Jg. (1974), Nr. 4, S. 63-82.
- Stüben, Jens*: Deutsche Polenbilder. Aspekte ethnischer Imagotype und Stereotype in der Literatur. In: *Historische Stereotypenforschung: Methodische Überlegungen und empirische Befunde*. Hg. v. Hans Henning Hahn. Oldenburger Schriften zur Geschichtswissenschaft. Oldenburg 1995, S. 41-74.

Šwidarska, Malgorzata: Studien zur literaturwissenschaftlichen Imagologie. Das literarische Werk Dostojewskijs aus imagologischer Sicht mit besonderer Berücksichtigung der Darstellung Polens. München 2002.

Syndram, Karl Ulrich: Ästhetische und nationale Urteile. Zur Problematik des Verhältnisses von künstlerischem Wert und nationaler Eigenart. In: Europa und das nationale Selbstverständnis: Imagologische Probleme in Literatur, Kunst und Kultur des 19. und 20. Jahrhunderts. Hg. v. Hugo Dyserinck u. Karl Ulrich Syndram. Aachener Beiträge zur Komparatistik. Bd. 8 (1988), S. 229-244.

Tietz, Manfred: Das französische Spanienbild zwischen Aufklärung und Romantik: Inhalte, Funktion und Repliken. In: Literarische Imagologie – Formen und Funktionen nationaler Stereotype in der Literatur. Hg. v. János Riesz. Komparatistische Hefte, Heft 2 (1980), S. 25-41.

Woland, Gerd: Kants Völkeranthropologie als Programm. In: Europa und das nationale Selbstverständnis: Imagologische Probleme in Literatur, Kunst und Kultur des 19. und 20. Jahrhunderts. Hg. v. Hugo Dyserinck u. Karl Ulrich Syndram. Aachener Beiträge zur Komparatistik. Bd. 8 (1988), S. 39-70.

Zur kulturwissenschaftlichen Neuorientierung der komparatistischen Imagologie

Dyserinck, Hugo: Von Ethnopsychologie zu Ethnoimagologie. Über Entwicklung und mögliche Endbestimmung eines Schwerpunkts des ehemaligen Aachener Komparatistikprogramms. In: Neohelicon XXIX, 1 (2002), S. 57-74.

Fischer, Manfred: Literarische Imagologie am Scheideweg. Die Erforschung des „Bildes vom anderen Land“ in der Literaturkomparatistik. In: Erstarrtes Denken. Studien zu Klischee, Stereotyp und Vorurteil in der englischsprachigen Literatur. Hg. v. Günther Blaicher. Tübingen 1987, S. 55-71.

Im Dialog mit der interkulturellen Germanistik. [Festschrift für Norbert Honsza] (Acta Universitatis Wratislaviensis 1497) Wrocław 1993.

Komparatistik und Europaforschung. (Aachener Beiträge zur Komparatistik 9) Hg. v. Hugo Dyserinck und Karl Ulrich Syndram. Bonn, Berlin 1992.

Logvinov, Michail I.: Studia imagologica: Zwei methodologische Ansätze zur komparatistischen Imagologie. In: Germanistisches Jahrbuch GUS „Das Wort“ 2003, S. 203-220.

Syndram, Karl Ulrich: „Laboratorium Europa“: Zur kulturwissenschaftlichen Begründung der Komparatistik. In: Europa provincia mundi. Essays offered to Hugo Dyserinck. Hg. v. Joep Leersen und Karl Ulrich Syndram. Amsterdam 1992, S. 83-96.

Studien zur literarischen Stereotypenforschung

Blaicher, Günther: Einleitung des Herausgebers: Bedingungen literarischer Stereotypisierung. In: Erstarrtes Denken: Studien zu Klischee, Stereotyp und Vorurteil in englischsprachiger Literatur. Tübingen 1987, S. 9-25.

O'Sullivan, Emer: Das ästhetische Potential nationaler Stereotypen in literarischen Texten. Auf der Grundlage einer Untersuchung des Englandbildes in der deutschsprachigen Kinder- und Jugendliteratur nach 1960. Diss. Tübingen 1989.

Rüdiger, Horst: Literarisches Klischee und lebendige Erfahrung. Dinslaken 1972.

Spaniel, Dorothea: Methoden zur Erfassung von Deutschland-Images. Ein Beitrag zur Stereotypenforschung. In: Info DaF 29/4 (2002), S. 356-368.

Stereotyp und Vorurteil in der Literatur. Untersuchungen zu Autoren des XX. Jahrhunderts. Göttingen 1978. (=ZfLL, Beiheft 9)

Stereotyp und Vorurteil in der Literatur. Hg. v. James Elliot, Jürgen Pelzer, Carol Poore. Göttingen 1978.

Studien zur Image- und Stereotypenforschung in anderen Teildisziplinen

Beier, Gerhard: Ost-West-Vorurteile in der politischen Bildung. Methodisch-didaktisches Modell über die Aufarbeitung von Vorurteilen. (Theorie und Geschichte der politischen Bildung) 1971.

Buchan, William/Cantril, Hadley: How other nations see each other. A study in public opinion. Prepared under the auspices of the UNESCO. Westport, Conn 1972.

Europa und das nationale Selbstverständnis. Imagologische Probleme in Literatur, Kunst und Kultur des 19. und 20. Jahrhunderts. Hg. v. Hugo Dyserinck und Karl Ulrich Syndram. Bonn 1988.

Gebhard, Hella: Vorurteil – Stereotyp – Klischee. Versuch einer Begriffsbestimmung aus linguistischer Sicht. In: LB 70 (1980), S. 511-

Hoffmann, Johannes: Stereotypen, Vorurteile, Völkerbilder in Ost und West – in Wissenschaft und Unterricht. Eine Bibliographie. Wiesbaden 1981.

Jaworski, Rudolf: Osteuropa als Gegenstand historischer Stereotypenforschung, In: GuG 13 (1987), S. 63-76.

Quasthoff, Uta: Soziales Vorurteil und Kommunikation. Eine sprachwissenschaftliche Analyse des Stereotyps. Frankfurt a. M. 1979.

Wilke, Jürgen: Imagebildung durch Massenmedien. In: Völker und Nationen im Spiegel der Medien. Hg. v. Bundeszentrale für politische Bildung. Bonn 1989, S. 11-21.

Völkerpsychologische Studien

Hahn, H.: Vom Genius Europas. Wesensbilder von zwölf europäischen Völkern, Ländern, Sprachen. Stuttgart 1963.

Hecker, Hans: Völkerpsychologische Gesichtspunkte zur osteuropäischen Geschichte. Methodische Ansätze zur Charakterisierung der Völker Osteuropas in der Zeitschrift „Ethnopsychologie. Revue de psychologie des peuples“. In: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 25 (1977), S. 364-376.

Klineberg, Otto: Der Charakter der Nationen. In: Vorurteil. Ergebnisse psychologischer und sozialpsychologischer Forschung. Hg. v. Anitra Karsten. Darmstadt 1978.

Lichtenberg, G. Chr.: Urteile und Bemerkungen über den Charakter verschiedener Völker. Vermischte Schriften. Göttingen 1953.

Spranger, Eduard: Wie erfaßt man einen Nationalcharakter? In: Die Erziehung. Monatsschrift für den Zusammenhang von Kultur und Erziehung in Wissenschaft und Leben. Jg. 15 (1940), S. 41-62.

Studien zu Freund- und Feindbildern:

Batke, K., Häßler u.a.: Feind-Einbildung. Köln (Krefelder Initiative) 1987.

Breitenstein, Rolf: „Feindbilder“ als Problem der internationalen Beziehungen. In: Europa-Archiv. Jg. 44 H. 7/89, S. 191-198.

Benz, Wolfgang: Feindbild und Vorurteil. Beiträge über Ausgrenzung und Verfolgung. München 1996.

Daschitschew, Wjatscheslaw: Abbau von Feindbildern in den Beziehungen zwischen der Sowjetunion und der Bundesrepublik Deutschland. In: Psychosozial 12. Jg. (1989) Heft 40, S. 91-107.

Feindbilder im Dienste der Aufrüstung. Hg. v. Gerd Sommer u.a. Arbeitskreis Marburger Wissenschaftler für Friedens- und Abrüstungsforschung. Marburg 1987.

Feindbilder, oder: Wie man Kriege vorbereitet. Hg. v. Hans Peter Bleuel u.a. Göttingen 1985.

Feindbild. Geschichte, Dokumentation, Problematik. Hg. v. G. Wagenlehner. 1989.

Fetscher, Iring: Zum Umgang mit Freund- und Feindbildern. In: Freund- und Feindbilder. Begegnung mit dem Osten. Hs. v. Peter-Michael Pflüger. Olten, Freiburg i. Br. 1986, S. 45-69.

Flohr, Anne-Katrin: Feindbilder in der internationalen Politik. (=Bonner Beiträge zur Politikwissenschaft) Münster, Hamburg 1993.

Freund- und Feindbilder. Begegnung mit dem Osten. Hs. v. Peter-Michael Pflüger. Olten, Freiburg i. Br. 1986.

Kühnl, R.: Rüstung, Krieg und die politische Funktion von Feindbilder. In: *Bewußt-Sein für den Frieden.* Hg. v. G. Bolm u. a. Weinheim 1983. S. 87-98.

Ostermann, Anne/ Hans Nicklas: Vorurteile und Feindbilder. 1. Auflage. München, Berlin, Wien 1976.

Pietrow-Ennker, Bianka: Das Feindbild im Wandel. Die Sowjetunion in den nationalsozialistischen Wochenschaun 1935-1941. In: *GWU.* 41 (1990) Nr. 6, S. 337-351. Oder (breiter angelegt) in: *Militärgeschichtliche Mitteilungen* 46 (1989), S. 79-120.

Russen und Deutsche. Alte Feindbilder weichen neuen Hoffnungen. Hg. v. Horst-Eberhard Richter. Hamburg 1990.

Sommer, Gerd/ K. G. Theobald: Feindbilder: Ihre Produktion und Funktionalisierung am Beispiel der Friedensnobelpreisverleihung an die IPPNW. In: *Aus der Bedrohung zum Handeln.* Hg. v. W. Popp. Berlin 1988, S. 190-197.

Wette, Wolfram: Feindbilder, Vernichtungskrieg, Legenden. 2002.

Zur Analyse außenpolitisch relevanter Feindbilder in der Bundesrepublik. Studien aus der Hessischen Stiftung für Friedens- und Konfliktforschung. Hg. v. HSFK. Bd. 1-9. Frankfurt a. M.

Xenologische Studien

Aksoy, Hatice: Literarische Zugänge zum Problem des Fremden. 1997.

Begegnung mit dem „Fremden“. Grenzen – Traditionen – Vergleiche. Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses Tokyo 1990. Hg. v. Eijiro Iwasaki.

Fiktion des Fremden. Erkundung kultureller Grenzen in Literatur und Publizistik. Hg. v. Dietrich Harth. Frankfurt a. M. 1994.

Interkulturelle Kommunikation und Fremdverstehen. Hg. v. Josef Gerighausen. München 1983

Studien zur Geschichte deutsch-russischer/deutsch-sowjetischer Beziehungen und zur Erforschung deutscher Rußlandbilder

Conze, Werner: Das deutsch-russische Verhältnis im Wandel der modernen Welt. Köln 1967.

Deutsche, Deutschbalten und Russen: Studien zu ihren gegenseitigen Bildern und Beziehungen. Hg. v. Klaus Meyer. Lüneburg 1997.

Deutsch-sowjetische Freundschaft. Hg. v. G. Gorski u.a. 1975.

Deutsch-sowjetische Freundschaft. Ein historischer Abriß von 1917 bis zur Gegenwart. Berlin (Ost) 1985.

Erdmann, Karl Dietrich/ Grieser, Helmut: Die deutsch-sowjetischen Beziehungen in der Zeit der Weimarer Republik als Problem der deutschen Innenpolitik. In: *GWU* 7/75, S. 403-426.

Frieden mit der Sowjetunion – eine unerledigte Aufgabe. Hg. v. D. Goldschmidt. Gütersloh 1989.

Groh, Dieter: Rußland und das Selbstverständnis Europas. Ein Beitrag zur europäischen Geistesgeschichte. Diss. Heidelberg 1971.

Kahle, W.: Zur Theologie und Geistesgeschichte des deutschen Rußlandbildes. Ein Beitrag zur Geschichte der deutsch-russischen Begegnungen. Leer 1972.

Kilian, Achim: Deutsche und Russen auf dem Weg zur Wahrheit. In: *DA* 31 (1998), S. 1013-1016.

Klug, Ekkehard: Das „asiatische Rußland“: Über die Entstehung eines europäischen Vorurteils. In: *Historische Zeitschrift.* Bd. 245 (1987), S. 265-289.

Locher, Th. J. G.: Das abendländische Rußlandbild seit dem 16. Jahrhundert. Institut für europäische Geschichte Mainz, Vorträge. Nr. 40. Wiesbaden 1965.

Meyer, Klaus: Die russische Revolution von 1905 im deutschen Urteil. In: *Rußland und Deutschland.* Hg. v. Uwe Liszkowski. Kieler Historische Studien. Bd. 2. Stuttgart, S. 265-277.

Rauch, Georg von: Wandlungen des deutschen Rußlandbildes. In: Deutsch-russische Nachbarschaft? Referate. Leer 1959, S. 17-30.

Russen und Deutsche. Alte Feindbilder weichen neuen Hoffnungen. Hg. v. Horst-Eberhard Richter. Hamburg 1990.

Rußland und Deutschland. Festschrift für Georg von Rauch. Hg. v. Uwe Liszkowski. Kieler historische Studien. Bd. 22. Stuttgart 1974.

Sievers, Leo: Deutsche und Russen. Tausend Jahre gemeinsamer Geschichte. Hamburg 1981.

Stammler, Heinrich: Wandlungen des deutschen Bildes vom russischen Menschen. In: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas. B. 5, H. 7 (1957), S. 271-305.

Theobald, K. G./ Sommer, Gerd: Ein Instrument zur Messung des Feindbildes Kommunismus/Sowjetunion: Entwicklung und erste Erprobung. Diskussionsbeiträge aus dem Fachbereich Psychologie der Philipps-Universität Marburg 1988.

Weltmacht Sowjetunion: Umbrüche, Kontinuitäten, Perspektiven. Hg. v. Gerhard Simon. Köln 1987.

Winkler, M.: Rußlands Bedeutung für Deutschland in Vergangenheit und Gegenwart. In: Rußland und wir. Betrachtungen über Rußland und den Bolschewismus. Stuttgart, 1951, S. 9-35.

Wir und die Russen: Fakten, Chancen, Illusionen. Aschaffenburg Gespräche 1982. Aschaffenburg 1983.

Spezielle Studien zur Rezeption Sowjetrußlands

In den 20er und 30er Jahren des 20. Jahrhunderts

Döser, Ute: Das bolschewistische Rußland in der deutschen Rechtspresse 1918-1925. Eine Studie zum publizistischen Kampf in der Weimarer Republik. Diss. Berlin 1961.

Elias, Rolf: Die Gesellschaft der Freunde des Neuen Rußland. Mit vollständigem Inhaltsverzeichnis aller Jahrgänge d. Zeitschrift „Das neue Rußland“ 1923-1932. (= Pahl-Rugenstein Hochschulschriften 186. Gesellschafts- und Naturwissenschaften) Köln 1985.

Furler, Bernhard: Augen-Schein. Deutschsprachige Reportagen über Sowjetrußland 1917-1939. Frankfurt a. M. 1987. Zugl.: Diss. Basel 1986.

Hecker, Hans: Die Tat und ihr Rußlandbild 1909-1939. Köln 1974.

Köbberling, Anna: Das Klischee der Sowjetfrau: Stereotyp und Selbstverständnis Moskauer Frauen zwischen Stalinära und Perestrojka. Diss. Frankfurt, New York 1997.

O'Sullivan, Donal: Furcht und Faszination. Deutsche und britische Rußlandbilder 1921-1933. Köln, Weimar, Wien 1996. Zugl.: Bonn, Univ., Diss. 1995.

In der Zeit des Zweiten Weltkrieges

Arnold, Sabine: „Ich bin bisher noch lebendig und gesund.“ Briefe von den Fronten des Großen Vaterländischen Krieges. In: Andere Helme – andere Menschen? Heimaterfahrung und Frontalltag im Zweiten Weltkrieg. Ein internationaler Vergleich. Hg. v. Detlev Vogel u.a. Essen 1995.

Baron, Ulrich: Stalingrad als Thema der deutschsprachigen Literatur. In: Stalingrad. Mythos und Wirklichkeit einer Schlacht. Hg. v. Wolfram Wette u. a. Frankfurt a. M. 1992, S. 226-232.

Berghoff, Hartmut: Zwischen Verdrängung und Aufarbeitung. In: GWU 49 (1998), Nr. 2, S. 96-114.

Dwinger, Edwin Erich: Wiedersehen mit Sowjetrußland. Tagebuch vom Ostfeldzug. Jena 1943.

Hettling, Manfred: Täter und Opfer? Die deutschen Soldaten in Stalingrad. In: Archiv für Sozialgeschichte 35 (1995), S. 515-531.

Jahn, Peter: Russenfurcht und Antibolschewismus. In: Erobern und vernichten. Der Krieg gegen die Sowjetunion 1941-1945. Berlin 1991.

Rambow, Aileen: Das Bild der Deutschen in der sowjetischen Kriegsliteratur. In: Deutsche, Deutschbalten und Russen: Studien zu ihren gegenseitigen Bildern und Beziehungen. Lüneburg 1997, S. 175-200.

Renner, Rolf Günter: Grundzüge und Voraussetzungen deutscher literarischer Rußlandbilder während des Dritten Reiches. In: Das Rußlandbild im Dritten Reich. Hg. v. Hans-Erich Volkmann. Köln, Weimar, Wien 1994, S. 387-420.

Über Leben im Krieg. Kriegserfahrungen in einer Industrieregion 1939-1945. Hg. v. Ulrich Borsdorf u.a. Reinbeck 1989.

Nach dem Zweiten Weltkrieg

Amerikanisierung und Sowjetisierung in Deutschland 1945-1970. Hg. v. Konrad Jarausch u.a. 1997

Brahm, Heinz: Westliche Meinungsbilder von der Sowjetunion. In: Weltmacht Sowjetunion. Hg. v. Gerhard Simon. Köln 1987, S. 247-258.

Bukowski, Wladimir: Dieser stechende Schmerz der Freiheit. Russischer Traum und westliche Realität. Frankfurt a. M.; Berlin 1985.

Deutsch-russische Zeitenwende. Krieg und Frieden 1941-1995. Hg. v. Hans-Adolf Jacobsen u.a. Baden-Baden 1995. (Schriften der Paul-Kleinewefers-Stiftung, 2)

Füllberg-Stollberg, Claus: Die Darstellung der UdSSR nach 1945 in Geschichtsbüchern der BRD: e. empir. Inhaltsanalyse. Diss. Göttingen, Zürich 1981.

Sywottek, Arnold: Die Sowjetunion aus westdeutscher Sicht seit 1945. In: Der Westen und die Sowjetunion: Einstellungen und Politik gegenüber der UdSSR in Europa seit 1917. Hg. v. Gottfried Niedhart. Paderborn 1983.

Thumann, Michael: Vom Einmarsch in die Tschechoslowakei bis zum Moskauer Vertrag. Das Rußlandbild westdeutscher Zeitschriften 1968 bis 1970. In: Deutsche, Deutschbalten und Russen: Studien zu ihren gegenseitigen Bildern und Beziehungen. Lüneburg 1997, S. 201-228.